This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47 9 17

Der Nachsommer.

Zweiter Band.

Der Nachsommer

von

Adalbert Stifter

Zweiter Band.

Gustav Heckenast in Pesth.

Der

Nachſommer.

Eine Erzählung

von

Adalbert Stifter.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Peſt, 1865.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

1.

Die Erweiterung.

Ich ging an den Ort, wo ich meine Arbeiten abgebrochen hatte. Die Leute, welche von meiner Absicht wieder zu kommen unterrichtet waren, hatten mich schon lange erwartet. Der alte Kaspar, welcher mein treuester Begleiter auf meinen Gebirgswanderungen war, und meistens in einem Lederſacke die wenigen Lebensmittel trug, welche wir für einen Tag brauchten, hatte schon mehrere Male in dem Ahornwirthshause um mich gefragt, und war gewöhnlich, wie mir die Wirthin sagte, ehe er eintrat, ein wenig auf der Gasse stehen geblieben, und hatte auf die vielen Fenster, welche von der hölzernen Zimmerung des Hauses auf die Ahorne hinausschauten, empor geblickt, um zu sehen, ob nicht aus einem derselben mein

Haupt hervor rage. Jezt ſaß er wieder bei mir an dem langen Fichtentiſche unter den grünen Bäumen, und die andern, denen er Bothſchaft gethan hatte, fanden ſich ein. Ich war ſehr erfreut, und es rührte mein Herz, als ich ſah, daß dieſe Leute mit Vergnügen mein Wiederkommen anſahen, und ſich ſchon auf die Fortſezung der Arbeit freuten.

Ich ging ſehr rüſtig daran, gleichſam als ob mich mein Gewiſſen drängte, das, was ich durch die längere Abweſenheit verſäumt hatte, einzubringen. Ich arbeitete fleißiger und thätiger als in allen früheren Zeiten, wir durchforſchten die Bergwände längs ihrer Einlagerungen in die Thalſohlen und in ihren verſchiedenen Höhepunkten, die uns zugänglich waren, oder die wir uns durch unſere Hämmer und Meißel zugänglich machten. Wir gingen die Thäler entlang, und ſpähten nach Spuren ihrer Zuſammenſezungen, und wir begleiteten die Waſſer, die in den Tiefen gingen, und unterſuchten die Gebilde, welche von ihnen aus entlegenen Stellen hergetragen und immer weiter und weiter geſchoben wurden. Der Hauptſammelplaz für uns blieb das Ahornhaus, und wenn wir auch oft länger von demſelben abweſend waren, und in anderen Gebirgswirthshäuſern oder bei Holz-

knechten oder auf einer Alpe oder gar im Freien übernachteten, so kamen wir in Zwischenräumen doch immer wieder in das Ahornhaus zurück, wir wurden dort als Eingebürgerte betrachtet, meine Leute fanden ihre Schlafstellen im Heu, ich hatte mein beständiges wohleingerichtetes Zimmer, und hatte ein Gelaß, in welches ich meine gesammelten Gegenstände konnte bringen lassen.

Oft, wenn ich von dem Arbeiten ermüdet war, oder wenn ich glaubte, in dem Einsammeln meiner Gegenstände genug gethan zu haben, saß ich auf der Spize eines Felsens, und schaute sehnsüchtig in die Landschaftsgebilde, welche mich umgaben, oder blickte in einen der Seen nieder, wie sie unser Gebirge mehrere hat, oder betrachtete die dunkle Tiefe einer Schlucht, oder suchte mir in den Moränen eines Gletschers einen Steinblock aus, und saß in der Einsamkeit, und schaute auf die blau oder grüne oder schillernde Farbe des Eises. Wenn ich wieder thalwärts kam, und unter meinen Leuten war, die sich zusammenfanden, war es mir, als sei mir alles wieder klarer und natürlicher.

Von einem Jägersmanne, welcher aber mehr ein Herumstreicher war, als daß er an einem Plaze durch

lange Zeit als ein mit dem Bezirke und mit dem Wildſtande vertrauter Jäger gedient hätte, ließ ich mir eine Zither über die Gebirge herüber bringen. Er kannte, eben weil er nirgends lange blieb, und an allen Orten ſchon gedient hatte, das ganze Gebirge genau, und wußte, wo die beſten und ſchönſten Zithern gemacht würden. Er konnte dies darum auch am beſten beurtheilen, weil er der fertigſte und berühmteſte Zitherſpieler war, den es im Gebirge gab. Er brachte mir eine ſehr ſchöne Zither, deren Grifbrett von rabenſchwarzem Holze war, in welchem ſich aus Perlenmutter und Elfenbein eingelegte Verzierungen befanden, und auf welchem die Stege von reinem glänzenden Silber gemacht waren. Die Bretter, ſagte mein Bothe, könnten von keiner ſingreicheren Tanne ſein; ſie iſt von dem Meiſter geſucht und in guten Zeichen und Jahren eingebracht worden. Die Füßlein der Zither waren elfenbeinerne Kugeln. Und in der That, wenn der Jägersmann auf ihr ſpielte, ſo meinte ich nie einen ſüßeren Ton auf einem menſchlichen Geräthe gehört zu haben. Selbſt was Mathilde und Natalie in dem Roſenhauſe geſpielt hatten, war nicht ſo geweſen; ich hatte weit und breit nichts gehört, was an die Handhabung der Zither durch dieſen

Jägersmann erinnerte. Ich ließ ihn gerne in meiner Gegenwart auf meiner Zither spielen, weil ihm keine so klang wie diese, und weil er sagte, sie müsse eingespielt werden. Er wurde mein Lehrer im Zitherspiele, und ich nahm mir vor, da ich sah, daß er meine Zither allen anderen vorzog, ihm, wenn ich Ursache hätte mit unseren Lehrstunden zufrieden zu sein, eine gleiche zu kaufen. Er hatte nehmlich erzählt, daß der Meister mehrere aus dem gleichen Holze wie die meinige und in gleicher Art gefertigt habe. Da sie nun ziemlich theuer gewesen war, so schloß ich, daß der Meister die Gleichen nicht so schnell werde verkaufen können, und daß noch eine werde übrig sein, wenn ich meinem Lehrer zu dem gewöhnlichen Lohne, den ich ihm in Geld zugedacht habe, noch dieses Geschenk würde hinzufügen wollen.

Ich begann in demselben Sommer auch, mir eine Sammlung von Marmoren anzulegen. Die Stücke, die ich gelegentlich fand oder die ich mir erwarb, wurden zu kleinen Körpern geschliffen, gleichsam dicken Tafeln, die auf ihren Flächen die Art des Marmors zeigten. Wenn ich größere Stücke fand, so bestimmte ich sie außer dem, daß ich die gleiche Art in Tafeln in die Sammlung that, zu allerlei Gegenständen, zu

kleinen Dingen des Gebrauches auf Schreibtiſchen Schreinen Waſchtiſchen oder zu Theilen von Geräthen oder zu Geräthen ſelbſt. Ich hoffte meinem Vater und meiner Mutter eine große Freude zu machen, wenn ich nach und nach als Nebengewinn meiner Arbeiten eine Zierde in ihr Haus oder gar in den Garten brächte; denn ich ſann auch darauf, aus einem Blocke, wenn ich einen fände, der groß genug wäre, ein Waſſerbecken machen zu laſſen.

Im Lauterthale fand ich einmal Roland, den Bruder Euſtachs. Er hatte in einer alten Kirche gezeichnet, und war jezt damit beſchäftigt im Gaſthauſe des Lauterthales dieſe Zeichnungen und einige andere, welche er in der Nähe entworfen hatte, mehr in das Reine zu bringen. Es befand ſich nehmlich nicht weit von Lauterthal ein einſamer Hof oder eigentlich mehr ein feſtes ſteinernes ſchloßartiges Haus, welches einmal einer Familie gehört hatte, die durch Handel mit Gebirgserzeugniſſen und durch immer ausgedehnteren Verkehr in viele Gegenden der Erde wohlhabend und durch Entartung ihrer Nachkommen durch den Leichtſinn derſelben und durch Verſchwendung wieder arm geworden war. Einer dieſes Geſchlechtes hatte das große ſteinerne Haus gebaut. Es gehörte jezt einem

fremden Herrn aus der Stadt, welcher es seiner Lage und seiner Seltenheiten willen gekauft hatte, und es zuweilen besuchte. In dem Hause waren schöne Bauwerke schöne Steinarbeiten und schöne Arbeiten aus Holz theils in Zimmerdecken Thüren und Fußböden theils in Geräthen. Die Holzarbeit mußte einmal im Gebirge viel blühender gewesen sein als jezt. Von diesen Gegenständen durfte nichts aus dem Hause gebracht werden, auch wurde von ihnen nichts verkauft. Roland hatte die Erlaubniß erhalten zu zeichnen, was ihm als zeichnungswürdig erscheinen würde. Dieses Zweckes halber hielt er sich im Lauterthalwirthshause auf. Ich besuchte mit ihm öfter das Haus, und wir geriethen in mannigfache Gespräche, namentlich wenn wir Abends, nachdem wir beide unser Tagewerk gethan hatten, an dem Wirthstische in der großen Stube zusammen kamen. Ich fand in ihm einen sehr feurigen Mann von starken Entschlüssen und von heftigem Begehren, sei es, daß ein Gegenstand der Kunst sein Herz erfüllte, oder daß er sonst etwas in den Bereich seines Wesens zu ziehen strebte. Er verließ diese Stätte früher als ich.

Ehe mich meine Geschäfte aus der Gegend führten, fand ich noch etwas, das mich meines Vaters

willen sehr freute. Kaspar hatte öfters meinen und Rolands Gesprächen zugehört und mitunter sogar in die Zeichnungen geblickt. Einmal sagte er mir, daß, wenn ich an alten Dingen so ein Vergnügen hätte, er mir etwas zeigen könne, das sehr alt und sehr merkwürdig wäre. Es gehöre einem Holzknechte, der ein Haus einen Garten und ein kleines Feldwesen habe, das von seinem Weibe und seinen heranwachsenden Kindern besorgt werde. Wir gingen einmal auf meine Anregung in das Haus hinauf, das jenseits eines Waldarmes mitten in einer trockenen Wiese nicht weit von kleinen Feldern und hart an einem großen vereinzelten Steinblocke lag, wie sie sich losgerissen oft im Innern von fruchtbaren Gründen befinden. Das alte Werk, welches ich hier traf, war die Vertäfelung von zwei Fensterpfeilern ungefähr halbmanneshoch. Es war offenbar der Rest einer viel größeren Vertäfelung, welche in der angegebenen Höhe auf dem Fußboden längs der ganzen Wände eines Zimmers herum gelaufen war. Hier bestanden nur mehr die Verkleidungen von zwei Fensterpfeilern; aber sie waren vollkommen ganz. Halberhabne Gestalten von Engeln und Knaben mit Laubwerk umgeben standen auf einem Sockel, und trugen zarte Simse. Der Besitzer des

Häuschens hatte die zwei Verkleidungen in seiner Prunkstube so aufgestellt, daß sie mit der unverzierten Höhlung gegen die Stube schauten. In diese Höhlung hatte er geschnizte und bemalte Heiligenbilder aus neuerer Zeit gestellt. Vermuthlich war das Werk einmal in dem steinernen Hause gewesen, und war dort weggekommen, da etwa Nachfolger Veränderungen machten, und Gegenstände verschleuderten. Der Besizer des Wiesenhauses sagte uns, daß sein Großvater die Dinge in einer Versteigerung der Hagermühle gekauft habe, die wegen Verschwendung des Müllers war eingeleitet worden. Meine Nachfragen um die Ergänzungen zu diesen Verkleidungen waren vergeblich, und durch Vermittlung Kaspars erkaufte ich von dem Besizer die übergebliebenen Reste. Ich ließ Kisten machen, legte die gefugten Theile auseinander, packte sie selber ein, und sendete sie unterdessen in das Ahornhaus zu meinen anderen Dingen.

Ich blieb wirklich in jenem Herbste sehr lange im Gebirge. Es lag nicht nur der Schnee schon auf den Bergen, sondern er deckte auch bereits das ganze Land, und man fuhr schon in Schlitten statt in Wägen, als ich von dem Ahornhause Abschied nahm. Ich hatte alle meine Sachen gepackt, und hatte sie voraus ge-

sendet, weil ich im künftigen Jahre nicht mehr in diesem freundlichen Hause sondern irgend wo anders meinen Aufenthalt würde aufschlagen müssen. Ich sagte allen meinen Leuten Lebewohl, und ging auf der glattgefrorenen Bahn neben dem rauschenden Flusse, der schon Stücke Ufereis ansezte, in die ebneren Länder hinaus. Mein Weg führte mich in seinem Verlaufe auf Anhöhen dahin, von welchen ich im Norden die Gegend des Rosenhauses, und im Süden die des Sternenhofes erblicken konnte. In dem weißen Gewande, welches sich über die Gefilde breitete, und welches von den dunkeln Bändern der Wälder geschnitten war, konnte ich kaum die Hügelgestaltungen erkennen, innerhalb welcher das Haus meines Freundes liegen mußte, noch weniger konnte ich die Umgebungen des Sternenhofes unterscheiden, da ich nie im Winter in dieser Gegend gewesen war. Das aber wußte ich mit Gewißheit, in welcher Richtung das Haus liegen müsse, an dem im vergangenen Sommer so viele Rosen geblüht haben, und in welcher das Schloß, hinter dem die alten Linden standen, und die Quelle floß, an der die weibliche Gestalt aus weißem Marmor Wache hielt. Die wohlthuenden Fäden, die mich nach beiden Richtungen zogen,

wurden von dem ſtärkeren Bande aufgehoben, das mich zu den lieben theuren Meinigen führte.

Als ich das flache Land erreicht hatte, und an dem Orte eingetroffen war, in welchem mich meine Kiſten erwarten ſollten, übergab ich dieſelben, die ich unverlezt vorfand, meinem Frächter zur Beförderung an den Strom, und empfahl ſie ihm, beſonders die mit den Alterthümern auf das Angelegentlichſte. Am anderen Tage reiſte ich in einem Wagen nach. Am Strome ließ ich die Kiſten ſorgfältig in ein Schiff bringen, und fuhr am nächſten Morgen mit dem nehmlichen Schiffe meiner Vaterſtadt zu.

Ich langte glücklich dort an, ließ meine Habſeligkeiten in unſer Haus ſchaffen, packte zuerſt die Kiſte mit den Alterthümern aus, und war beruhigt, als die Holzſchnizereien unverſehrt daraus hervor gingen. Die Freude meines Vaters war außerordentlich, die Mutter freute ſich des Vaters willen, und die Schweſter, deren glänzende Augen bald auf mich bald auf den Vater ſchauten, zeigte, daß ſie mit mir zufrieden ſei. Dieſes ließ mir manches vergeſſen, das beinahe wie eine Sorge in meinem Herzen war. Ich befand mich wieder bei meinen Angehörigen, die mit allen Kräften ihrer Seele an meinem Wohle Antheil nah-

men, und dies erfüllte mich mit Ruhe und einer süßen Empfindung, die mir in der lezten Zeit beinahe fremd geworden war.

Ich sah am anderen Tage, als ich in das Speisezimmer ging, den Vater, wie er vor den Verkleidungen stand, und sie betrachtete. Bald neigte er sich näher zu ihnen, bald kniete er nieder, und befühlte manches mit der Hand, oder untersuchte es genauer mit den Augen. Mir klopfte das Herz vor Freude, und die weißen Haare, welche unter den dunkeln immer häufiger auf seinem Haupte zum Vorschein kamen, erschienen mir doppelt ehrwürdig, und die leichte Falte der Sorge auf seiner Stirne, die in der Arbeit für uns auf diesem Size seiner Gedanken entstanden war, während ich meiner Freude nachgehen und die Welt und die Menschen genießen konnte, und während meine Schwester wie eine prachtvolle Rose erblühen durfte, erfüllte mich beinahe mit einer Andacht. Die Mutter kam dazu, er zeigte ihr manches, er erklärte ihr die Stellungen der Gestalten die Führung und die Schwingung der Stengel und der Blätter und die Eintheilung des Ganzen. Die Mutter verstand diese Dinge durch die langjährige Übung viel besser als ich, und ich sah jezt, daß ich dem Vater

etwas weit Schöneres gebracht habe, als ich wußte. Ich nahm mir vor, im nächsten Frühlinge viel genauer nach den zu diesen Verkleidungen noch gehörenden Theilen zu forschen; ich hatte früher nur im Allgemeinen gefragt, jezt wollte ich aber auf das Sorgfältigste in der ganzen Gegend suchen. Nachdem wir noch eine Weile über das Werk geredet hatten, führte mich die Mutter durch alle meine Zimmer, und zeigte mir, was man während meiner Abwesenheit gethan habe, um mir den Winteraufenthalt recht angenehm zu machen. Die Schwester kam dazu, und da die Mutter fortgegangen war, schlang sie beide Arme um meinen Hals, küßte mich, und sagte, daß ich so gut sei, und daß sie mich nach Vater und Mutter unter allen Dingen, die auf der Welt sein können, am meisten und am außerordentlichsten liebe. Mir wären bei dieser Rede bald die Thränen in die Augen getreten.

Als ich später in meinem Zimmer allein auf und ab ging, wollte mir mein Herz immer sagen: „jezt ist alles gut, jezt ist alles gut.“

Ich kaufte mir am andern Tage eine spanische Sprachlehre, welche mir ein Freund, der sich seit mehreren Jahren mit diesen Dingen abgegeben hatte, anrieth. Ich begann neben meinen anderen Arbeiten

vorerſt für mich in dieſem Buche zu lernen, mir vorbehaltend, ſpäter, wenn ich es für nöthig halten ſollte, auch einen Lehrer im Spaniſchen zu nehmen. Auch fuhr ich nicht nur fort, in den Schauſpielen Shakespeares zu leſen, ſondern ich wendete die Zeit die mir von meinen Arbeiten übrig blieb, auch der Leſung anderer dichteriſcher Werke zu. Ich ſuchte die Schriften der alten Griechen und Römer wieder hervor, von denen ich ſchon Bruchſtücke während meiner Studienjahre als Pflichterfüllung hatte leſen müſſen. Damals waren mir die Geſtaltungen dieſer Völker, die ich mit ruhigen und kühlen Kräften hatte erfaſſen können, ſehr angenehm geweſen, deßhalb nahm ich jezt die Bücher dieſer Art wieder vor.

Meine Zither gereichte der Schweſter zur Freude. Ich ſpielte ihr die Dinge vor, die ich bereits auf dieſen Saiten hervorzubringen im Stande war, ich zeigte ihr die Anfangsgründe, und als für uns beide in dieſer Übung auch ein Meiſter aus der Stadt in das Haus kam, lieh ich ihr die Zither, und verſprach ihr, eine eben ſo ſchöne und gute oder eine noch ſchönere und beſſere für ſie aus dem Gebirge zu ſchicken, wenn ſie zu bekommen wäre. Ich erzählte ihr, daß der Mann, der mir in dem Gebirge Unterricht im Zither-

spiele gebe, bei weitem schöner, wenn auch nicht so gekünstelt spiele als der Meister in der Stadt. Ich sagte, ich wolle in dem Gebirge sehr fleißig lernen, und ihr, wenn ich wieder komme, Unterricht in dem ertheilen, was ich unterdessen in mein Eigenthum verwandelt hätte.

Unter diesen Beschäftigungen und unter andern Dingen, welche schon frühere Winter eingeleitet hatten, ging die kältere Jahreszeit dahin. Als die Frühlingslüfte wehten und die Erde abzutrocknen begann, trat ich meine Sommerwanderung wieder an. Ich wählte doch abermals das Ahornhaus zu meinem Aufenthalte, wenn ich auch wußte, daß ich oft weit von ihm weggehen und lange von ihm würde entfernt bleiben müssen. Es war mir schon zur Gewohnheit geworden, und es war mir lieb und angenehm in ihm.

Das erste, was ich vornahm, war, daß ich Bothschaft nach meinem Zitherspieljägersmanne aussandte. Da er überall zu finden ist, kam er sehr bald, und wir verabredeten, wie wir unsere Übungen im Zitherspiele fortsezen würden. Gleichzeitig begann ich die Forschungen nach jenen Theilen der Wandverkleidungen, welche zu den meinem Vater überbrachten Pfei-

lerverkleidungen als Ergänzung gehörten. Ich forschte in dem Hause nach, in welchem Roland im vergangenen Sommer gezeichnet hatte, ich forschte bei dem Holzknechte, von welchem mir die Pfeilerverkleidungen waren verkauft worden, ich dehnte meine Forschungen in alle Theile der umliegenden Gegend aus, gab besonders Männern Aufträge, welche oft in die abgelegensten Winkel von Häusern und anderen Gebäuden kommen, wie zum Beispiele Zimmerleuten Maurern, daß sie mir sogleich Nachricht gäben, wenn sie etwas aus Holz geschniztes entdeckten, ich reiste selber an manche Stellen, um nachzusehen: allein es fand sich nichts mehr vor. Als beinahe nicht zu bezweifeln stellte sich heraus, daß die von mir gekauften Verkleidungen einmal zu dem steinernen Hause der ausgestorbenen Gebirgskaufherren gehört haben, in welchem sie die Unterwand eines ganzen Saales umgeben haben mochten. Bei einer einmal vorgenommenen sogenannten Verschönerung späterer verschwenderisch gewordener Nachkommen hat man sie wahrscheinlich weg gethan, und sie fremden Händen überlassen, die sie in abwechselnden Besiz brachten. Die Pfeilerverkleidungen, welche gleichsam Nischen bildeten, in die man Heiligenbilder thun konnte, sind

übrig geblieben, die anderen geraden Theile sind verkommen, oder sogar muthwillig zerschlagen oder verbrannt worden.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes ging ich auch mit meinem Jägersmanne von dem Ahornhause über das Echergebirge in das Echerthal, wo der Meister wohnte, von dem der Jäger die Zither für mich gekauft hatte, und von dem ich auch eine für meine Schwester kaufen wollte. Dieser Mann verfertigte Zithern für das ganze umliegende Gebirge und zur Versendung. Er hatte noch zwei mit der meinigen glanz gleiche. Ich wählte eine davon, da in der Arbeit und in dem Tone gar keine Verschiedenheit wahrgenommen werden konnte. Der Meister sagte, er habe lange keine so guten Zithern gemacht, und werde lange keine solchen mehr machen. Sie seien alle drei von gleichem Holze, er habe es mit vieler Mühe gesucht und mit vielen Schwierigkeiten gefunden. Er werde vielleicht auch nie mehr ein solches finden. Auch werde er kaum mehr so kostbare Zithern machen, da seine entfernten Abnehmer nur oberflächliche Waare verlangten, und auch die Gebirgsleute, die wohl die Güte verstehen, doch nicht gerne theure Zithern kauften.

Von dem Zitherſpiele, welches mein Jäger mit mir übte, ſchrieb ich mir ſo viel auf, als ich konnte, um es der Schweſter zum Einlernen und zum Spielen zu bringen.

Gegen die Zeit der Roſenblüthe ging ich in den Asperhof, und fand die zwei Zimmer ſchon für mich hergerichtet, welche ich im vorigen Sommer bewohnt hatte.

Am erſten Tage erzählte mir ſchon der Gärtner Simon, der von ſeinem Gewächshauſe zu mir herüber gekommen war, daß der Cereus peruvianus in dem Asperhofe ſei. Der Herr habe ihn von dem Inghofe gekauft, und da ich gewiß Urſache dieſer Erwerbung ſei, ſo müſſe er mir ſeinen Dank dafür abſtatten. Ich hatte allerdings mit meinem Gaſtfreunde über den Cereus geredet, wie ich es dem Gärtner verſprochen hatte; aber ich wußte nicht, wie viel Antheil ich an dem Kaufe hätte, und ſagte daher, daß ich den Dank nur mit Zurückhaltung annehmen könne. Ich mußte dem Gärtner in das Cactushaus folgen, um den Cereus anzuſehen. Die Pflanze war in freien Grund geſtellt, man hatte für ſie einen eigenen Aufbau gleichſam ein Thürmchen von doppeltem Glas auf dem Cactushauſe errichtet, und hatte durch Stüzen oder

durch Lenkung der Sonnenstrahlen auf gewisse Stellen des Gewächses Anstalten getroffen, daß der Cereus, der sich an der Decke des Gewächshauses im Inghofe hatte krümmen müssen, wieder gerade wachsen könne. Ich hätte nicht gedacht, daß diese Pflanze so groß sei, und daß sie sich so schön darstellen würde.

Weil mein Vater an alterthümlichen Dingen eine so große Freude hatte, weil ihn die Verkleidungen so sehr erfreut hatten, welche ich ihm im vergangenen Herbste gebracht hatte, so that ich an meinen Gastfreund, da ich eine Weile in seinem Hause gewesen war, eine Bitte. Ich hatte die Bitte schon länger auf dem Herzen gehabt, that sie aber erst jezt, da man gar so gut und freundlich mit mir in dem Rosenhause war. Ich ersuchte nehmlich meinen Gastfreund, daß er erlaube, daß ich einige seiner alten Geräthe zeichnen und malen dürfe, um meinem Vater die Abbilder zu bringen, die ihm eine deutlichere Vorstellung geben würden, als es meine Beschreibungen zu thun im Stande wären.

Er gab die Einwilligung sehr gerne, und sagte: „Wenn ihr eurem Vater ein Vergnügen bereiten wollet, so zeichnet und malet, wie ihr wollt, ich habe nicht nur nichts dagegen, sondern werde auch Sorge

tragen, daß in den Zimmern, die ihr benüzen wollt, gleich alles zu eurer Bequemlichkeit hergerichtet werde. Sollte euch Eustach an die Hand gehen können, so wird er es gewiß sehr gerne thun."

Am folgenden Tage war in dem Zimmer, in welchem sich der große Kleiderschrein befand, mit dem ich anfangen wollte, eine Staffelei aufgestellt und neben ihr ein Zeichnungstisch, ob ich mich des einen oder des andern bedienen wollte. Der Schrein war von seiner Stelle weg in ein besseres Licht gerückt, und alle Fenster bis auf eines waren mit ihren Vorhängen bedeckt, damit eine einheitliche Beleuchtung auf den Gegenstand geleitet würde, der gezeichnet werden sollte. Eustach hatte alle seine Farbstoffe zu meiner Verfügung gestellt, wenn etwa die von mir mitgebrachten irgendwo eine Lücke haben sollten. Das zeigte sich sogleich klar, daß die Zeichnungen jedenfalls mit Farben gemacht werden müßten, weil sonst gar keine Vorstellung von den Gegenständen hätte erzeugt werden können, die aus verschiedenfarbigem Holze zusammengestellt waren.

Ich ging sogleich an die Arbeit. Mein Gastfreund hatte auch für meine Ruhe gesorgt. So oft ich zeichnete, durfte niemand in das Zimmer kommen,

in dem ich war, und ſo lange ſich überhaupt meine Geräthſchaften in demſelben befanden, durfte es zu keinem andern Gebrauche verwendet werden. Um deſto mehr glaubte ich meine Arbeit beſchleunigen zu müſſen.

Es waren indeſſen Mathilde und Natalie in dem Asperhofe angekommen, und ſie lebten dort, wie ſie im vorigen Jahre gelebt hatten.

Ich zeichnete fleißig fort. Niemand ſtellte das Verlangen, meine Arbeit zu ſehen, Euſtach hatte ich gebeten, daß ich ihn zuweilen um Rath fragen dürfe, was er bereitwillig zugeſtanden hatte. Ich führte ihn daher zu Zeiten in das Zimmer; und er gab mir mit vieler Sachkenntniß an, was hie und da zu verbeſſern wäre. Nur Guſtav ließ Neugierde nach der Zeichnung blicken; nicht daß ihm geradezu eine Äußerung in dieſer Hinſicht entfallen wäre; aber da er ſich ſo an mich angeſchloſſen hatte, und da ſein Weſen ſehr offen und klar war, ſo erſchien es nicht ſchwer, den Wunſch, den er hegte, zu erkennen. Ich lud ihn daher ein, mich in dem Zimmer zu beſuchen, wenn ich zeichnete, und ich richtete es ſo ein, daß meine Zeichnungszeit in ſeine freien Stunden fiel. Er kam fleißig, ſah mir zu, fragte um allerlei, und gerieth endlich

darauf, auch ein ſolches Gemälde verſuchen zu wollen. Da mein Gaſtfreund nichts dawider hatte, ſo überließ ich ihm meine Farben zur Benüzung, und er begann auf einem Tiſche neben mir ſein Geſchäft, indem er den nehmlichen Schrein abbildete wie ich. Im Zeichnen war er ſehr unterrichtet, Euſtach war ſein Lehrmeiſter; dieſer hatte aber bisher noch immer nicht zugegeben, daß ſein Zögling den Gebrauch der Farben anfange, weil er von dem Grundſaze ausging, daß zuvor eine ſehr ſichere und behende Zeichnung vorhanden ſein müſſe. Die Spielerei aber mit dem Schreine — denn es war nichts weiter als eine Spielerei — ließ er als eine Ausnahme geſchehen.

Ich wurde in Kurzem mit der erſten Arbeit fertig. Das Bild ſah in den genau und gewiſſenhaft nachgeahmten Farben faſt noch lieblicher und reizender aus als der Gegenſtand ſelber, da alles ins Kleinere und Feinere zuſammengerückt war.

Da ich die Zeichnung vollendet hatte, legte ich ſie meinem Gaſtfreunde und Mathilde vor. Sie billigten dieſelbe, und ſchlugen einige kleine Änderungen vor. Da ich die Nothwendigkeit derſelben einſah, nahm ich ſie ſogleich vor. Hierauf wurde von ihnen ſo wie von Euſtach die Abbildung für fertig erklärt.

Nach dem Kleiderſchreine nahm ich den Schreibtiſch mit den Delphinen vor.

Weil ich durch die erſte Zeichnung ſchon einige Fertigkeit erlangt hatte, ſo ging es bei der zweiten ſchneller, und alles gerieth mit mehr Leichtigkeit und Schwung. Ich war fertig geworden, und legte auch dieſe Abbildung Mathilden meinem Gaſtfreunde und Euſtach vor. Guſtav hatte in der Zeit auch ſeine Zeichnung des großen Schreines vollendet, und brachte ſie herbei. Er wurde ein wenig ausgelacht, und andererſeits wurden ihm auch Dinge angegeben, die er noch zu verändern, und hinein zu machen hätte. Auch bei mir wurden Verbeſſerungen vorgeſchlagen. Als wir beide mit unſern Ausfeilungen fertig waren, wurden in dem Zimmer, in welchem wir gezeichnet hatten, die Geräthe wieder an ihren Plaz gerückt, und die Staffelei und unſere Malergeräthſchaften wurden daraus entfernt. Ich hatte mir in dieſem Zimmer nur die zwei Gegenſtände abzubilden vorgenommen.

Hierauf verſuchte ich noch einige kleinere Gegenſtände.

Unterdeſſen waren manche Leute zum Beſuche in das Roſenhaus gekommen, wir ſelber hatten auch

einige Nachbarn aufgesucht, hatten Spaziergänge gemacht, und an mehreren Abenden saßen wir im Garten oder vor den Rosen oder unter dem großen Kirschbaume und es wurde von verschiedenen Dingen gesprochen.

Eustach sagte mir einmal, da ich von den Geräthen in dem Sternenhofe redete, und die Äußerung machte, daß meinen Vater Abbildungen von ihnen sehr freuen würden, es könne keinen Schwierigkeiten unterliegen, daß ich in dem Sternenhofe ebenso zeichnen dürfe wie in dem Asperhause. Ich ging auf die Sache nicht ein, da ich nicht den Muth hatte, mit Mathilde darüber zu sprechen. Am andern Tage zeigte mir Eustach die Einwilligung an, und Mathilde lud mich auf das Freundlichste ein, und sagte, daß mir in ihrem Hause jede Bequemlichkeit zu Gebote stehen würde. Ich dankte sehr freundlich für die Güte, und nach mehreren Tagen fuhr ich mit den Pferden meines Gastfreundes in den Sternenhof, während Mathilde und Natalie noch in dem Rosenhause blieben.

Im Sternenhofe fand ich zu meiner Überraschung schon alles zu meinem Empfange vorbereitet. Da Bilder in dem Schlosse waren, hatte man auch mehrere Staffeleien, welche man mir zur Auswahl in das

große Zimmer geſtellt hatte, in welchem die alterthümlichen Geräthe ſtanden. Auch ein Zeichnungstiſch mit allem Erforderlichen war in das Zimmer geſchafft worden. Ich wählte unter den Staffeleien eine, und ließ die übrigen wieder an ihre gewöhnlichen Orte bringen. Den Zeichnungstiſch behielt ich zur Bequemlichkeit neben der Staffelei bei mir. Es war nun zum Malen beinahe alles ſo eingerichtet wie im Asperhofe. Auch durfte ich mir die Geräthe, die ich zu zeichnen vorhatte, in das Licht rücken laſſen, wie ich wollte. Zum Wohnen und Schlafen hatte man mir das nehmliche Zimmer hergerichtet, in welchem ich bei meinem erſten Beſuche geweſen war. Zum Speiſen wurde mir der Saal, in dem ich arbeitete, oder mein Wohnzimmer frei geſtellt. Ich wählte das Lezte.

Ich betrachtete mir vorerſt die Geräthe, und wählte diejenigen aus, die ich abbilden wollte. Hierauf ging ich an die Arbeit. Ich malte ſehr fleißig, um die Unordnung, welche meine Arbeiten nothwendig in dem Hauſe machen mußten, ſo kurz als möglich dauern zu laſſen. Ich blieb daher den ganzen Tag in dem Saale, nur des Abends, wenn es dämmerte, oder Morgens, ehe die Sonne aufging, begab ich mich in das Freie oder in den Garten, um einen Gang

in der erquickenden Luft zu machen, oder gelegentlich auch ſtille ſtehend oder auf einer Ruhebank ſizend die weite Gegend um mich herum zu betrachten. Oft, wenn ich die Pinſel gereinigt und all das unter Tags gebrauchte Malergeräthe geordnet und an ſeinen Plaz gelegt hatte, ſaß ich unter den alten hohen Linden im Garten, und dachte nach, bis das ſpäte Abenroth durch die Blätter derſelben herein fiel, und die Schatten auf dem Sandboden ſo tief geworden waren, daß man die kleinen Gegenſtände, die auf dieſem Boden lagen, nicht mehr ſehen konnte. Noch öfter aber war ich auf dem Plaze hinter der Epheuwand, von welchem aus das Schloß in die großen Eichen eingerahmt zu erblicken war, und neben und hinter dem Schloſſe ſich die Gegend und die Berge zeigten. Es war die Stille des Landes, wenn der heitere Spähimmel ſich über das Schloß hinzog, wenn die Spizen von deſſen Dachfähnchen glänzten, ſich in Ruhe das Grün herum lagerte, und das Blau der Berge immer ſanfter wurde. Zuweilen in beſonders heißen Tagen ging ich auch in die Grotte, in welcher die Marmornimphe war, freute mich der Kühle, die da herrſchte, ſah das gleiche Rinnen des Waſſers und ſah den gleichen Marmor, auf dem nur zuweilen ein Lichtchen

zuckte, wenn ſich ein ſpäter Strahl in dem Waſſer fing, und auf die Geſtalt geworfen wurde.

In dem Schloſſe war es ſehr einſam, die Diener waren in ihren abgelegenen Zimmern, ganze Reihen von Fenſtern waren durch herabgelaſſene Vorhänge bedeckt, und zu dem Hofbrunnen ging ſelten eine Geſtalt, um Waſſer zu holen, daher er zwiſchen den großen Ahornen eintönig fortrauſchte. Dieſe Stille machte, daß ich deſto mehr der Bewohnerinnen dachte, die jezt abweſend waren, daß ich meinte, ihre Spuren entdecken zu können, und daß ich dachte, ihren Geſtalten irgendwo begegnen zu müſſen. Beſſer war es, wenn ich in die Landſchaft hinausging. Dort lebten die Klänge der Arbeit, dort ſah ich heitere Menſchen, die ſich beſchäftigten und regſame Thiere, die ihnen halfen.

Es war eine Art von Verwalter in dem Schloſſe, der den Auftrag haben mußte, für mich zu ſorgen, wenigſtens that er alles, was er zu meiner Bequemlichkeit für nöthig erachtete. Er fragte oft nach meinen Wünſchen, ließ mehr Speiſen und Getränke auf meinen Tiſch ſtellen, als nöthig war, ſorgte ſtets für friſches Waſſer, Kerzen und andere Dinge, ließ eine Menge Bücher, die er aus der Bücherſammlung des

Schloſſes genommen haben mochte, in mein Zimmer bringen, und meinte zuweilen, daß es die Höflichkeit erfordere, daß er mehrere Minuten mit mir ſpreche. Ich machte ſo wenig als möglich Gebrauch von allen für mich in dieſem Schloſſe eingeleiteten Anſtalten, und ging nicht einmal in die Meierei, in welcher es ſehr lebhaft war, um durch meine Gegenwart oder durch mein Zuſchauen nicht jemanden in ſeiner Arbeit zu beirren.

Als ich mit den ausgewählten Gegenſtänden fertig war, hörte ich nicht auf; denn aus ihnen entwickelten ſich wieder andere Arbeiten, was ſeinen Grund darin hatte, daß ein Gegenſtand den andern verlangte, was wieder daher rührte, daß die Geräthe dieſes Zimmers und der Nebengemächer ein Ganzes bildeten, welches man nicht zerſtückt denken konnte. Was mir aber zu ſtatten kam, war die große Übung, die ich nach und nach erlangte, ſo daß ich endlich in einem Tage mehr vor mich brachte, als ſonſt in dreien.

Euſtach kam einmal herüber, mich zu beſuchen. Ich ſah darin ein Zeichen, daß man mir Gelegenheit geben wollte, mich ſeines Rathes zu bedienen. Ich that dieſes auch, freute mich der Worte, die er ſprach, und folgte den Anſichten, die er entwickelte. Er er-

zählte mir auch, daß Mathilde und Natalie noch lange in dem Asperhofe zu bleiben gedächten. Da, wie ich wußte, ihr Beſuch in dem vorigen Sommer im Roſenhauſe viel kürzer geweſen war, ſo verfiel ich auf den Gedanken, ob ſie nicht etwa gerade darum heuer länger in demſelben verweilten, um mir Muße zu meinen Arbeiten in dem Sternenhofe zu geben. Ob es nun ſo ſei oder nicht, wußte ich nicht, es konnte aber ſo ſein, und darum beſchloß ich, mein Malen abzukürzen. Endlich mußte ich doch einmal ſchließen, da ich doch nicht alle Gegenſtände abbilden konnte. Ich ſagte Euſtach die Zeit, in der ich fertig ſein würde. Er blieb zwei Tage in dem Schloſſe, vermaß manches, unterſuchte einiges in manchen Zimmern, und kehrte dann wieder in das Roſenhaus zurück.

Ehe ich ganz fertig war, kamen alle vom Asperhofe herüber, und blieben einige Tage. Auch Euſtach kam wieder mit. Ich legte vor, was ich gemacht hatte, und es geſchah das Nehmliche, was in dem Roſenhauſe geſchehen war. Man billigte im Allgemeinen die Arbeit, und ſtellte hie und da etwas aus, was zu verbeſſern wäre. Ich hatte ſchon zu der Abbildung der Geräthe im Asperhofe Öhlfarben angewendet, weil ich in Behandlung derſelben nach und nach eine größere

Fertigkeit erlangt hatte als in der der Waſſerfarben, und weil die Wirkung eine viel größere war. Die Geräthe des Sternenhofes hatte ich nun auch mit Öhlfarben abgebildet, und dieſe Abbildungen waren viel gelungener als die im Roſenhauſe. Ich erkannte die Vorſchläge, welche mir gemacht worden waren, an, und bemerkte mir ſie zur Ausführung.

Euſtach ging von dem Sternenhofe wieder in das Roſenhaus zurück; mein Gaſtfreund Mathilde Natalie und Guſtav machten eine kleine Reiſe.

Auch mein Bleiben war nicht mehr lange in dem Schloſſe. Ich machte noch fertig, was fertig zu machen war, ich verbeſſerte, was zu verbeſſern vorgeſchlagen worden war, und was mir ſelber noch in der Zeit als verbeſſrungswürdig einfiel, und wartete dann ab, bis alles gut getrocknet wäre, um es einpacken und für den Vater in Bereitſchaft halten zu können. Da dies geſchehen war, dankte ich dem Verwalter ſehr verbindlich für alle ſeine Aufmerkſamkeit, gab den Mädchen, die für mich zu thun gehabt hatten, Geſchenke, welche ich mir zu dieſem Zwecke ſchon früher angeſchafft hatte, und beſtieg den Wagen, den mir der Verwalter zu meiner Zurückfahrt in das Roſenhaus zur Verfügung geſtellt hatte.

Als ich in dem Roſenhauſe ankam, traf ich meinen Gaſtfreund und ſeine Geſellſchaft von der Reiſe ſchon zurückgekehrt an. Ich blieb noch mehrere Tage bei ihnen, nahm dann Abſchied, und begab mich in das Ahornhaus zu meinen Arbeiten zurück.

Ich ſuchte dieſe Arbeiten raſch zu betreiben; aber alles war jezt anders, und nahm eine andere Färbung in meinem Herzen an.

Als ich in dem Frühling die Hauptſtadt verlaſſen hatte, und dem langſam über einen Berg empor fahrenden Wagen folgte, war ich einmal bei einem Haufen von Geſchiebe ſtehen geblieben, das man aus einem Flußbette genommen, und an der Straße aufgeſchüttet hatte, und hatte das Ding gleichſam mit Ehrfurcht betrachtet. Ich erkannte in den rothen weißen grauen ſchwarzgelben und geſprenkelten Steinen, welche lauter plattgerundete Geſtalten hatten, die Bothen von unſerem Gebirge, ich erkannte jeden aus ſeiner Felſenſtadt, von der er ſich losgetrennt hatte, und von der er ausgeſendet worden war. Hier lag er unter Kameraden, deren Geburtsſtätte oft viele Meilen von der ſeinigen entfernt iſt, alle waren ſie an Geſtalt gleich geworden, und alle harrten, daß ſie zerſchlagen und zu der Straße verwendet würden.

Beſonders kamen mir die Gedanken, wozu dann alles da ſei, wie es entſtanden ſei, wie es zuſammenhänge, und wie es zu unſerem Herzen ſpreche.

Einmal gelangte ich zu dem See hinunter, und betrachtete an dem ſonnigen Nachmittage die Thatſache, daß die Schönheit der abſteigenden Berge meiſtens gegen einen Seeſpiegel am größten iſt. Kömmt das aus Zufall, haben die abſtürzenden dem See zueilenden Wäſſer die Berge ſo ſchön gefurcht gehöhlt geſchnitten geklüftet, oder entſpringt unſere Empfindung von dem Gegenſaze des Waſſers und der Berge, wie nehmlich das erſte eine weiche glatte feine Fläche bildet, die durch die rauhen abſteigenden Riffe Rinnen und Streifen geſchnitten wird, während unterhalb nichts zu ſehen iſt, und ſo das Räthſel vermehrt wird? Ich dachte bei dieſer Gelegenheit: wenn das Waſſer durchſichtiger wäre, zwar nicht ſo durchſichtig wie die Luft, doch beinahe ſo; dann müßte man das ganze innere Becken ſehen, nicht ſo klar wie in der Luft ſondern in einem grünlichen feuchten Schleier. Das müßte ſehr ſchön ſein. Ich blieb in Folge dieſes Gedankens länger an dem See, miethete mich in einem Gaſthofe ein, und machte mehrere Meſſungen der Tiefe des Waſſers an verſchiedenen Stellen, deren

Entfernung vom Ufer ich mittelst einer Meßschnur bezeichnete. Ich dachte, auf diese Weise könnte man annähernd die Gestalt des Seebeckens ergründen, könnte es zeichnen, und könnte das innere Becken von dem äußeren durch eine sanftere grünlichere Farbe unterscheiden. Ich beschloß, bei einer ferneren Gelegenheit die Messungen fortzusezen.

Diese Bestrebungen brachten mich auf die Betrachtung der Seltsamkeiten unserer Erdgestaltungen. In dem Seegrunde sah ich ein Thal, in dessen Sohle, die sich bei andern Thälern mit dem vieltausendfachen Pflanzenreichthume und den niedergestürzten Gebirgstheilen füllt, und so einen schönen Wechsel von Pflanzen und Gestein darstellt, kein Pflanzengrund sich entwickelt, sondern das Gerölle sich sachte mehrt, der Boden sich hebt, und die ursprünglichen Klüftungen ausfüllt. Dazu kommen die Stücke, die unmittelbar von den Wänden in den See stürzen, dazu kommen die Hügel, die außer der gewöhnlichen Ordnung von bedeutenden Hochwassern in den See geschoben, und von dem nachträglichen Wellenschlage wieder abgeflacht werden. In Jahrtausenden und Jahrtausenden füllt sich das Becken immer mehr, bis einmal, mögen hundert oder noch mehr Jahrtausende vergangen sein,

kein See mehr ist, auf der ungeheuren Dicke der Geröllschichten der menschliche Fuß wandelt, Pflanzen grünen, und selbst Bäume stehen. So kannte ich manche Stellen, die einst Seegrund gewesen waren. Der Fluß, der Vater des Sees, hatte sich in seinem Weiterlaufe tiefer gewühlt, er hatte den Seespiegel niederer gelegt, der Seegrund hatte sich gehoben, bis nichts mehr war als ein Thal, an dem jezt die Ufer als grüne Wälle in langen Strecken stehen, mit kräftigen Kräutern blühenden Büschen und mancher lachenden Wohnung von Menschen prangen, während das, was einmal ein mächtiges Wasser gebildet hatte, jezt als ein schmales Bändlein in glänzenden Schlangenlinien durch die Landschaft geht.

Ich betrachtete vom See aus die Schichtungen der Felsen. Was bei Kristallen der Blätterdurchgang ist, das zeigt sich hier in großen Zügen. An manchen Stellen ist die Neigung diese, an manchen ist sie eine andere. Sind diese ungeheuern Blätter einst gestürzt worden, sind sie erhoben worden, werden sie noch immer erhoben? Ich zeichnete manche Lagerungen in ihren schönen Verhältnissen und in ihren Neigungen gegen die wagrechte Fläche. Wenn ich so die Blätter durchging, und die Gestaltungen ansah war es mir

wie eine unbekannte Geſchichte, die ich nicht enträthſeln konnte, und zu der es doch Anhaltspunkte geben mußte, um die Ahnungen in Nahrung zu ſezen.

Wenn ich die Stücke unbelebter Körper, die ich für meine Schreine ſammelte, anſah, ſo fiel mir auf, daß hier dieſe Körper liegen, dort andere, daß ungeheure Mengen desſelben Stoffes zu großen Gebirgen aufgethürmt ſind, und daß wieder in kleinen Abſtänden kleine Lagerungen mit einander wechſeln. Woher ſind ſie gekommen, wie haben ſie ſich gehäuft? Liegen ſie nach einem Geſeze, und wie iſt dieſes geworden? Oft ſind Theile eines größern Körpers in Menge oder einzeln an Stellen, wo der Körper ſelber nicht iſt, wo ſie nicht ſein ſollen, wo ſie Fremdlinge ſind. Wie ſind ſie an den Plaz gekommen? Wie iſt überhaupt an einer Stelle gerade dieſer Stoff entſtanden und nicht ein anderer? Woher iſt die Berggeſtalt im Großen gekommen? Iſt ſie noch in ihrer Reinheit da, oder hat ſie Veränderungen erlitten, und erleidet ſie dieſelben noch immer? Wie iſt die Geſtalt der Erde ſelber geworden, wie hat ſich ihr Antliz gefurcht, ſind die Lücken groß, ſind ſie klein?

Wenn ich auf meinen Marmor kam — wie bewunderungswürdig iſt der Marmor! Wo ſind denn

die Thiere hin, deren Spuren wir ahnungsvoll in dieſen Gebilden ſehen? Seit welcher Zeit ſind die Rieſenſchnecken verſchwunden, deren Andenken uns hier überliefert wird? Ein Andenken, das in ferne Zeiten zurück geht, die niemand gemeſſen hat, die vielleicht niemand geſehen hat, und die länger gedauert haben, als der Ruhm irgend eines Sterblichen.

Eine Thatſache fiel mir auf. Ich fand todte Wälder, gleichſam Gebeinhäuſer von Wäldern, nur daß die Gebeine hier nicht in eine Halle geſammelt waren, ſondern noch aufrecht auf ihrem Boden ſtanden. Weiße abgeſchälte todte Bäume in großer Zahl, ſo daß vermuthet werden mußte, daß an dieſer Stelle ein Wald geſtanden ſei. Die Bäume waren Fichten oder Lärchen oder Tannen. Jezt konnte an der Stelle ein Baum gar nicht mehr wachſen, es ſind nur Kriechhölzer um die abgeſtorbenen Stämme, und auch dieſe ſelten. Meiſtens bedeckt Gerölle den Boden oder größere mit gelbem Mooſe überdeckte Steine. Iſt dieſe Thatſache eine vereinzelte nur durch vereinzelte Ortsurſachen hervorgebracht? Hängt ſie mit der großen Weltbildung zuſammen? Sind die Berge geſtiegen, und haben ſie ihren Wälderſchmuck in höhere todbringende Lüfte gehoben? Oder hat ſich der Boden geändert, oder wa-

ren die Gletscherverhältnisse andere? Das Eis aber reichte einst tiefer: wie ist das alles geworden?

Wird sich vieles, wird sich alles noch einmal ganz ändern? In welch schneller Folge geht es? Wenn durch das Wirken des Himmels und seiner Gewässer das Gebirge beständig zerbröckelt wird, wenn die Trümmer herabfallen, wenn sie weiter zerklüftet werden, und der Strom sie endlich als Sand und Geschiebe in die Niederungen hinausführt, wie weit wird das kommen? Hat es schon lange gedauert? Unermeßliche Schichten von Geschieben in ebenen Ländern bejahen es. Wird es noch lange dauern? So lange Luft Licht Wärme und Wasser dieselben bleiben, so lange es Höhen gibt, so lange wird es dauern. Werden die Gebirge also einstens verschwunden sein? Werden nur flache unbedeutende Höhen und Hügel die Ebenen unterbrechen, und werden selbst diese auseinander gewaschen werden? Wird dann die Wärme in den feuchten Niederungen oder in tiefen heißen Schluchten verschwinden, so wie die kalte Luft in Höhen auf die Erde ohne Einfluß sein wird, so daß alle Glieder in unsern Ländern von demselben lauen Stoffe umflossen sind, und sich die Verhältnisse aller Gewächse ändern? Oder dauert die Thätigkeit, durch welche die Berge

gehoben wurden, noch heute fort, daß sie durch innere Kraft an Höhe ersezen oder übertreffen, was sie von Außen her verlieren? Hört die Hebungskraft einmal auf? Ist nach Jahrmillionen die Erde weiter abgekühlt, ist ihre Rinde dicker, so daß der heiße Fluß in ihrem Innern seine Kristalle nicht mehr durch sie empor zu treiben vermag? Oder legt er langsam und unmerklich stets die Ränder dieser Rinde auseinander, wenn er durch sie seine Geschiebe hinan hebt? Wenn die Erde Wärme ausstrahlt, und immer mehr erkaltet, wird sie nicht kleiner? Sind dann die Umdrehungsgeschwindigkeiten ihrer Kreise nicht geringer? Ändert das nicht die Passate? Werden Winde Wolken Regen nicht anders? Wie viele Millionen Jahre müssen verfließen, bis ein menschliches Werkzeug die Änderung messen kann?

Solche Fragen stimmten mich ernst und feierlich, und es war, als wäre in mein Wesen ein inhaltreicheres Leben gekommen. Wenn ich gleich weniger sammelte und zusammentrug als früher, so war es doch, als würde ich in meinem Innern bei weitem mehr gefördert als in vergangenen Zeiten.

Wenn eine Geschichte des Nachdenkens und Forschens werth ist, so ist es die Geschichte der Erde, die

ahnungsreichſte, die reizendſte, die es gibt, eine Geſchichte, in welcher die der Menſchen nur ein Einſchiebſel iſt, und wer weiß es, welch ein kleines, da ſie von anderen Geſchichten vielleicht höherer Weſen abgelöſet werden kann. Die Quellen zu der Geſchichte der Erde bewahrt ſie ſelber wie in einem Schriftengewölbe in ihrem Innern auf, Quellen, die vielleicht in Millionen Urkunden niedergelegt ſind, und bei denen es nur darauf ankömmt, daß wir ſie leſen lernen, und ſie durch Eifer und Rechthaberei nicht verfälſchen. Wer wird dieſe Geſchichte einmal klar vor Augen haben? Wird eine ſolche Zeit kommen, oder wird ſie nur der immer ganz wiſſen, der ſie von Ewigkeit her gewußt hat?

Von ſolchen Fragen flüchtete ich zu den Dichtern. Wenn ich von langen Wanderungen in das Ahornhaus zurück kam, oder wenn ich ferne von dem Ahornhauſe in irgend einem Stübchen eines Alpengebäudes wohnte, ſo las ich in den Werken eines Mannes, der nicht Fragen löste, ſondern Gedanken und Gefühle gab, die wie eine Löſung in holder Umhüllung waren, und wie ein Glück ausſahen. Ich hatte manigfaltige ſolcher Männer. Unter den Büchern waren auch ſolche, in denen Schwulſt enthalten war. Sie gaben

die Natur in und außer dem Menſchen nicht ſo, wie ſie iſt, ſondern ſie ſuchten ſie ſchöner zu machen, und ſuchten beſondere Wirkungen hervorzubringen. Ich wendete mich von ihnen ab. Wem das nicht heilig iſt, was iſt, wie wird der beſſeres erſchaffen können, als was Gott erſchaffen hat? In der Naturwiſſenſchaft war ich gewohnt geworden, auf die Merkmale der Dinge zu achten, dieſe Merkmale zu lieben, und die Weſenheit der Dinge zu verehren. Bei den Dichtern des Schwulſtes fand ich gar keine Merkmale, und es erſchien mir endlich lächerlich, wenn einer ſchaffen wollte, der nichts gelernt hat.

Die Männer gefielen mir, welche die Dinge und die Begebenheiten mit klaren Augen angeſchaut hatten, und ſie in einem ſicheren Maße in dem Rahmen ihrer eigenen inneren Größe vorführten. Andere gaben Gefühle in ſchöner Sittenkraft, die tief auf mich wirkten. Es iſt unglaublich, welche Gewalt Worte üben können; ich liebte die Worte, und liebte die Männer, und ſehnte mich oft nach einer unbeſtimmten unbekannten glücklichen Zukunft hinaus.

Die Alten, die ich einſt zu verſtehen geglaubt hatte, kamen mir doch jezt anders vor als früher. Es ſchien mir, als wären ſie natürlicher wahrer einfacher

und größer als die Männer der neuen Zeit, und als laſſe ſie der Ernſt ihres Weſens und die Achtung vor ſich ſelbſt nicht zu den Überſchreitungen gelangen, welche ſpätere Zeiten für ſchön hielten. Ich trug Homeros Äſchilos Sophokles Thukidides faſt auf allen Wanderungen mit mir. Um ſie zu verſtehen, nahm ich alle griechiſchen Sprachwerke, die mir empfohlen waren, vor, und lernte in ihnen. Am förderlichſten im Verſtehen war aber das Leſen ſelber. Bei den Alten nahm ich Geſchichtſchreiber gerne unter Dichter, ſie ſchienen mir dort einander näher zu ſtehen als bei den Neuen.

Da gerieth ich auch auf das Malen. Die Gebirge ſtanden im Reize und im Ganzen vor mir, wie ich ſie früher nie geſehen hatte. Sie waren meinen Forſchungen ſtets Theile geweſen. Sie waren jetzt Bilder ſo wie früher blos Gegenſtände. In die Bilder konnte man ſich verſenken, weil ſie eine Tiefe hatten, die Gegenſtände lagen ſtets ausgebreitet zur Betrachtung da. So wie ich früher Gegenſtände der Natur für wiſſenſchaftliche Zwecke gezeichnet hatte, wie ich bei dieſen Zeichnungen zur Anwendung von Farben gekommen war, wie ich ja vor Kurzem erſt Geräthe gezeichnet und gemalt hatte: ſo verſuchte ich

jezt auch, den ganzen Blick, in dem ein Hintereinanderſtehendes im Dufte Schwebendes vom Himmel ſich Abhebendes enthalten war, auf Papier oder Leinwand zu zeichnen und mit Öhlfarben zu malen. Das ſah ich ſogleich, daß es weit ſchwerer war als meine früheren Beſtrebungen, weil es ſich hier darum handelte, ein Räumliches, das ſich nicht in gegebenen Abmeſſungen und mit ſeinen Naturfarben ſondern gleichſam als die Seele eines Ganzen darſtellte, zu erfaſſen, während ich früher nur einen Gegenſtand mit bekannten Linienverhältniſſen und ſeiner ihm eigenthümlichen Farbe in die Mappe zu übertragen hatte. Die erſten Verſuche mißlangen gänzlich. Dieſes ſchreckte mich aber nicht ab, ſondern eiferte mich vielmehr noch immer ſtärker an. Ich verſuchte wieder und immer wieder. Endlich vertilgte ich die Verſuche nicht mehr, wie ich früher gethan hatte, ſondern bewahrte ſie zur Vergleichung auf. Dieſe Vergleichung zeigte mir nach und nach, daß ſich die Verſuche beſſerten, und die Zeichnung leichter und natürlicher wurde. Es war ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen ſtrebte, deſto ſchöner wurde auch dieſes Unnennbare vor mir ſelbſt.

Ich blieb ſo lange in dem Gebirge, als es nur möglich war, und als die zunehmende Kälte einen Aufenthalt im Freien nicht ganz und gar verboth.

Im ſpäteſten Herbſte ging ich noch einmal zu meinem Gaſtfreunde in das Roſenhaus. Es war zur Zeit, da in dem Gebirge ſchon manigfaltige Schneelaſten auf den Höhen lagen, und das flache Land ſich ſchon jedes Schmuckes entäußert hatte. Der Garten meines Freundes war kahl, die Bienenhütte war in Stroh eingehüllt, in den laubloſen Zweigen ſchrillte nur noch manche vereinzelte Kohlmeiſe oder ein Wintervogel, und über ihnen zogen in dem grauen Himmel die grauen Dreiecke der Gänſe nach dem Süden. Wir ſaßen in den langen Abenden bei dem Feuer des Kamins, arbeiteten unter Tags an der Einhüllung und Einwinterung der Gegenſtände, die es bedurften, oder machten an manchem Nachmittage einen Spaziergang, wenn der regſame Nebel die Hügel und die Thäler und die Ebenen umwandelte.

Ich zeigte meinem Gaſtfreunde meine Verſuche im landſchaftlichen Malen, weil ich es gewiſſermaßen für eine Falſchheit gehalten hätte, ihm nichts von der Veränderung zu ſagen, die in mir vorgegangen war. Ich ſcheute mich ſehr, die Verſuche vorzulegen, ich

that es aber doch, und zwar zu einer Zeit, da auch Euſtach zugegen war. Als Einleitung erklärte ich, wie ich nach und nach dazu gekommen wäre, dieſe Dinge zu machen.

„Es geht allen ſo, welche die Gebirge öfter beſuchen, und welche Einbildungskraft und einiges Geſchick in den Händen haben," ſagte mein Gaſtfreund, „ihr braucht euch deßhalb nicht beinahe zu entſchuldigen, es war zu erwarten, daß ihr nicht blos bei eurem Sammeln von Steinen und Verſteinerungen bleiben werdet, es iſt ſo in der Natur, und es iſt ſo gut."

Die Entwürfe wurden mit viel mehr Ernſt und Genauigkeit durchgenommen, als ſie verdienten. Da ſowohl mein Gaſtfreund als auch Euſtach jedes Blatt öfter betrachtet hatten, ſprachen ſie mit mir darüber. Ihr Urtheil ging einſtimmig darauf hinaus, daß mir das Naturwiſſenſchaftliche viel beſſer gelungen ſei als das Künſtleriſche. Die Steine, die ſich in den Vordergründen befänden, die Pflanzen, die um ſie herum wüchſen, ein Stück alten Holzes, das da läge, Theile von Gerölle, die gegen vorwärts ſäßen, ſelbſt die Gewäſſer, die ſich unmittelbar unter dem Blicke befänden, hätte ich mit Treue und mit den ihnen eigenthümlichen Merkmalen ausgedrückt. Die Fernen die

großen Flächen der Schatten und der Lichter an ganzen Bergkörpern und das Zurückgehen und Hinausweichen des Himmelsgewölbes seien mir nicht gelungen. Man zeigte mir, daß ich nicht nur in den Farben viel zu bestimmt gewesen wäre, daß ich gemalt hätte, was nur mein Bewußtsein an entfernten Stellen gesagt nicht mein Auge, sondern daß ich auch die Hintergründe zu groß gezeichnet hätte, sie wären meinen Augen groß erschienen, und das hätte ich durch das Hinaufrücken der Linien angeben wollen. Aber durch beides, durch Deutlichkeit der Malerei und durch die Vergrößerung der Fernen hätte ich die letzteren näher gerückt, und ihnen das Großartige benommen, das sie in der Wirklichkeit besäßen. Eustach rieth mir, eine Glastafel mit Canadabalsam zu überziehen, wodurch sie etwas rauher würde, so daß Farben auf ihr haften, ohne daß sie die Durchsichtigkeit verlöre, und durch diese Tafel Fernen mit den an sie grenzenden näheren Gegenständen mittelst eines Pinsels zu zeichnen, und ich würde sehen, wie klein sich die größten und ausgedehntesten entfernten Berge darstellten, und wie groß das zunächstliegende Kleine würde. Dieses Verfahren aber empfehle er nur, damit man zur Überzeugung der Verhältnisse komme, und einen

Maßſtab gewinne, nicht aber, daß man dadurch künſtleriſche Aufnahmen von Landſchaften mache, weil durch einen ſolchen Vorgang die künſtleriſche Freiheit und Leichtigkeit verloren würde, welche in Bezug auf Darſtellung das Weſen und das Herz der Kunſt ſei. Das Auge ſoll nur geübt und unterrichtet werden, die Seele müſſe ſchaffen, das Auge ſoll ihr dienen. In Hinſicht der Farbgebung der Fernen rieth er mir, dort, wo ich einen Zweifel hätte, ob ich etwas ſähe oder nur wiſſe, es lieber nicht anzugeben, und überhaupt in der Farbe lieber unbeſtimmter als beſtimmter zu ſein, weil dadurch die Gegenſtände an Großartigkeit gewinnen. Sie werden durch die Unbeſtimmtheit ferner und durch dieſes allein größer. Durch Linien des Zeichnenſtiftes auf dem kleinen Papiere oder der kleinen Leinwand könne man nichts groß machen. Durch Verdeutlichung werden die Körper näher gerückt und verkleinert. Wenn überhaupt ein Fehler gegen die Genauigkeit gemacht werden müſſe — und kein Menſch könne Dinge namentlich Landſchaften in ihrer völligen Weſenheit geben — ſo ſei es beſſer, die Gegenſtände großartiger und überſichtlicher zu geben, als in zu viele einzelne Merkmale zerſtreut. Das erſte ſei das Künſtleriſchere und Wirkſamere.

Ich ſah ſehr gut ein, was ſie ſagten, und wußte auch, woher die Fehler kämen, von denen ſie redeten. Ich hatte bisher alle Gegenſtände in Hinblick auf meine Wiſſenſchaft gezeichnet, und in dieſer waren Merkmale die Hauptſache. Dieſe mußten in der Zeichnung ausgedrückt ſein, und gerade die am ſchärfſten, durch welche ſich die Gegenſtände von verwandten unterſchieden. Selbſt bei meinem Zeichnen von Angeſichtern hatte ich deren Linien ihr Körperliches ihre Licht- und Schattenvertheilung unmittelbar vor mir. Daher war mein Auge geübt, ſelbſt bei fernen Gegenſtänden das, was ſie wirklich an ſich hatten, zu ſehen, wenn es auch noch ſo undeutlich war, und dafür auf das, was ihnen durch Luft Licht und Dünſte gegeben wurde, weniger zu achten, ja dieſe Dinge als Hinderniſſe der Beobachtung eher weg zu denken, als zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit zu machen. Durch das Urtheil meiner Freunde wurde mir der Verſtand plözlich geöffnet, daß ich das, was mir bisher immer als weſenlos erſchienen war, betrachten und kennen lernen müſſe. Durch Luft Licht Dünſte Wolken durch nahe ſtehende andere Körper gewinnen die Gegenſtände ein anderes Ausſehen, dieſes müſſe ich ergründen, und die veranlaſſenden Dinge

müſſe ich, wenn es mir möglich wäre, ſo ſehr zum Gegenſtande meiner Wiſſenſchaft machen, wie ich früher die unmittelbar in die Augen ſpringenden Merkmale gemacht hatte. Auf dieſe Weiſe dürfte es zu erreichen ſein, daß die Darſtellung von Körpern gelänge, die in einem Mittel und in einer Umgebung von anderen Körpern ſchwimmen. Ich ſagte das meinen Freunden, und ſie billigten meinen Entſchluß. Wenn der Nebel oder überhaupt die trübe Jahreszeit einen Blick in die Ferne geſtattete, wurde das, was mit Worten geſagt wurde, auch an wirklichen Beiſpielen erörtert, und wir ſprachen über die Art und Weiſe, wie ſich die entfernten Gebirge oder Theile von ihnen oder näher gehende von der Hauptkette ſich ablöſende Gründe darſtellten. Es iſt unglaublich, wie ſehr ich in jenem kurzen Herbſtaufenthalte unterrichtet wurde.

Ich ſprach mit meinem Gaſtfreunde auch von den Dichtern, welche ich las, und erzählte ihm von dem großen Eindrucke, welchen ihre Worte auf mich machten. Wir gingen bei Gelegenheit einmal in ſein Bücherzimmer, er führte mich vor die Schreine, in welchen die Dichter ſtanden, und zeigte mir, was er in dieſer Hinſicht beſaß. Er ſagte auch, ich möchte wäh-

rend des Aufenthaltes in seinem Hause von den Büchern Gebrauch machen, wie ich wollte; ich könnte sie im Lesezimmer benüzen oder auch in meine Wohnung mit hinübernehmen. Es waren Werke in den ältesten Sprachen da, von Indien bis nach Griechenland und Italien, es waren Werke der neueren Zeiten da und auch der neuesten. Am zahlreichsten waren natürlich die der Deutschen.

„Ich habe diese Bücher gesammelt," sagte er, „nicht, als ob ich sie alle verstände; denn von manchen ist mir die Sprache vollkommen fremd; aber ich habe im Verlaufe meines Lebens gelernt, daß die Dichter, wenn sie es im rechten Sinne sind, zu den größten Wohlthätern der Menschheit zu rechnen sind. Sie sind die Priester des Schönen, und vermitteln als solche bei dem steten Wechsel der Ansichten über Welt über Menschenbestimmung über Menschenschicksal und selbst über göttliche Dinge das ewig Dauernde in uns und das allzeit Beglückende. Sie geben es uns im Gewande des Reizes, der nicht altert, der sich einfach hinstellt, und nicht richten und verurtheilen will. Und wenn auch alle Künste dieses Göttliche in der holden Gestalt bringen, so sind sie an einen Stoff gebunden, der diese Gestalt vermitteln muß: die Musik an den

Ton und Klang, die Malerei an die Linien und die Farbe, die Bildnerkunſt an den Stein das Metall und dergleichen, die Baukunſt an die großen Maſſen irdiſcher Beſtandtheile, ſie müſſen mehr oder minder mit dieſem Stoffe ringen; nur die Dichtkunſt hat beinahe gar keinen Stoff mehr, ihr Stoff iſt der Gedanke in ſeiner weiteſten Bedeutung, das Wort iſt nicht der Stoff, es iſt nur der Träger des Gedankens, wie etwa die Luft den Klang an unſer Ohr führt. Die Dichtkunſt iſt daher die reinſte und höchſte unter den Künſten. Da ich nun meine, daß es ſo iſt, wie ich ſage, ſo habe ich die Männer, welche die Stimme der Zeiten als große in der Kunſt des Dichtens bezeichnete, hier zuſammengeſtellt. Ich habe Dichter in fremden Sprachen, die ich nicht verſtand, dazu gethan, wenn ich nur wußte, daß ſie in der Geſchichte ihres Volkes vorzüglich genannt werden, und wenn ich von einem Fachmanne das Zeugniß hatte, daß ich in dem Buche den Dichter beſize, den ich meine. Sie mögen unverſtanden hier ſtehen, oder es mag wohl einer oder der andere in dieſen Saal kommen, der manchen verſteht und liest. Ich habe wohl auch ſolche Bücher hieher geſtellt, die mir gefallen, das Urtheil der Zeit mag anders lauten oder erſt feſtzuſtellen ſein.

In diesen Büchern habe ich viel Glück gefunden und in dem Alter fast noch mehr als in der Jugend. Wenn auch die Jugend die Worte aus einem goldenen Munde mit einem Sturme und mit Entzücken aufnimmt, wenn sie auch dieselben mit einer Art Schwärmerei und mit Sehnsucht in dem Busen trägt, so ist es doch fast stets mehr die Wärme des eigenen Gefühles, die sie empfindet, als daß sie die fremde Weisheit und Größe in ein besonnenes betrachtendes abwägendes Herz aufnehmen könnte. Ihr seid selber jung, und die Tiefe und Innigkeit der Dichtung mag euch fördern, und euer Herz jedem künftigen Großen öffnen, wie die reine Dichtkunst das immer an der Jugend thut; aber ihr werdet selber einmal sehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geistes leuchtet als die feurige Morgensonne der Jugend, die alles mit ihrem Glanze färbt, so wie es eine Thatsache ist, daß die innige wahre und treue Liebe der alternden Gattin fester und dauernder beglückt als die lodernde Leidenschaft der jungen schönen schimmernden Braut. Die Jugend sieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, diese verhüllt die Mängel und ersezt das Abgängige. Sie dichtet in das Kunst-

werk, was im eignen Herzen lebt. Daher kömmt die Erſcheinung, daß Werke von bedeutend verſchiedener Geltung die Jugend auf gleiche Art entzücken können, und daß Erzeugniſſe höchſter Größe, wenn ſie keine Wiederſpieglung der Jugendblüthe ſind, nicht erfaßt werden können. In dem Alter werden ſelbſt ſolche Glanzſtellen der Jugend, die ſchon ſehr ferne liegen, wie etwa die Sehnſucht der erſten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenloſigkeit, oder wie die holde und berauſchende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Thaten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches erſt kommendes Leben oder wie das erſte Stammeln in irgend einer Kunſt von dem Greiſe in dem ſanften Spiegel ſeiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jünglinge, der ſie in dem Brauſen ſeines Lebens überhört, und an der grauen Wimper mag manche beſeligendere und mitunter ſchmerzlichere Thräne hängen als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings ſpringt, und keine Spur hinterläßt. Ich leſe jezt ſelten mehr die größten Geiſter im Zuſammenhange — mit kleineren thue ich es wohl, weil ſie in einzelnen Stellen minder bedeutend ſind — aber ich leſe immer in ihnen, und werde wohl bis zu

meinem Lebensende in ihnen leſen. Sie begleiten mich mit ihren Gedanken wie mit großen Erquickungen durch den Reſt meines Lebens, und werden mir wohl, wie ich ahne, an der dunkeln Pforte Kränze aufhängen, als wären ſie von meinen eigenen Roſen geflochten. Deßhalb gebe ich auch kein Buch aus dem Hauſe, weil ich nicht weiß, ob ich es nicht in nächſter Zeit ſelber brauchen werde. Im Hauſe ſtehen ſie jedem, der davon Gebrauch machen will, zu Gebothe. Nur für Guſtav wird eine Auswahl getroffen, weil er noch zu jung iſt, und nicht alles ſondern kann. Er würde hier zwar nichts gänzlich Schlechtes finden; aber nicht alles Gute würde er verſtehen, und dann wäre die daran gewendete Zeit verloren; oder er könnte es mißverſtehen, und dann wäre der Erfolg ein unrichtiger. Das Schlechte, das ſich Dichtkunſt nennt, iſt der Jugend ſehr gefährlich. In der Wiſſenſchaft zeigt es ſich viel leichter auf. In der Mathematik liegt es in der Darſtellung, da ſolche Werke wohl kaum vorkommen dürften, in denen ſogar der Stoff fehlerhaft wäre, in der Naturwiſſenſchaft liegt es in der Darſtellung wie im Stoffe, in welch lezterem es ſich in der Geſtalt gewagter Behauptungen ausſpricht; nur in der ſogenannten Weisheitslehre kann es verborgener

ſein gleichwie in der Dichtkunſt, weil manche Weisheitslehre wie Dichtkunſt zuſammen geſtellt iſt, und wirkt: aber in den Werken der eigentlichen Dichtkunſt verſteckt es ſich vor dem blühenden Gemüthe des Jünglings, dieſer breitet ſeine Blüthen und ſeine Begierden darüber, und ſaugt das Gift in ſich. Ein klarer Verſtand, der ſich von Kindheit an eben zur Klarheit hingeübt hat, und ein gutes reines Herz ſind Schuzwehren vor Schlechtigkeit und Sittenloſigkeit von Dichtungen, weil der klare Verſtand den hohlen Schwulſt von ſich abweiſt, und das reine Herz die Unſittlichkeit ablehnt. Aber beides geſchieht nur gegen die Entſchiedenheit des Schlechten. Wo es in Reize verhüllt iſt und mit Reinem gemiſcht, dort iſt es am bedenklichſten, und da müſſen Rathgeber und väterliche Freunde zu Hilfe ſtehen, daß ſie theils aufklären theils von vornherein die Annäherung des Übels aufhalten. Gegen die Schlechtigkeit in der Darſtellung oder gegen die lange Weile braucht man kein Mittel als ſie ſelber. Ihr ſeid zwar noch jung; aber ihr ſeid nicht ſo jung zu dem Leſen von Dichtern gekommen, wie die meiſten unſerer Jünglinge, und ihr habt ſo viel in Wiſſenſchaften gelernt, daß ich glaube, daß man euch alle Dichter in die Hände geben kann, ohne

Gefahr zu befürchten, ſelbſt bei ſolchen, die in ihrem Amte ſehr zweifelhaft ſind. Euer Geiſt wird ſich wohl heraus finden und gerade dadurch noch mehr klären. Da ich von der Weisheitslehre ſprach, welche man in unſerem deutſchen Lande noch immer als Weisheitsliebe mit dem griechiſchen Worte Philoſophie bezeichnet, muß ich euch ſagen, was ihr wohl vielleicht ſchon aus anderen Reden von mir gemerkt haben mögt, daß ich nicht gar ſehr viel auf ſie halte, wenn ſie in ihrem eigenen und eigenthümlichen Gewande auftrit. Ich habe alte und neue Werke derſelben mit gutem Willen durchgenommen; aber ich habe mich zu viel mit der Natur abgegeben, als daß ich auf lediglich Abhandlungen ohne gegebener Grundlage viel Gewicht legen könnte, ja ſie ſind mir ſogar widerwärtig. Vielleicht reden wir noch ein anderes Mal von dem Gegenſtande. Wenn ich je einige Weisheit gelernt habe, ſo habe ich ſie nicht aus den eigentlichſten Weisheitsbüchern am wenigſten aus den neuen — jezt leſe ich gar keine mehr — gelernt; ſondern ich habe ſie aus Dichtern genommen oder aus der Geſchichte, die mir am Ende wie die gegenſtändlichſte Dichtung vorkömmt."

Als ich meinen Gaſtfreund ſo reden hörte, erin-

nerte ich mich, daß ich ihn in der That viel leſen geſehen habe. Oft war er mit einem Buche unter einem ſchattigen Baume geſeſſen oder in rauherer Jahreszeit auf einer ſonnigen Bank, oft hatte er ſich mit einem auf einen Spaziergang begeben, er iſt ſehr häufig in dem Leſezimmer geweſen, und er trug Bücher in ſeine Arbeitsſtube. Als wir die lezte Fahrt in den Sternenhof gemacht hatten, hatte er Bücher mitgenommen, und ich glaube von Guſtav gehört zu haben, daß er auf jede Reiſe Bücher einpacke.

Ich ging bei meinem jezigen Aufenthalte in dem Roſenhauſe ſehr oft in das Bücherzimmer, und wie ich früher vor den Schränken geſtanden war, die die Werke der Naturwiſſenſchaften enthielten, und wie ich damals manches Buch in das Leſezimmer mitgenommen hatte, ſo ſtand ich jezt vor den Schreinen mit den Dichtern, ſah viele einzelne der vorhandenen Bücher an, trug manches in das Leſezimmer oder mit Bewilligung meines Gaſtfreundes in meine Stube, und ſchrieb mir die Aufſchrift von manchem in mein Gedenkbuch, um es mir, wenn ich nach Hauſe gekommen wäre, zu kaufen.

Gegen das Ende meines Aufenthaltes, da noch einige ſonnige Tage kamen, zeichnete und malte ich

auch mehrere Stücke der ſchönen getäfelten Fußböden, die in dieſem Hauſe anzutreffen waren. Ich that dies, um dem Vater von allen Dingen, welche ich geſehen hatte, einiger Maßen Abbildungen bringen zu können.

Als es ſchon bald zu meiner Abreiſe kam, ſagte mein Gaſtfreund, er hätte noch etwas mit mir zu reden, und er ſprach: „Weil euch euere Natur ſelber zum Theile aus dem Kreiſe herausgezogen hat, den ihr um euch geſteckt habt, weil ihr zu euren früheren Beſtrebungen noch den Einblick in die Dichtungen geſellt habt, ſo wie ja ſchon das Landſchaftsmalen als ein Übergang in das Kunſtfach ein Schritt aus eurem Kreiſe war, ſo erlaubet mir, daß ich als Freund, der euch wohl will, ein Wort zu euch rede. Ihr ſolltet zu eurem Weſen eine breitere Grundlage legen. Wenn die Kräfte des allgemeinen Lebens zugleich in allen oder vielen Richtungen thätig ſind, ſo wird der Menſch, eben weil alle Kräfte wirkſam ſind, weit eher befriedigt und erfüllt, als wenn eine Kraft nach einer einzigen Richtung hinzielt. Das Weſen wird dann im Ganzen leichter gerundet nnd gefeſtet. Das Streben in einer Richtung legt dem Geiſte eine Binde an, verhindert ihn, das Nebenliegende zu ſehen, und führt ihn in das Abenteuerliche. Später,

wenn der Grund gelegt iſt, muß der Mann ſich wieder dem Einzigen zuwenden, wenn er irgendwie etwas Bedeutendes leiſten ſoll. Er wird dann nicht mehr in das Einſeitige verfallen. In der Jugend muß man ſich allſeitig üben, um als Mann gerade dann für das Einzelne tauglich zu ſein. Ich ſage nicht, daß man ſich in das Tiefſte des Lebens in allen Richtungen verſenken müſſe, wie zum Beiſpiele in allen Wiſſenſchaften, wie ihr ja ſelber einmal angefangen habt, das wäre überwältigend oder tödtend, ohne dabei möglich zu ſein; ſondern daß man das Leben, wie es uns überall umgibt, aufſuche, daß man ſeine Erſcheinungen auf ſich wirken laſſe, damit ſie Spuren einprägen, unmerklich und unbewußt, ohne daß man dieſe Erſcheinungen der Wiſſenſchaft unterwerfe. Darin, meine ich, beſteht das natürliche Wiſſen des Geiſtes zum Unterſchiede von der abſichtlichen Pflege desſelben. Er wird nach und nach gerecht für die Vorkommniſſe des Lebens. Ihr habt, ſcheint es mir zu jung einen einzelnen Zweig erfaßt, unterbrecht ihn ein wenig, ihr werdet ihn dann freier und großartiger wieder aufnehmen. Schaut auch die unbedeutenden ja nichtigen Erſcheinungen des Lebens an. Geht in die Stadt, ſucht euch deren Vorkommniße zurecht zu

legen, kommt dann zu uns auf das Land, lebt einmal eine Weile müßig bei uns, das heißt, thut, was euch der Augenblick und die Neigung eingibt, wir wollen dieſes Haus und den Garten genießen, wollen den Nachbar Ingheim beſuchen, wollen auch zu anderen entfernteren Nachbarn gehen, und die Dinge an uns vorüber fließen laſſen, wie ſie fließen."

Ich dankte ihm für ſeine Bemerkungen, ſagte, daß ich ſelber ſo etwas Ähnliches in mir empfinde, daß ich wohl etwas unbeholfen gegen das Leben ſei, daß meine Eltern und wohlmeinenden Freunde wohl Nachſicht mit mir haben müſſen, und daß ich für jeden Wink dankbar ſei. Beſonders freue mich die Einladung in ſein Haus, und ich werde ihr mit vieler Freude Folge leiſten.

Als die Zeit meiner Abreiſe herangekommen war, packte ich die Zeichnungen und alles, was ich in dem Roſenhauſe hatte, ein, nahm den herzlichſten Abſchied von dem alten Manne Guſtav Euſtach Roland, der gekommen war, verabſchiedete mich von allen Bewohnern des Hauſes Gartens und Meierhofes, und reiſete zu meinen Angehörigen in die Hauptſtadt zurück.

Das Erſte, was ich dort nach dem innigſten und

aufrichtigſten Bewillkommen ſah, war, daß mein Vater das theils gläſerne theils hölzerne Häuschen, in welchem die alten Waffen hingen, um welches ſich der Epheu rankte, und welches im Grunde den äußerſten Anſaz oder gleichſam einen Erker des rechten Flügels des Hauſes gegen den Garten bildete, in dem vergangenen Sommer hatte umbauen laſſen. Er hatte es bedeutend vergrößert aber die Leiſten Spangen und Rahmen, in denen das Glas befeſtigt war, hatte er in der früheren Art gelaſſen, nur waren ſie dem Stoffe nach neu gemacht, und mit ſchönen Verzierungen und Schnizereien verſehen. Die Simſe des Daches waren nach mittelalterlicher Weiſe verfertigt, ſchön geſchnizt und verziert. Der Epheu war wieder an Leiſten empor geleitet worden, und blickte an manchen Stellen durch das Glas herein. Die Fenſter waren nicht mehr nach Außen und Innen zu öffnen wie früher ſondern zum Verſchieben. Die größte Veränderung aber war die, daß der Vater hatte zwei Säulen aufführen laſſen, während früher die beiden Wände, welche nach Außen geſchaut hatten, aus Glas verfertigt geweſen waren. Dieſe zwei Pfeiler hatten genau die Abmeſſungen, daß die zwei Verkleidungen, welche ich ihm in dem vorigen Herbſte

gebracht hatte, auf dieſelben paßten. Die Verkleidungen waren aber noch nicht auf ihnen, weil das Mauerwerk zuerſt austrocknen mußte, daß das Holz an demſelben keinen Schaden nehmen konnte. Der Vater hatte mir nur den ganzen Plan und die Vorrichtungen zu ſeiner Ausführung geſagt. So wie es mich einerſeits freute, daß der Vater das Holzkunſtwerk ſo ſchäzte, daß er eigens zu dem Zwecke es anbringen zu können das Häuschen hatte umbauen laſſen, ſo war es mir andererſeits erſt recht ſchmerzlich, daß ich die Ergänzungen zu den Verkleidungen nicht aufzufinden im Stande geweſen war. Ich ſagte dem Vater von meinen Bemühungen und von meinem Leidweſen wegen des ſchlechten Erfolges. Er und die Mutter tröſteten mich, und ſagten, es ſei alles auch in der vorhandenen Geſtalt recht ſchön, was verſchwunden und nicht mehr erlangt werden kann, müſſe man nicht eigenſinnig anſtreben, ſondern ſich an dem, was eine gute Gunſt uns noch erhalten habe, freuen. Das Häuschen werde eine Erinnerung ſein, und ſo oft man ſich in demſelben, wenn es vollkommen in den Stand geſezt ſein würde, befinden werde, werde einem die Zeit vorſchweben, in welcher das Holzwerk gemacht worden ſei, und die, in welcher ein

lieber Sohn es zur Freude des Vaters aus dem Gebirge gebracht habe.

Ich mußte mich wohl obgleich ungern beruhigen. Es erſchien mir jezt erſt recht ſchön, wenn die Verkleidungen am ganzen Innern des Häuschens herum liefen, und über ihnen einerſeits die Pfeiler und andererſeits die Fenſter ſchimmerten.

Nach einigen Tagen, in welchen die erſten Beſprechungen geführt wurden, die nach einer Reiſe eines Familiengliedes im Schooße einer Familie immer vorfallen, wenn auch die Reiſe eine jährlich wiederkommende iſt, legte ich dem Vater, da unterdeſſen auch meine Koffer und Kiſten angekommen waren, die Abbildungen vor, welche ich von den Geräthen und Fußböden im Roſenhauſe und im Sternenhofe gemacht hatte. Ich war auf die Wirkung ſehr neugierig. Ich hatte einen Sonntag abgewartet, an welchem er Zeit hatte, und an welchem er gerne nach dem Mittageſſen eine geraume Weile in dem Kreiſe ſeiner Familie zubrachte. Ich legte die Blätter vor ihm auf einem Tiſche auseinander. Er ſchien mir bei ihrem Anblick — ich kann ſagen — betroffen. Er ſah die Blätter genau an, nahm jedes mehrere Male in die Hand, und ſagte längere Zeit kein Wort. Endlich ging ſeine Empfin-

dung in eine unverholene Freude über. Er ſagte, ich wiſſe gar nicht, was ich gemacht hätte, ich wiſſe gar nicht, welchen Werth dieſe Dinge hätten, ich hätte in früherer Zeit die Schönheit und Zuſammenſtimmigkeit dieſer Dinge mit Worten gar nicht ſo in das rechte Licht geſtellt, wie es ſich jezt in Farbe und Zeichnung, wenn auch beides mangelhaft wäre, beurkunde. Im erſten Augenblicke hielt der Vater die Geräthe, welche ich in dem Sternenhofe abgebildet hatte, für wirklich alte; als ich ihn aber auf die thatſächlichen Verhältniſſe derſelben aufmerkſam machte, ſagte er, das müſſe ein außerordentlicher Menſch ſein, der dieſe Entwürfe gemacht habe, er müſſe nicht nur mit der alten Bauart und Zuſammenſtellung der Geräthe ſehr vertraut ſein, ſondern er müſſe auch ein ungewöhnliches Schönheitsgefühl haben, um aus der Menge der überlieferten Geſtalten das zu wählen, was er gewählt habe. Und die Zuſammenreihung der Geräthe ſei ſo aus einem Guße, als wären ſie einſtens zu einem Zwecke und in einer Zeit verfertigt worden. Auch die wirklich alten Geräthe im Roſenhauſe ſeien von einer Schönheit, wie er ſie nie geſehen habe, obgleich ihm die vorzüglichſten und berühmteſten Sammlungen der Stadt und mancher Schlöſſer bekannt

wären. Zwei ſo auserleſene Stücke wie den großen Kleiderſchrein und den Schreibſchrein mit den Delphinen dürfte man kaum irgendwo finden. Sie wären werth, in einem kaiſerlichen Gemache zu ſtehen.

Ich erzählte ihm, um den Mann der die Entwürfe für den Sternenhof gemacht hatte, näher zu bezeichnen, daß ich viele Bauzeichnungen und Zeichnungen von anderen Dingen in dem Roſenhauſe geſehen habe, welche weit höhere Gegenſtände darſtellen, und auch mit einer ungleich größeren Vollendung ausgeführt ſeien, als ich bei meinen Abbildungen anzubringen im Stande geweſen wäre. Dieſe Arbeiten ſeien bei dem Manne Vorbildungen geweſen, damit er die Entwürfe hätte machen können, die er gemacht habe.

Er ſchien auf meine Worte nicht zu achten, ſondern legte irgend ein Blatt hin, nahm ein anderes auf, und betrachtete es.

„So weit ich aus den Abbildungen urtheilen kann," ſagte er, „ſind die alterthümlichen Gegenſtände, welche du mir da veranſchaulicht haſt, nicht nur an ſich ſehr vortrefflich, ſondern ſie ſind auch höchſt wahrſcheinlich, wie Farbe und Zeichnung darthut, ſehr zweckmäßig wieder hergeſtellt. Meine Habſeligkeiten ſinken dagegen zu Unbedeutenheiten

herab, und ich sehe aus diesen Blättern, wie man die Sache anfassen muß, wenn man die Zeit die Kenntnisse und die Mittel dazu hat."

Mich freute es jezt recht sehr, daß ich auf den Gedanken gekommen war, dem Vater diese Dinge nachzubilden, um ihm eine Vorstellung von ihnen zu geben, mich freute sein Antheil, den er an ihnen nahm, und die Freude, die er darüber hatte.

„Es sind nun zwei Wege, die zu gehen sind," meinte die Mutter, „entweder kannst du dir nach diesen Gemälden die Dinge, die sie darstellen, machen lassen, um dich immerwährend daran zu ergözen, oder du kannst in den Asperhof und Sternenhof reisen, und sie in Wirklichkeit sehen, um eine Freude zu haben, so lange du sie siehst, und in der Erinnerung dich zu laben, wenn du wieder weggereist bist."

Der Vater antwortete: „Die Geräthe, die hier gezeichnet sind, nachmachen zu lassen, ist eine Unzukömmlichkeit; denn erstens müßte hiezu die Einwilligung des Eigenthümers erlangt werden, und wenn sie auch erlangt worden wäre, so hätten zweitens die nachgebildeten Gegenstände in meinen Augen nicht den Werth, den sie haben sollten, weil sie doch nur, wie die Maler sagen, Copien wären. Es böthe sich

auch noch der Gedanke, mit Einwilligung des Eigenthümers nach diesen Abbildungen neue Zusammenstellungen entwerfen, und in Wirklichkeit ausführen zu lassen; allein das verlangt eine so große Geschicklichkeit, welche ich nicht nur mir nicht zutraue, sondern welche ich auch an den Arbeitern in ähnlichen Dingen, die ich in unserer Stadt kenne, nicht aufzufinden hoffe. Und zulezt wären die verfertigten Gegenstände doch noch immer nichts mehr als halbe Copien. Das Verfertigen geht also nicht. Was deinen zweiten Weg anbelangt, Mutter, so werde ich ihn gewiß gehen. Ich habe mir schon früher bei den Erzählungen von diesen Dingen vorgenommen, die Reise zu ihnen zu machen; jezt aber, da ich die Abbildungen sehe, werde ich die Reise nicht nur um so gewisser sondern auch in viel näherer Zeit machen, als es wohl sonst hätte geschehen können."

„Das wird recht schön sein," riefen wir fast alle aus einem Munde.

Die Mutter sagte: „Du solltest gleich die Zeit bestimmen, und solltest gleich mit deinem Sohne verabreden, daß er dich in derselben zu dem alten Manne in das Rosenhaus führe, welcher dich schon auch in den Sternenhof geleiten würde."

„Nun ſo dränget nur nicht,“ erwiederte er, „es wird geſchehen, das iſt genug; binden, wißt ihr, kann ſich ein Mann nicht, der von ſeinem Geſchäfte abhängt, und nicht wiſſen kann, welche Umſtände einzutreten vermögen, die von ihm Zeit und Handlungen fordern.“

Die Mutter kannte ihn zu gut, um weiter in ihn zu dringen, er würde bei ſeinem ausgeſprochenen Saze geblieben ſein. Sie beruhigte ſich mit dem Erlangten.

Sowohl ſie als die Schweſter dankten mir, daß ich dem Vater die Bilder gebracht hatte, die ihm ein ſolches Vergnügen bereiteten.

„Die Fußböden müſſen auch vortrefflich ſein,“ rief er aus.

„Sie ſind viel ſchöner als die ungefähre Malerei andeuten kann,“ erwiederte ich, „mein Pinſel kann noch immer nicht den Glanz und die Zartheit und das Seidenartige der Holzfaſern ausdrücken, was man alles dort ſo liebt, daß nur mit Filzſchuhen auf dieſen Böden gegangen werden darf.“

„Das kann ich mir denken,“ antwortete er, „das kann ich mir denken.“

Hierauf mußte ich ihm alle Hölzer nennen, die

hier mit Farben angegeben waren, und aus denen die abgebildeten Gegenstände beſtanden. Die meiſten kannte er ohnehin, was mich freute, weil es der Beweis war, daß ich die Farben nicht unſachgemäß angewendet habe. Die er nicht kannte, nannte ich ihm. Ich wußte ſie faſt alle ganz genau anzugeben.

Er verwunderte ſich wieder und immer auf's Neue, und ſuchte ſich die Gegenſtände recht lebhaft vorzuſtellen.

Die Mutter und Schweſter fragten mich, ob ich recht lange zu dieſer Arbeit gebraucht hätte, und ob ich nicht dabei beklommen geweſen wäre.

Ich antwortete, daß ich des Zweckes willen ſehr fleißig geweſen ſei, daß es anfänglich langſam gegangen ſei, daß ich aber nach und nach Übung erlangt hätte, und daß ich dann weit ſchneller vorwärts gekommen ſei, als ich ſelber geahnt habe. Und was die Beklemmung anbelangt, ſo hätte ich ſie freilich im Anfange gehabt; aber da die Dinge einmal auf mich gewirkt hätten, da ich in Eifer gerathen wäre, da ſich hie und da ein Gelingen eingeſtellt hätte, namentlich da mir durch die Entſchiedenheit der Erſcheinung mancher Holzgattung die Farbe gleichſam von ſelber in die Hand gegeben worden wäre; ſo hätte ſich

bald die Unbefangenheit eingefunden, und nach und nach ſich die Luſt hinzu geſellt.

Nach dieſen Worten zeigte mir der Vater auch manchen Fehler, den ich in den Arbeiten gemacht hätte, und ſezte mir auseinander, wie ich ſelbe, falls ich wieder ähnliche Dinge entwerfen ſollte, vermeiden könnte. Da er Gemälde hatte, da er ſich ſeit Jahren mit denſelben beſchäftigt hatte, ſo durfte ihm wohl ein Urtheil in dieſer Hinſicht zugewachſen ſein, und ich erkannte das, was er ſagte, als vollkommen richtig an, und glaubte mich aber auch befähigt zu fühlen, es in Zukunft beſſer zu machen.

Nach den Fehlern ging der Vater auch auf die Vorzüge der Arbeit über, und ſagte, daß er nach den Zeichnungen von Köpfen, die ich vor einiger Zeit gemacht hätte, zu ſchließen, von mir nicht erwartet hätte, daß ich etwas ſo Sachgemäßes in Öhlfarben würde ausführen können.

Dieſer Sonntagsnachmittag war eine ſehr liebe, angenehme Zeit.

Die Freundlichkeit der Schweſter, die ſie beſonders an dieſem Nachmittage an den Tag legte, war mir ein ſchönerer Lohn, als wenn ein Kenner geſagt hätte, daß meine Blätter ausgezeichnet ſeien, das Lob

der Mutter, daß ich auf den Vater und das väterliche Haus gedacht habe, und aus Liebe zu beiden, um Freude zu bereiten, eine beschwerliche Arbeit unternommen habe, erregte mir die angenehmsten Gefühle, und da auch der Vater mit einigen gewählten Worten seinen Dank aussprach, und sagte, daß er dieses Zartgefühl nicht vergessen werde, konnte ich nur mit großer Gewalt die Thränen bemeistern.

Ich gab ihm alle Blätter als Eigenthum, und er reihte sie seiner Sammlung von Merkwürdigkeiten ein.

Am nächsten Tage packte ich die Zithern aus, legte beide der Schwester vor, und ließ ihr die Wahl, ob sie die meinige oder die neuangekaufte als für sie gehörig annehmen wolle. Sie wählte die neue und freute sich darüber sehr. Ich zeigte ihr auch die Stücke, welche ich mir nach dem Spiele meines Gebirgslehrmeisters geschrieben hatte, und ließ sie ihr in ihrem Zimmer, daß sie sie abschreiben lassen könne, und daß sie ihre Übungen darnach begönne. Ich versprach ihr, in diesem Winter ihr Lehrer in dieser Kunst zu sein.

Nach einiger Zeit brachte ich auch meine Malereien von Gebirgslandschaften zum Vorscheine. Ich

hatte bis dahin immer nicht den Muth dazu gehabt; aber endlich machte mir mein Gewiſſen zu bittere Vorwürfe, daß ich gegen meine Angehörigen Heimlichkeiten habe. Ich zeigte meinem Vater die Blätter auch an einem Sonntagsnachmittage. Ich blickte ihm erſtaunt in das Angeſicht, als er dieſelben geſehen hatte, und das Nehmliche ſagte, was mein Gaſtfreund im Roſenhauſe und was Euſtach geſagt hatten. Bei dieſen lezten beiden hatte es mich nicht gewundert, da ich ſie für Kenner hielt, und da ſie Gebirgsbewohner waren. Der Vater aber, der zwar Bilder beſaß, war ein Kaufherr, und war nie lange in dem Gebirge geweſen. Es erhöhte dies meine Ehrfurcht gegen ihn noch mehr. Er zeigte mir, wo ich unwahr geweſen war, und ſezte mir auseinander, wie es hätte ſein ſollen, was ich augenblicklich begrif. Das, was er lobte, und richtig fand, gefiel mir ſelber nachher doppelt ſo wohl.

Klotilden mußte ich die Blätter noch einmal und allein in ihrem Zimmer zeigen. Sie verlangte, daß ich ihr beinahe alles erkläre. Sie war nie in höherem oder im Urgebirge geweſen, ſie wollte ſehen, wie dieſe Dinge beſchaffen ſeien, und ſie reizten ihre Aufmerkſamkeit ſehr. Obgleich meine Malereien keine Kunſt-

werke waren, wie ich jezt immer mehr einſah, ſo hatten ſie doch einen Vorzug, den ich erſt ſpäter recht erkannte, und der darin beſtand, daß ich nicht wie ein Künſtler nach Abrundung noch zuſammenſtimmender Wirkung oder Anwendung von Schulregeln rang, ſondern mich ohne vorgefaßter Einübung den Dingen hingab, und ſie ſo darzuſtellen ſuchte, wie ich ſie ſah. Dadurch gewannen ſie, was ſie auch an Schmelz und Einheit verloren, an Naturwahrheit in einzelnen Stücken, und gaben dem Nichtkenner und dem, der nie die Gebirge geſehen hatte, eine beſſere Vorſtellung als ſchöne und künſtleriſch vollendete Gemälde, wenn ſie nicht die vollendetſten waren, die dann freilich auch die Wahrheit im höchſten Maße trugen. Aus dieſem Grunde ſagte mir Klotilde durch eine Art unbewußter Ahnung, ſie wiſſe jezt, wie die Berge ausſehen, was ſie aus vielen und guten Bildern nicht gewußt hätte. Sie äußerte auch den Wunſch, einmal die hohen Berge ſelber ſehen zu können, und meinte, wenn der Vater die Reiſe in das Roſenhaus und in den Sternenhof mache, und bei dieſer Gelegenheit auch die Gebirge beſuche, werde ſie ihn bitten, ſie mitreiſen zu laſſen. Ich erzählte ihr nun recht viel von den Bergen, beſchrieb ihr ihre Herrlichkeit und Größe, machte

ſie mit manchen Eigenthümlichkeiten derſelben bekannt, und ſezte ihr meine verſchiedenen Reiſen in denſelben und meine Beſtrebungen ausführlicher als ſonſt auseinander. Ich hatte nie ſo viel von den Gebirgen mit ihr geredet. Nach dieſen Worten verlangte ſie auch, daß ich ſie unterrichte, eben ſolche Abbildungen verfertigen zu können, wie ſie hier vor ihr liegen. Sie wolle ſich Farben und alle andere dazu nothwendigen Geräthſchaften verſchaffen. Da ſie ohnehin ziemlich gut zeichnen konnte, ſo war die Sache nicht ſo ſchwierig, als ſie beim erſten Anſcheine ausgeſehen hatte. Ich verſprach ihr meinen Beiſtand, wenn die Eltern einwilligen würden.

Wir fragten nach einiger Zeit die Eltern. Sie hatten im Ganzen nichts dagegen, nur die Mutter verlangte ausdrücklich, daß dieſe Arbeiten nur Nebendinge ſein ſollen, Dinge zum Vergnügen, nicht Hauptbeſchäftigungen; denn die Hauptpflicht des Weibes ſei ihr Haus, dieſe Dinge können zwar auch recht wohl in das Haus gehören; aber einſeitig oder gar mit Leidenſchaft betrieben, untergraben ſie eher das Haus, als ſie es bauen helfen. Klotilde aber ſei ſchon ſo alt, daß ſie ſich ihrem künftigen Berufe zuwenden müſſe.

Wir begriffen das alles und verſprachen, nichts in's Übermaß gehen laſſen zu wollen.

Es wurden alle Erforderniße angeſchafft, und wir begannen in gegönnten Zeiten die Arbeit.

Auch ſpaniſch wollte die Schweſter von mir lernen. Ich betrieb es fort, und da ich ihr voraus war, wurde ich auch hierin ihr Lehrer, was die Mutter mit derſelben Einſchränkung wie das Landſchaftsmalen gelten ließ. Es waren alſo in unſerem Hauſe für dieſes Jahr mehr Beſchäftigungen für mich vorhanden, als in anderen Zeiten.

Es war mir in jenem Herbſte beſonders wunderbar, daß weder Vater noch Mutter genauer nach meinem Gaſtfreunde fragten. Sie mußten entweder nach meinen Erzählungen ein entſchiedenes Vertrauen in ihn ſezen, oder ſie wollten durch zu vieles Einmiſchen die Unbefangenheit meiner Handlungen nicht ſtören.

Bei allen häuslichen Beſtrebungen fing ich bei dem herannahenden Winter doch ein etwas anderes Leben an, als ich es bisher geführt hatte, und zwar ein etwas manigfaltigeres. Ich hatte in vergangener Zeit nur ſolche Stadtkreiſe beſucht, in welche meine Eltern geladen worden waren, oder in welche ich durch Freunde, die ich gewann, gezogen wurde. Dieſe

Kreiſe beſtanden größtentheils aus Leuten von ähnlichem Stande mit dem meines Vaters. Ich ſpürte Neigung in mir, nun auch Sitten und Gebräuche ſo wie Anſichten und Meinungen ſolcher Menſchen kennen zu lernen, die ſich auf glänzenderen Lebenswegen befanden. Der Zufall gab bald hier bald da Gelegenheit dazu, und theils ſuchte ich auch Gelegenheiten. Es geſchah, daß ich Bekanntſchaften machte, und mitunter auch fortſezen konnte. Ich lernte Leute von höherem Adel kennen, lernte ſehen, wie ſie ſich bewegen, wie ſie ſich gegenſeitig behandeln, und wie ſie ſich gegen ſolche, die nicht ihres Standes ſind, benehmen.

Es lebte eine alte edle verwittwete Fürſtin in unſerer Stadt, deren zu früh verſtorbener Gemahl den Oberbefehl in den lezten großen Kriegen geführt hatte. Sie war häufig mit ihm im Felde geweſen, und hatte da die Verhältniſſe von Kriegsheeren und ihren Bewegungen kennen gelernt, ſie war in den größten Städten Europas geweſen, und hatte die Bekanntſchaft von Menſchen gemacht, in deren Händen die ganzen Zuſtände des Welttheiles lagen, ſie hatte das geleſen, was die hervorragendſten Männer und Frauen in Dichtungen in betrachtenden Werken und zum Theile

in Wiſſenſchaften, die ihr zugänglich waren, geſchrieben haben, und ſie hatte alles Schöne genoſſen, was die Künſte hervorbringen. Einſtens war ſie in den höheren Kreiſen eine der außerordentlichſten Schönheiten geweſen, und noch jezt konnte man ſich kaum etwas Lieblicheres denken als die freundlichen klugen und innigen Züge dieſes Angeſichtes. Ein Mann, der ſich viel mit Gemälden und ihrer Beurtheilung abgab, und oft in die Nähe der Fürſtin kam, ſagte einmal, daß nur Rembrand im Stande geweſen wäre, die feinen Töne und die kunſtgemäßen Übergänge ihres Angeſichtes zu malen. Sie hatte jezt eine Wohnung an der Oſtgrenze der innern Stadt, damit die Morgenſonne ihre Zimmer füllte, und damit ſie den freien Blick über das friſche Grün und auf die entfernten Vorſtädte hätte. Blühende Söhne in hohen kriegeriſchen Würden beſuchten die alte ehrwürdige Mutter hier, ſo oft ihr Dienſt ihre Anweſenheit in der Stadt geſtattete, und ſo oft während dieſer Anweſenheit ein Augenblick es erlaubte. Schöne Enkel und Enkelinnen gingen bei ihr aus und ein, und eine zahlreiche Verwandtſchaft wurde bald in dieſen bald in jenen Mitgliedern in ihren Zimmern geſehen. Aber geiſtige Erholung oder Anſtrengung —

wie man den Ausdruck nehmen will — war ihr ein Bedürfniß geblieben. Sie wollte nicht blos das wiſſen, was jezt noch auf den geiſtigen Gebiethen hervor gebracht wurde, und in dieſer Beziehung, wenn irgend ein Werk Ruhm erlangte und Aufſehen machte, ſuchte ſie auch an deſſen Pforte zu klopfen, und zu ſehen, ob ſie eintreten könnte; ſondern ſie nahm oft auch ein Buch von ſolchen Perſonen in die Hand, die in ihre Jugendzeit gefallen, und dort bedeutſam geweſen waren, ſie ging das Werk durch, und erforſchte, ob ſie auch jezt noch die zahlreichen mit Rothſtift gemachten Zeichen und Anmerkungen wieder in derſelben Art machen, oder ob ſie andere an ihre Stelle ſezen würde; ja ſie nahm Werke der älteſten Vergangenheit vor, die jezt die Leute, außer ſie wären Gelehrte nur in dem Munde führen, nicht leſen; ſie wollte doch ſehen, was ſie enthielten, und wenn ſie ihr gefielen, wurden ſie nach manchen Zwiſchenzeiten wieder hervorgeholt. Von dem, was in den Verhältniſſen der Staaten und Völker vorging, wollte ſie beſtändig unterrichtet ſein. Sie empfing daher von manchen ihrer Verwandten und Bekannten Briefe, und die vorzüglichſten Zeitungsblätter mußten auf ihren Tiſch kommen. Weil aber, ohwohl ihre

Augen noch nicht so schwach waren, das viele Lesen, das sie sich hatte auflegen müssen, bei ihrem Alter doch hätte beschwerlich werden können, hatte sie eine Vorleserin, welche einen Theil und zwar den größten des Lesestoffes auf sich nahm, und ihr vortrug. Diese Vorleserin war aber keine bloße Vorleserin, sondern vielmehr eine Gesellschafterin der Fürstin, die mit ihr über das Gelesene sprach, und die eine solche Bildung besaß, daß sie dem Geiste der alten Frau Nahrung zu geben vermochte, so wie sie von diesem Geiste auch Nahrung empfing. Nach dem Urtheile von Männern, die über solche Dinge sprechen können, war die Gesellschafterin von außerordentlicher Begabung, sie war im Stande jedes Große in sich aufzunehmen, und wieder zu geben, so wie ihre eigenen Hervorbringungen, zu denen sie sich zuweilen verleiten ließ, zu den Beachtenswertheſten der Zeit gehörten. Sie blieb immer um die Fürstin, auch wenn diese im Sommer auf ein Landgut, das in einem entfernten Theile des Reiches lag, und ihr Lieblingsaufenthalt war, ging, oder wenn sie sich auf Reisen befand, oder eine Zeit an einer schönen Stelle unsers Gebirges weilte, wie sie gerne that.

An manchen Abenden zu der Zeit, da sie in der

Stadt war, ſammelte die Fürſtin einen kleinen Kreis um ſich, in welchem entweder etwas vorgeleſen wurde, oder in welchem man über wiſſenſchaftliche oder geſellige oder Staatsdinge oder Dinge der Kunſt ſprach. Die Kreiſe waren regelmäßig an gleichen Tagen der Woche, ſie waren in der Stadt bekannt, wurden ſehr hoch geachtet oder verſpottet, wie eben der Beurtheilende war, wurden geſucht, und beſtanden zuweilen aus ſehr bedeutenden Perſonen. In dieſe Kreiſe hatte ich Zutritt erlangt. Die Fürſtin hatte mich einige Male getroffen, es war einmal von meiner Wiſſenſchaft die Rede geweſen, ſie war ſehr neugierig, was man denn von der Geſchichte der Erdbildung wiſſe, und aus welchen Umſtänden man ſeine Schlüſſe ziehe, und ſie hatte mich in ihre Nähe gezogen. Ich hörte aufmerkſam zu, wenn ich an den beſtimmten Abenden in ihrem Geſellſchaftszimmer war, ſprach ſelber wenig, und meiſtens nur, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Die Fürſtin ſaß in ſchwarzem oder aſchgrauem Seidenkleide — lichtere trug ſie nie — in ihrem Polſterſtuhle, und hatte einen Schemel unter ihren Füßen. Die Lampe trug gegen ihre Seite hin einen grünen Schirm, und goß ihr Licht in die Gegend der Vorleſerin oder des Vorleſers, wenn eben geleſen wurde.

Die Andern ſaßen nach ihrer Bequemlichkeit herum. Meiſtens bildete ſich von ſelber eine Art Kreis. Man hörte in tiefer Stille dem Vorleſen zu, und nahm an den Geſprächen, die nach dem Leſen folgten, oder die, wenn gar keine Vorleſung war, den ganzen Abend erfüllten, den eifrigſten Antheil. Die Fürſtin konnte ihnen den lebhafteſten und tiefſten Fortgang geben. Es ſchien, daß das, was die vorzüglichſten Männer in ihrer Gegenwart ſprachen, von ihr angeregt wurde, und daß ihre größte Gabe darin beſtand, das, was in anderen war, hervor zu rufen. Sie ſaß dabei mit ihrer äußerſt zierlichen Geſtalt auf die anmuthigſte Weiſe in ihrem Stuhle, und bewegte noch als hochbetagte Frau die Geſellſchaft mit ihrer lieblichen Schönheit. Zuweilen, wenn ſich ihr Inneres erregte, ſtand ſie auf, hielt ſich an ihrem Stuhle, und erklärte, und ſprach zu den Anweſenden mit ihrer klaren zarten wohllautenden Stimme.

Ich lernte verſchiedene Menſchen in den Zimmern der Fürſtin kennen. Zuweilen war es ein hervorragender Künſtler, den man dort ſprechen hörte, zuweilen ein Staatsmann, der mit den wichtigſten Angelegenheiten unſeres Landes betraut war, oder es war ſonſt eine bedeutende Perſönlichkeit der Geſellſchaft

oder es waren die Säulen und die Führer unſeres tapferen Heeres. Ich hörte bei der Fürſtin Ausſprüche, die ich mir merken wollte, die ich mir aufſchrieb, und die mir ein unveräußerliches Eigenthum bleiben ſollten. Ich geſtehe es, daß ich nie ohne eine gewiſſe Beklemmung in das Zimmer mit den blaubemalten Wänden und den dunkelblauen Geräthen und den einigen Bildern, worunter mich beſonders das anzog, welches ihren Landſiz darſtellte, trat, und ich geſtehe es, daß ich nie das Zimmer ohne Ruhe und Befriedigung verließ. Ich empfand, daß jene Abende für mich von großer Bedeutung, daß ſie eine Zukunft ſeien.

Außer den beſonders hervorragenden Menſchen lernte ich bei der Fürſtin auch noch andere Perſonen, des höheren Adels unſeres Reiches kennen, kam manches Mal mit den Kreiſen desſelben in Berührung, und ſah ſeine Art ſeine Lebensweiſe und ſeine Sitten.

Neben dieſen Abtheilungen der menſchlichen Geſellſchaft kam ich auch mit anderen zuſammen. Es war in der Stadt ein öffentlicher Ort, welcher hauptſächlich von Künſtlern aller Art beſucht wurde, welche ſich dort beſprachen, Erfriſchungen zu ſich nahmen, Zeitungen laſen, oder ſich mit körperlichen Spielen

ergözten. Dieſen Ort beſuchte ich gerne. Da war der eine oder der andere Schauſpieler von der Hofbühne oder von der Oper, da war ein Maler, deſſen Namen damals hoch geprieſen wurde, da waren Tonkünſtler, ſo wohl ausübende als dichtende, da waren Bildhauer und Baumeiſter, vorzüglich aber waren es Schriftſteller und Dichter, und es befanden ſich darunter auch Vorſtände und Mitarbeiter an Zeitungsanſtalten. Von anderen Perſonen waren höhere Staatsdiener Bürger Kaufleute und überhaupt ſolche vorhanden, die einen Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft und an einem dahin abzielenden Umgange nahmen. Wenn auch eigentlich nur eine ungezwungene Heiterkeit herrſchte, wenn auch nur Spiele zu körperlicher Bewegung und daneben das Schachſpiel vorzuherrſchen ſchienen, ſo waren doch auch Geſpräche, und wie es bei ſolchen Männern zu erwarten war, Geſpräche ſehr lebhafter Natur im Gange, und waren doch im Grunde die Hauptſache. Da konnte man in leichten Worten den tiefen Geiſt des Einen ſehen, oder den ruhigen, der alles zerſezt, und in ſeine Beſtandtheile auflöst, oder den lebhaften, der darüber weggeht, oder den leichtfertigen, der alles verlacht, oder den, deſſen Sitten ſelbſt ein wenig bedenklich waren. Oft war

es nur ein Wort ein Wiz, der den Grund geben konnte, um Schlüsse zu bauen. Troz meiner Schüchternheit, die mich ferne hielt, gerieth ich doch in Gespräche, und lernte den einen und andern Mann von denen kennen, die sich hier einfanden. Selbst das äußere Benehmen und Gebahren von Männern, die sonst solche Geltung haben, schien mir nicht gleichgiltig.

Ich besuchte in jenem Winter auch gerne Orte, an welchen sich viele Menschen zu ihren Vergnügungen versammeln, um die Art ihrer Erscheinung ihr Wesen und ihr Verhalten als eines Ganzen sehen zu können. Vorzüglich ging ich dahin, wo das eigentliche Volk, wie man es jezt häufig zum Gegensaze der sogenannten Gebildeten nennt, zusammen kömmt. Die man gebildet nennt, sind fast überall gleich; das Volk aber ist ursprünglich, wie ich es bei meinen Wanderungen schon kennen lernte, und hat seine zugearteten Bräuche und Sitten.

Ich ging in die guten Darstellungen von Musikstücken, ich fuhr im Besuche des Hoftheaters fort, ging jezt auch in die Oper, und besuchte manche öffentliche wissenschaftliche Vorträge dann Kunst- und Bücherſammlungen hauptsächlich aber zur Vervoll-

kommnung meiner eigenen künftigen Arbeiten die Sammlungen von Gemälden.

Den Umgang mit meinem neuen Freunde dem Sohne des Juwelenhändlers ſezte ich fort. Wir begannen endlich in der That einen eigenen Unterrichtsgang über Edelſteine und Perlen. Zwei Tage in der Woche waren feſtgeſezt, an denen ich zu einer beſtimmten für ihn verfügbaren Stunde kam, und ſo lange blieb, als es eben ſeine Zeit geſtattete. Er führte mich zuerſt in die Kenntniß aller jener Mineralien ein, welche man Edelſteine nennt, und vorzüglich zu Schmuck benüzt. Eben ſo zeigte er mir alle Gattungen von Perlen. Hierauf unterrichtete er mich in dem Verfahren, die Juwelen zu erkennen und von falſchen zu unterſcheiden. Später erſt ging er auf die Merkmale der ſchönen und der minder ſchönen über. Bei dieſem Unterrichte kamen mir meine Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften ſehr zu ſtatten, ja ich war ſogar im Stande durch Angaben aus meinem Fache die Kenntniſſe meines Freundes zu erweitern, beſonders was das Verhalten der Edelſteine zum Lichtdurchgang zur doppelten Brechung und zu der ſogenannten Polariſation des Lichtes anbelangt. Ich hatte aber noch immer nicht den Muth, über die gebräuchliche

Faſſung der Edelſteine mit ihm zu ſprechen, und meine Gedanken hierüber ihm mitzutheilen.

Unter dieſen Dingen ging neben meinen eigentlichen Arbeiten der Unterricht, den ich meiner Schweſter gab, regelmäßig fort. In der Malerei hatte ſie noch viel größere Schwierigkeiten als ich, weil ſie einestheils weniger geübt war, und weil ſie anderntheils die Urbilder nicht geſehen ſondern nur fehlerhafte Abbilder vor ſich hatte. Im Zitherſpiel ging es weit beſſer. Ich wurde heuer ein wirkſamerer Lehrer, als ich es in dem vergangenen Jahre geweſen war, und konnte nach dem, was ich gelernt hatte, überhaupt ein beſſerer Lehrer für ſie ſein, als einer in der Stadt zu finden geweſen wäre, obwohl dieſe Schwierigkeiten überwanden, deren Beſiegung mir und Klotilden eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Nach meinen Anſichten, die ich in den Bergen gelernt hatte, kam es aber darauf nicht an. Wir lernten endlich wechſelweiſe von einander, und brachten manche freudige und empfindungsreiche Stunde an der Zither zu.

Ich mußte zulezt Klotilden auch im Spaniſchen unterrichten. Da ich immer einige Schritte vor ihr voraus war, ſo konnte ich allerdings einen Lehrer für ſie wenigſtens in den Anfangsgründen vorſtellen. Wie

es im weiteren Verlaufe zu machen wäre, würde sich zeigen. Wir lebten uns in ein wechselseitiges Thätigkeitsleben hinein.

So verging der Winter, und ich blieb damals bis ziemlich tief in das Frühjahr hinein bei den Meinigen in der Stadt.

2.

Die Annäherung.

Obwohl faſt den ganzen Winter hindurch davon die Rede geweſen war, daß mich der Vater in dem nächſten Frühlinge in das Gebirge begleiten werde, und daß er bei dieſer Gelegenheit den Mann im Roſenhauſe beſuchen wolle, um deſſen Seltenheiten und Koſtbarkeiten zu ſehen, ſo hatte er doch, als der Frühling gekommen war, nicht Zeit, ſich von ſeinen Geſchäften zu trennen, und ich mußte wie in allen früheren Jahren meine Reiſe allein antreten.

Als ich zu meinem Gaſtfreunde gekommen war, war das Erſte, daß ich ihm von den Wandverkleidungen erzählte. Ich hatte früher ihrer nicht erwähnt, weil ich ſie doch nicht für ſo wichtig gehalten hatte. Ich erzählte ihm, daß ich ſie in dem Lauterthale gefunden und gekauft habe, und daß ſie aus Schnizar-

beit von Gestalten und Verzierungen beständen. Der Vater, dem ich sie gebracht, habe eine große Freude darüber gehabt, habe sie nicht nur mit großem Vergnügen empfangen, sondern habe auch einen Theil eines Nebenbaues unseres Hauses umgebaut, um die Verkleidungen geschickt anbringen zu können. Dieses leztere habe mir erst gezeigt, wie werth der Vater diese Dinge halte, und dies habe mich bestimmt, noch genauer nachzuforschen, ob ich denn die Ergänzungen zu dem Getäfel nicht aufzufinden vermöge; denn das, was der Vater habe, seien nur Bruchstücke, und zwar zwei Pfeilerverkleidungen, das übrige fehle. Ich habe wohl schon Nachforschungen in der besten Art, wie ich glaube, angestellt; aber ich wolle sie doch noch fortsezen, und versuchen, ob ich nicht noch neue Mittel und Wege auffinden könne, zu meinem Ziele, wenn es noch vorhanden sei, zu gelangen, oder die größtmögliche Gewißheit zu erhalten, daß das Gesuchte nicht mehr bestehe. Ich beschrieb meinem Gastfreunde, so gut ich es aus der Erinnerung konnte, die Vertäflungen, und machte ihn mit dem Fundorte und den Nebenumständen bekannt. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich das darum thue, daß er mir einen Rath geben möge, wie ich etwa weiter vorzugehen habe. Es handle sich um

einen Gegenstand, der meinem Vater nahe gehe. Nicht vorzüglich, weil diese Dinge schön seien, obwohl dies auch ein Antrieb für sich sein könnte, sondern hauptsächlich darum suche ich darnach zu forschen, weil sie dem Vater Freude machen. Je älter er werde, desto mehr schließe er sich in einem engen Raume ab, sein Geschäftszimmer und sein Haus werden nach und nach seine ganze Welt, und da seien es vorzüglich Werke der bildenden Kunst und die Bücher, mit denen er sich beschäftige, und die Wirkung, welche diese Dinge auf ihn machen, wachse mit den Jahren. Er habe sich von dem Schnizwerke in den ersten Tagen kaum trennen können, er habe es in allen Theilen genau betrachtet, und sei zulezt so mit demselben bekannt geworden, als wäre er bei dessen Verfertigung zugegen gewesen. Darum wolle ich so vorgehen, daß ich mich nicht in die Lage seze, mir einen Vorwurf machen zu müssen, daß ich in meinen Nachforschungen etwas versäumt habe. Bisher seien sie freilich fruchtlos gewesen.

Mein Gastfreund fragte mich noch um einige Theile des Werkes und seines Auffindens, die ich ihm nicht dargestellt hatte, oder die ihm dunkel geblieben waren, und ließ sich die Örtlichkeiten des Auffin-

dens noch einmal auf das Umständlichste beschreiben. Hierauf sagte er mir, ich möge an meinen Vater ungesäumt einen Brief senden, und ihn bitten die genauen Ausmaße des Schnizwerkes nach Außen und nach Innen zu nehmen, und mir zu schicken. Ich begrif augenblicklich die Zweckmäßigkeit der Maßregel, und schämte mich, daß sie mir selber nicht früher eingefallen war. Er selber wolle vorläufig an Roland schreiben, und ihm dann, wenn sie eingelangt wären, die Ausmaße schicken. Auch wolle er seine Geschäftsführer in jener Gegend beauftragen, sich um die Sache zu bemühen. Wenn das Gesuchte zu finden ist, so dürfte Roland der geeignetste Mithelfer sein, und die anderen Männer, die er noch auffordern werde, hätten sich schon in den verschiedensten Gelegenheiten sehr erprobt.

Ich dankte meinem Gastfreunde auf das Verbindlichste für seine Gefälligkeit, und versprach, in nichts säumig zu sein.

Am nächsten Morgen trug ein Bothe meinen Brief an den Vater und die Briefe meines Gastfreundes an Roland und andere Männer auf die nächste Post. Mein Gastfreund mußte bis in die tiefe Nacht geschrieben haben; denn es war ein ganzes Päckchen

von Briefen. Mich rührte dieſe Güte außerordentlich; denn ich wußte nicht, wie ich ſie verdient hatte.

Daß ich in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in dem Roſenhauſe gleich an alle Orte ging, die mir lieb waren, begreift ſich.

In dem Zeichnungszimmer Euſtachs fand ich den Muſiktiſch fertig. Es war ſeit ſeiner Vollendung erſt eine kurze Zeit verfloſſen, deßhalb ſtand er noch an dieſer Stelle. Ich hatte nicht geahnt, daß das Werk, das ich bei Beginn ſeiner Wiederherſtellung geſehen hatte, ſich ſo darſtellen würde, wenn es fertig wäre. Ich hatte Bilder Bauwerke Zeichnungen und dergleichen in jüngſter Zeit in großer Menge geſehen und ſelber ähnliche Dinge verfertigt, ich konnte mir daher in ſolchen Sachen ein kleines Urtheil zutrauen; aber, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Rahmen und das Geſtelle des Tiſches neu gemacht worden ſei, ſo hätte ich es nie erkannt, ſo ſehr paßte beides im Baue in der ganzen Art und ſelbſt in der Farbe des Holzes zu der Platte. Das ganze Werk ſtand rein glänzend und klar vor den Augen. Die Farben der verſchiedenen Hölzer an den Verzierungen am Laubwerke am Obſte und an den Geräthen trat unter der Macht des Harzes kräftig und ſcharf hervor. Selbſt

die Mißverhältniſſe der Größen in den verſchiedenen eingelegten Geräthen, zum Beiſpiele zwiſchen der Flöte der Geige der Trommel, welche mir bei meinem erſten Beſuche in dem Schreinerhauſe Anſtoß gegeben hatten, erſchienen mir jezt als naiv, und hatten etwas Anziehendes für mich, welches mir die Tiſchplatte lieber machte, als wenn ſie ganz fehlerfrei oder etwa nach neuen Kunſtbegriffen gemacht geweſen wäre. Ich fragte Euſtach, wohin der Tiſch zu ſtehen kommen würde. Er konnte es mir nicht ſagen. Es ſei darüber nichts eröffnet worden, ob er in dem Hauſe bleiben, oder ob er irgend wohin verſendet werden würde. Jezt bleibe er hier ſtehen, damit alle Nachtrocknungen in jener allmählichen Stufenfolge vor ſich gehen können, wie ſie bei jedem neuverfertigten Geräthe eintreten müſſen, daß es nicht Schaden leide. Die meiſten der neuverfertigten oder wiederhergeſtellten Werke ſeien zu dieſem Zwecke in dem Zeichnungszimmer ſtehen geblieben, wenn ſie anders dort Plaz hatten. Ich betrachtete den Tiſch noch eine Weile, und ging dann zu andern Gegenſtänden über.

Auch die Gärtnerleute beſuchte ich, die Leute des Meierhofes, die Gartenarbeiter, die Dienſtleute des

Hauſes und einige Nachbaren, zu denen wir früher öfter gekommen waren, und die ich näher kennen gelernt hatte.

Obwohl ich nach dem Rathe und der Einladung meines Gaſtfreundes entſchloſſen war, heuer meine Berufsarbeit, wenigſtens jenes Berufes, den ich mir ſelber aufgelegt hatte, ruhen zu laſſen, ſondern einen Theil des Sommers in dem Roſenhauſe zu verleben, und mich meiner Laune und dem Augenblicke hinzugeben: hatte ich doch nicht den Willen, gar nichts zu thun, was mir die größte Qual geweſen wäre, ſondern mich bei meinen Handlungen von meinem Vergnügen und der Gelegenheit leiten zu laſſen. Mein Gaſtfreund hatte mir die nehmlichen zwei Zimmer eingeräumt, welche ich bisher ſtets inne gehabt hatte, und freute ſich, daß ich ſeinen Rath befolgen, und einmal auch anderswohin ſehen wolle als immer einſeitig auf meine Arbeiten, und daß ich einmal zu einem allgemeineren Bewußtſein kommen wolle, als zu dem ich mich bisher gebannt hätte. Ich hatte viele Bücher und Schriften mitgebracht, hatte alle Werkzeuge zur Öhlmalerei bei mir, und hatte doch aus Vorſicht auch einige Vorrichtungen zu Vermeſſungen und dergleichen eingepackt.

Wenn man von dem Roſenhauſe über den Hügel, auf dem der große Kirſchbaum ſteht, nordwärts geht, ſo kömmt man in die Wieſe, durch welche der Bach fließt, an dem mein Gaſtfreund jene Erlengewächſe zieht, welche ihm das ſchöne Holz liefern, das er neben anderen Hölzern zu ſeinen Schreinerarbeiten verwendet. Wir waren öfter zu dieſem Bache gekommen, und ſeinen Ufern entlang gegangen. Er floß aus einem Gehölze hervor, in welchem mein Gaſtfreund einige Waſſerwerke hatte aufführen laſſen, um die Wieſe vor Überſchwemmungen zu ſichern, und die Verwilderung des Baches zu verhindern. Im Innern des Gehölzes befindet ſich ein ziemlich großer Teich, eigentlich ein kleiner See, da er nicht mit Kunſt angelegt ſondern größtentheils von ſelber entſtanden war. Nur Geringes hatte man hinzu gefügt, um nicht Verſumpfungen an ſeinen Rändern und Überfluthungen bei ſeinem Ausfluſſe entſtehen zu laſſen. Das Waſſer dieſes Waldbeckens iſt ſo klar, daß man in ziemlicher Tiefe noch alle die bunten Steine ſehen kann, welche auf dem Grunde liegen. Nur ſchienen ſie grünlich blau gefärbt, wie es bei allen Wäſſern der Fall iſt, die aus unſern Kalkalpen oder in deren Nähe fließen. Rings um dieſes Waſſer iſt das Ge-

zweige so dicht, daß man keinen Stein und kaum einen Uferrand sehen kann, sondern die Zweige aus dem Wasser zu ragen scheinen. Die Bäume, die da stehen, sind eines Theils Nadelholz, das mit seinem Ernste sich in die Heiterkeit mischt, die auf den Ästen Blättern und Wipfeln der Laubbäume ruht, die den vorherrschenden Theil bilden. Vorzugsweise ist die Erle der Ahorn die Buche die Birke und die Esche vorhanden. Zwischen den Stämmen ist reichliches Wuchergestrippe. Der Bach in der Erlenwiese meines Gastfreundes verdankt dem See sein Dasein; aber da dieser aus Quellzuflüssen lebt, so ist der ausfließende Bach oft so trocken, daß man, ohne sich die Sohle zu nezen, über seine hervorragenden Steine gehen kann. Wo er aus dem See geht, ist eine kleine Hütte erbaut, die den Hauptzweck hat, daß die, welche in dem See sich baden wollen, in ihr sich entkleiden können. Der Seegrund geht mit seinen schönen Kieseln so sachte in die Tiefe, daß man ziemlich weit vorwärts gehen, und das wallende Wasser genießen kann, ohne den Grund zu verlieren. Auch zum Lernen des Schwimmens ist dieser Theil sehr geeignet, weil man an allen Stellen Grund findet, und sich unbefangener den Übungen hingeben kann. Weiter

draußen beginnt das Gebiet derer, die ihrer Arme und ihrer Bewegungen ſchon vollſtändig Herr ſind. Guſtav ging an Sommertagen faſt jeden zweiten Tag mit Euſtach oder mit jemand anderm oder zuweilen auch mit meinem Gaſtfreunde zu dem See hinaus, um in demſelben zu ſchwimmen. Dieſe Thätigkeit, ſo wie die andern Körperbewegungen und Übungen, die für ihn in dem Roſenhauſe angeordnet waren, ſchienen ihm viele Freude zu machen. Mein Gaſtfreund hielt auf körperliche Übungen ſehr viel, da ſie zur Entwicklung und Geſundheit unumgänglich nothwendig ſeien. Er lobte dieſe Übungen ſehr an den Griechen und Römern, welche beiden Völker er auf eine hervorragende Weiſe ehrte. Das liege auf der Hand, pflegte er zu ſagen, daß, ſo wie die Krankheit des Körpers den Geiſt zu etwas anderem mache, als er in der Geſundheit des Körpers iſt, ein kräftiger und in hohem Maße entwickelter Körper die Grundlage zu allem dem abgebe, was tüchtig und herzhaft heißt. Bei den alten Römern iſt ein großer Theil ihrer Erfolge in der Geſchichte und ihres früheren Glückes in der Pflege und Entwicklung ihres Körpers zu ſuchen. Ihr Glück dauerte auch nur ſo lange, als die vernünftige Pflege ihrer Leibesübungen dauerte. In

neuen Schulen vernachläſſige man dieſe Pflege zu ſehr, die bei uns um ſo nothwendiger wäre, als ſich durch das Zuſammengehäuftſein in dunſtigen und heißen Stuben ohnehin Übel erzeugen, die dem Aufenthalte in freier Luft fremd ſind. Darum werden auch die Geiſteskräfte von Schülern der neuen Zeit nicht entwickelt, wie ſie ſollten, und wie ſie es bei Kindern, die in Wald und Feldern ſchweifen, freilich auf Koſten ihres höheren Weſens wirklich ſind. Daher ſtamme ein Theil der Schalheit und Trägheit unſerer Zeiten. Ich ging mit Guſtav jezt, da ich viele Muße hatte, ſehr fleißig zu dem Wäldchen, und da ich in der Kunſt des Schwimmens eine große Fertigkeit hatte, ſo ſah er an mir ein Vorbild, dem er nachſtreben konnte, und lernte Gelenkigkeit und Ausdauer mehr, als er es ohne mich gekonnt hätte.

Überhaupt gewann Guſtav eine immer größere Neigung zu mir. Es mochte, wie ich mir ſchon früher gedacht hatte, zuerſt der Umſtand eingewirkt haben, daß ich ihm an Alter nicht ſo ſehr ferne ſtand. Dazu mochte ſich geſellt haben, daß ich, der ich eigentlich ſehr einſam und abgeſchloſſen erzogen worden war, viel tiefer in ſpätere Jahre hinein die Merkmale der Kindheit bewahrt haben mochte als andere Leute, die

gleichen Alters mit mir waren, und zulezt konnte jezt auch das wirken, daß ich bei meiner Geschäftlosigkeit viel mehr Berührungspunkte mit ihm fand, als es bei meinen früheren Anwesenheiten in dem Rosenhause der Fall gewesen war.

Ich schrieb nun auf dem Asperhofe mehr Briefe als sonst, ich las in Dichtern, betrachtete alles um mich herum, schweifte oft weit in die Gegend hinaus; aber diese Lebensweise wurde mir bald beschwerlich, und ich suchte etwas hervor, was mich tiefer beschäftigte. Die Dichter als das Edelste, was mir jezt begegnete, riefen wieder das Malen hervor. Ich richtete meine Zeichnungsgeräthe und meine Vorrichtungen zur Malerei in den Stand, und begann wieder meine Übungen im Malen der Landschaft. Ich malte je nach der Laune bald ein Stück Himmel bald eine Wolke bald einen Baum oder Gruppen von Bäumen entfernte Berge Getreidehügel und dergleichen. Auch schloß ich menschliche Gestalten nicht aus, und versuchte Theile derselben. Ich versuchte das Antliz des Gärtners Simon und das seiner Gattin auf die Leinwand zu bringen. Die beiden Leute hatten eine große Freude über das Ding, und ich gab ihnen die Bilder in ihre Stube, nachdem ich vorher nette Rahmen dazu

bestellt, und in der Zeit, bis sie eintrafen, mir Abbilder von den Köpfen für meine eigene Mappe gemacht hatte. Ich malte die Hände oder Büsten verschiedener Leute, die sich in dem Rosenhause oder in dem Meierhofe befanden. Meinen Gastfreund oder Eustach oder Gustav zu bitten, daß sie mir als Gegenstand meiner Kunstbestrebungen dienen sollten, hatte ich nicht den Muth, weil die Erfolge noch gar zu unbedeutend waren.

Gustav nahm unter allen den größten Antheil an diesen Dingen. So wie er im vorigen Jahre Geräthe mit mir gemalt hatte, versuchte er es heuer auch mit den Landschaften. Sein Ziehvater und sein Zeichnungslehrer hatten nichts dagegen, da nur freie Stunden zu diesen Beschäftigungen verwendet wurden, da seine Körperübungen nicht darunter zu leiden hatten, und da sich dadurch das Band zwischen mir und ihm noch mehr befestigte, was mein Gastfreund nicht ungern zu sehen schien, da doch zuletzt der Jüngling niemanden hatte, an wen er das Gefühl der Freundschaft leiten sollte, das in seinen Jahren so gerne erwacht, und das sich in sanftem Zuge an einen Gegenstand richtet. Da unter seiner Hand ein Baum ein Stein ein Berg ein Wässerchen in lieblichen Farben

hervorging, hatte er eine unaussprechliche Freude. Bei Eustach hatte er nur größtentheils Bau- und Geräthezeichnungen gesehen, und Roland hatte auch nur Ähnliches von seinen Reisen zurück gebracht. Was von Landschaften in der Gemäldesammlung seines Ziehvaters hing, auf denen er wohl grüne Bäume weiße Wolken blaue Berge beobachten konnte, hatte er nie um seine Entstehung angeschaut, sondern die Dinge waren da, wie auch andere Dinge da sind, das Haus der Getreidehügel der Berg der ferne Kirchthurm, und er hatte nicht daran gedacht, daß auch er solche Gegenstände hervorzubringen vermöchte. Er redete auf Spaziergängen davon, wie dieser Baum sich baue, wie jener Berg sich runde, und er erzählte mir, daß ihm oft von dem Zeichnen lebhaft träume.

Man ließ den Jüngling auch auf größere Entfernungen von dem Rosenhause mit mir gehen. Seine Arbeiten wurden dabei so eingerichtet, daß, wenn sie auch unterbrochen werden mußten, ein wesentlicher Schaden sich nicht einstellen konnte. Dafür gewann er an Gesundheit und körperlicher Abhärtung bedeutend. Wir waren nicht selten mehrere Tage abwesend, und Gustav vergnügte es sehr, wenn wir Abends nach unserem leichten Mahle in einem Gasthause in

unſer Zimmer gingen, wenn er durch die Fenſter auf eine fremde Landſchaft hinausſchauen konnte, wenn er ſein Ränzlein und ſeine Reiſeſachen auf dem Tiſche zurecht richten, und dann die ermüdeten Glieder auf dem Gaſtbette ausſtrecken durfte. Wir beſtiegen hohe Berge, wir gingen an Felswänden hin, wir begleiteten den Lauf rauſchender Bäche, und ſchifften über Seen. Er wurde ſtark, und das zeigte ſich ſichtbar, wenn wir von einer Gebirgswanderung — denn faſt immer gingen wir in das Gebirge — zurückkehrten, wenn ſeine Wangen gebräunt waren, als wollten ſie beinahe ſchwarz werden, wenn ſeine Locken die dunkle Stirne beſchatteten, und die großen Augen lebhaft aus dem Angeſichte hervor leuchteten. Ich weiß nicht, welcher innre Zug von Neigung mich zu dem Jünglinge hinwendete, der in ſeinem Geiſte zulezt doch nur ein Knabe war, den ich über die einfachſten Dinge täglicher Erfahrung belehren mußte, namentlich, wenn es Wanderungsangelegenheiten waren, und der mir in ſeiner Seele nichts biethen konnte, wodurch ich erweitert und gehoben werden mußte, es müßte nur das Bild der vollkommenſten Güte und Reinheit geweſen ſein, das ich täglich mehr an ihm ſehen lieben und verehren lernte.

Ich ging auch einige Male zu dem Lauterſee. Ich hatte im vorigen Jahre angefangen, ſeine Tiefe an verſchiedenen Stellen zu meſſen, um ein Bild darzuſtellen, in welchem ſich die Berge, die den See umſtanden, ſichtbar auch unter der Waſſerfläche fortſezten, und nur durch einen tieferen Ton gedämpft waren. Der Reiz, der dieſe Aufnahme herbei geführt hatte, ſtellte ſich wieder ein, und ich ſezte die Meſſungen nach einem Plane fort, um die Thalſohle des Sees immer richtiger zu ergründen, und das Bild einer größeren Sicherſtellung entgegen zu führen. Guſtav begleitete mich mehrere Male, und arbeitete mit den Männern, die ich gedungen hatte, das Schif zu lenken, die Schnüre auszuwerfen, die Kloben zu richten, an denen ſich die Senkgewichte abwickelten, oder andere Dinge zu thun, die ſich als nothwendig erwieſen.

Beſondere Freude machte es mir, daß ich, nach und nach die Feinheiten des menſchlichen Angeſichtes immer beſſer behandeln lernte, beſonders, was mir früher ſo ſchwer war, wenn der leichte Duft der Farbe über die Wangen ſchöner Mädchen ging, die ſich ſanft rundeten, ſchier keine Abwechslung zeigten, und doch ſo mannigfaltig waren. Mir waren die Verſuche am

angenehmſten, das Liebliche Sittige Schelmiſche, das ſich an manchen jungen Land- oder Gebirgsmädchen darſtellte, auf der Leinwand nachzuahmen.

Eines Abends, da Blize faſt um den ganzen Geſichtskreis leuchteten, und ich von dem Garten gegen das Haus ging, fand ich die Thür, welche zu dem Gange des Amonitenmarmors zu der breiten Marmortreppe und zu dem Marmorſaale führte, offen ſtehen. Ein Arbeiter, der in der Nähe war, ſagte mir, daß wahrſcheinlich der Herr durch die Thür hinein gegangen ſei, daß er ſich vermuthlich in dem ſteinernen Saale befinden werde, in welchen er gerne gehe, wenn Gewitter am Himmel ſtänden, und daß die Thür vielleicht offen geblieben ſei, damit Guſtav, wenn er käme, auch hinaufgehen könnte. Ich blickte in den Marmorgang, ſah hinter der Schwelle mehrere Paare von Filzſchuhen ſtehen, und beſchloß, auch in den ſteinernen Saal hinauf zu gehen, um meinen Gaſtfreund aufzuſuchen. Ich legte ein Paar von paſſenden Filzſchuhen an, und ging den Gang des Amonitenmarmors entlang. Ich kam zu der Marmortreppe, und ſtieg langſam auf ihr empor. Es war heute kein Tuchſtreifen über ſie gelegt, ſie ſtand in ihrem ganzen feinen Glanze da, und erhellte ſich noch

mehr, wenn ein Bliz durch den Himmel ging, und von der Glasbedachung, die über der Treppe war, hereingeleitet wurde. So gelangte ich bis in die Mitte der Treppe, wo in einer Unterbrechung und Erweiterung gleichsam wie in einer Halle nicht weit von der Wand die Bildsäule von weißem Marmor steht. Es war noch so licht, daß man alle Gegenstände in klaren Linien und deutlichen Schatten sehen konnte. Ich blickte auf die Bildsäule, und sie kam mir heute ganz anders vor. Die Mädchengestalt stand in so schöner Bildung, wie sie ein Künstler ersinnen, wie sie sich eine Einbildungskraft vorstellen, oder wie sie ein sehr tiefes Herz ahnen kann, auf dem niedern Sockel vor mir, welcher eher eine Stufe schien, auf die sie gestiegen war, um herumblicken zu können. Ich vermochte nun nicht weiter zu gehen, und richtete meine Augen genauer auf die Gestalt. Sie schien mir von heidnischer Bildung zu sein. Das Haupt stand auf dem Nacken, als blühete es auf demselben. Dieser war ein wenig aber kaum merklich vorwärts gebogen, und auf ihm lag das eigenthümliche Licht, das nur der Marmor hat, und das das dicke Glas des Treppendaches hereinsendete. Der Bau der Haare, welcher leicht geordnet gegen den

Nacken niederging, ſchnitt dieſen mit einem flüchtigen Schatten, der das Licht noch lieblicher machte. Die Stirne war rein, und es iſt begreiflich, daß man nur aus Marmor ſo etwas machen kann. Ich habe nicht gewußt, daß eine menſchliche Stirne ſo ſchön iſt. Sie ſchien mir unſchuldvoll zu ſein, und doch der Siz von erhabenen Gedanken. Unter dieſem Throne war die klare Wange ruhig und ernſt, dann der Mund, ſo feingebildet, als ſollte er verſtändige Worte ſagen, oder ſchöne Lieder ſingen, und als ſollte er doch ſo gütig ſein. Das Ganze ſchloß das Kinn wie ein ruhiges Maß. Daß ſich die Geſtalt nicht regte, ſchien blos in dem ſtrengen bedeutungsvollen Himmel zu liegen, der mit den fernen ſtehenden Gewittern über das Glasdach geſpannt war, und zur Betrachtung einlud. Edle Schatten wie ſchöne Hauche hoben den ſanften Glanz der Bruſt, und dann waren Gewänder bis an die Knöchel hinunter. Ich dachte an Nauſikae, wie ſie an der Pforte des goldenen Saales ſtand, und zu Odyſſeus die Worte ſagte: „Fremdling, wenn du in dein Land kömmſt, ſo gedenke meiner.“ Der eine Arm war geſenkt, und hielt in den Fingern ein kleines Stäbchen, der andere war in der Gewandung zum Theile verhüllt, die er ein wenig emporhob. Das Kleid war

eher eine ſchön geſchlungene Hülle als ein nach einem gebräuchlichen Schnitte Verfertigtes. Es erzählte von der reinen geſchloſſenen Geſtalt, und war ſo ſtofflich treu, daß man meinte, man könne es falten, und in einen Schrein verpacken. Die einfache Wand des grauen Amonitenmarmors hob die weiße Geſtalt noch ſchärfer ab, und ſtellte ſie freier. Wenn ein Bliz geſchah, floß ein roſenrothes Licht an ihr hernieder, und dann war wieder die frühere Farbe da. Mir dünkte es gut, daß man dieſe Geſtalt nicht in ein Zimmer geſtellt hatte, in welchem Fenſter ſind, durch die alltägliche Gegenſtände herein ſchauen, und durch die verworrene Lichter einſtrömen, ſondern daß man ſie in einen Raum gethan hat, der ihr allein gehört, der ſein Licht von oben bekömmt, und ſie mit einer dämmerigen Helle wie mit einem Tempel umfängt. Auch durfte der Raum nicht einer des täglichen Gebrauchs ſein, und es war ſehr geeignet, daß die Wände rings herum mit einem koſtbaren Steine bekleidet ſind. Ich hatte eine Empfindung, als ob ich bei einem lebenden ſchweigenden Weſen ſtände, und hatte faſt einen Schauer, als ob ſich das Mädchen in jedem Augenblicke regen würde. Ich blickte die Geſtalt an, und ſah mehrere Male die röthlichen Blize

und die graulich weiße Farbe auf ihr wechſeln. Da ich lange geſchaut hatte, ging ich weiter. Wenn es möglich wäre, mit Filzſchuhen noch leichter aufzutreten, als es ohnehin ſtets geſchehen muß, ſo hätte ich es gethan. Ich ging mit dem lautloſen Tritte langſam über die glänzenden Stufen des Marmors bis zu dem ſteinernen Saale hinan. Seine Thür war halb geöffnet. Ich trat hinein.

Mein Gaſtfreund war wirklich in demſelben. Er ging in leichten Schuhen mit Sohlen, die noch weicher als Filz waren, auf dem geglätteten Pflaſter auf und nieder.

Da er mich kommen ſah, ging er auf mich zu, und blieb vor mir ſtehen.

„Ich habe die Thür zu dem Marmorgange offen geſehen," ſagte ich, „man hat mir berichtet, daß ihr hier oben ſein könntet, und da bin ich herauf gegangen, euch zu ſuchen."

„Daran habt ihr recht gethan," erwiederte er.

„Warum habt ihr mir denn nicht geſagt," ſprach ich weiter, „daß die Bildſäule, welche auf eurer Marmortreppe ſteht, ſo ſchön iſt?"

„Wer hat es euch denn jezt geſagt?" fragte er.

„Ich habe es ſelber geſehen," antwortete ich.

„Nun dann werdet ihr es um so sicherer wissen und mit desto größerer Festigkeit glauben," erwiederte er, „als wenn euch jemand eine Behauptung darüber gesagt hätte."

„Ich habe nehmlich den Glauben, daß das Bildwerk sehr schön sei," antwortete ich mich verbessernd.

„Ich theile mit euch den Glauben, daß das Werk von großer Bedeutung sei," sagte er.

„Und warum habt ihr denn nie zu mir darüber gesprochen?" fragte ich.

„Weil ich dachte, daß ihr es nach einer bestimmten Zeit selber betrachten und für schön erachten werdet," antwortete er.

„Wenn ihr mir es früher gesagt hättet, so hätte ich es früher gewußt," erwiederte ich.

„Jemanden sagen, daß etwas schön sei," antwortete er, „heißt nicht immer, jemanden den Besiz der Schönheit geben. Er kann in vielen Fällen blos glauben. Gewiß aber verkümmert man dadurch demjenigen das Besizen des Schönen, der ohnehin aus eigenem Antriebe darauf gekommen wäre. Dies sezte ich bei euch voraus, und darum wartete ich sehr gerne auf euch."

„Aber was müßt ihr denn die Zeit her über mich

gedacht haben, daß ich dieſe Bildſäule ſehen konnte, und über ſie geſchwiegen habe?“ fragte ich.

„Ich habe gedacht, daß ihr wahrhaftig ſeid,“ ſagte er, „und ich habe euch höher geachtet als die, welche ohne Überzeugung von dem Werke reden, oder als die, welche es darum loben, weil ſie hören, daß es von andern gelobt wird.“

„Und wo habt ihr denn das herrliche Bildwerk hergenommen?“ fragte ich.

„Es ſtammt aus dem alten Griechenlande,“ antwortete er, „und ſeine Geſchichte iſt ſonderbar. Es ſtand viele Jahre in einer Bretterbude bei Cumä in Italien. Sein unterer Theil war mit Holz verbaut, weil man den Plaz, an dem es ſtand, und der theils offen theils gedeckt war, zu häufigem Ballſchlagen verwendete, und die Bälle nicht ſelten in die Bude der Geſtalt flogen. Deßhalb legte man von der Bruſt abwärts einen dachartigen Schuz an, der die Bälle geſchickt herab rollen machte, und über den ſich die Geſtalt wie eine Büſte darſtellte. Es waren in dem Raume theils an den Bretterbauten theils an Mauerſtücken, aus denen er beſtand, noch andere Geſtalten angebracht, ein kleiner Herkules mehrere Köpfe und ein alterthümlicher Stier von etwa drei Fuß

Höhe; denn der Plaz wurde auch zu Tänzen benüzt, und war an den Stellen, die keine Wand hatten, mit Schlinggewächſen und Trauben begrenzt, an andern war er offen, und blickte über Mirten Lorber Eichen auf die blauen Berge und den heiteren Himmel dieſes Landes hinaus. Gedeckt waren nur Theile des Raumes, beſonders dort, wo die Geſtalten ſtanden. Dieſe hatten Dächer über ſich wie die niedlichen Täfelchen, welche italieniſche Mädchen auf dem Kopfe tragen. Im Übrigen war die Bedeckung das Gezelt des Himmels. Mich brachte ein günſtiger Zufall nach Cumä und zu dieſem Ballplaze, auf dem ſich eben junges Volk beluſtigte. Gegen Abend, da ſie nach Hauſe gegangen waren, beſichtigte ich das Mauerwerk, welches aus Reſten alter Kunſtbauten beſtand, und die Geſtalten, welche ſämmtlich aus Gips waren, wie ſie in Italien ſo häufig alten edlen Kunſtwerken nachgebildet werden. Den Herkules kannte ich insbeſondere ſehr gut, nur war er hier viel kleiner gebildet. Die Büſte des Mädchens — für eine ſolche hielt ich die Geſtalt — war mir unbekannt; allein ſie gefiel mir ſehr. Da ich mich über die reizende Lage dieſes Plätzchens ausſprach, ſagte die Beſizerin, eine wahrhaftige altrömiſche Sibille, es werde hier in Kurzem

noch viel ſchöner werden. Ihr Sohn, der ſich durch Handel Geld erworben, werde den Plaz in einen Saal mit Säulen verwandeln, es werden Tiſche herum ſtehen, und es werden vornehme Fremde kommen, ſich hier zu ergözen. Die Geſtalten müſſen weg, weil ſie ungleich ſeien, und weil Menſchen und Thiere unter einander ſtehen, ihr Sohn habe ſchon die ſchönſten Gipsarbeiten beſtellt, die alle gleich groß wären. Sie führte mich zu dem Mädchen, und zeigte mir durch eine Spalte der Bretter, daß daſſelbe in ganzer Geſtalt da ſtehe, und alſo die andern Dinge weit überrage. Man habe darum an dem oberen Rande der Balken, mit denen die Geſtalt umbaut iſt, einen hölzernen bemalten Sockel angebracht, von dem der Oberleib wie eine Büſte herab ſchaue. Dadurch ſei die Sache wieder zu den anderen geſtimmt worden. Ich fragte, wann ihr Sohn hieherkomme, und wann das Umbauen beginnen würde. Da ſie mir das geſagt hatte, entfernte ich mich. Zur Zeit des mir von der Alten angegebenen Beginnes des Umbaues fand ich mich auf dem Plaze wieder ein. Ich traf den Sohn der Wittwe — eine ſolche war ſie — hier an, und der Bau hatte ſchon begonnen. Die alten reizenden Mauerſtücke waren zum Theile abgetragen, und

ihre Stoffe waren geſchichtet, um zu dem neuen Baue verwendet zu werden. Die Schlinggewächſe und Reben waren ausgerottet, die Geſträuche vor dem Plaze vernichtet, und man ebnete ihre Stelle, um dort Raſen anzulegen. Auf der Südſeite baute man ſchon die Sockelmauern, auf welche die Säulen von Ziegeln zu ſtehen kommen ſollten. Die Geſtalt des Mädchens, von der man die Balkenverhüllung weggenommen hatte, lag in einer Hütte, welche größtentheils Baugeräthe enthielt. Neben ihr lagen der Herkules der Stier und die Köpfe, die, wie ich jezt ſah, alte Römer darſtellten. Mir gefiel nun auch die früher nicht geſehene übrige Geſtalt des Mädchens, die nicht weſentlich verlezt war, außerordentlich, und ich erhandelte ſie, da die Dinge zum Zwecke des Verkaufes in der Bretterhütte lagen. Aber der Verkäufer ſagte, er gebe von der Sammlung nichts einzeln weg, und ich mußte den Stier den Herkules und die Köpfe mit kaufen. Der Kaufſchilling war nicht geringe, da mein Gegenmann die Schönheit der Geſtalt recht gut kannte und ſie geltend machte; aber ich fügte mich. Ich ließ Kiſten machen, um die Dinge fortzuſchaffen. Den Stier den Herkules und die Köpfe verkaufte ich in Italien um ein Geringes, die Mädchengeſtalt ſendete

ich wohlverpackt, daß der Gips nicht leide, an meinen damaligen Aufenthaltsort; ich kann euch den Namen jezt nicht nennen, es war ein kleines Städtchen an dem Gebirge. Mir fiel schon damals auf, daß das Fahrgeld für die Gestalt sehr hoch sei, und daß man sich über ihr Gewicht beklagt habe; allein ich hielt es für italienische List, um von mir dem Fremden etwas mehr heraus zu pressen. Als ich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, und als eines Tages die Gipsgestalt, für deren gute Verpackung und Überbringung ich durch mir wohlbekannte Versendungsvermittler gesorgt hatte, in dem Asperhofe ankam, überzeugte ich mich selber von dem ungemeinen Gewichte der Last. Da der Bretterverschlag, in welchem sich die Gestalt befand, nicht so schwer sein konnte, so entstand in mir und Eustach, der damals schon in dem Asperhofe war, der Gedanke, die Gestalt möchte etwa naß geworden sein, und durch die Nässe gelitten haben. Wir ließen das Standbild in die hölzerne Hütte schaffen, welche ich theils zu seinem Empfange theils zur Reinigung von den vielen Schmuzflecken, die es an seinem früheren Standorte erhalten hatte, vor dem Eingange in den Garten hatte aufbauen lassen. Da es dort von den Brettern und von allen seinen andern

Hüllen befreit worden war, ſahen wir, daß ſich unſere Furcht nicht beſtätigte. Die Geſtalt war ſo trocken, wie Gips nur überhaupt zu ſein vermag. Wir ſezten nach und nach die Vorrichtungen in Gebrauch, durch die wir die Geſtalt in die Nähe der Glaswand der Hütte auf eine drehbare Scheibe ſtellen konnten, um ſie nach Bequemlichkeit betrachten und reinigen zu können. Da ſie auf der Scheibe ſtand, und wir uns von der Sicherheit ihres Standes überzeugt hatten, gingen wir zu ihrer Betrachtung über. Euſtach war über ihre Schönheit entzückt, und machte mich auf manches aufmerkſam, was mir auf dem Tanz- und Ballplaze bei Cumä und ſpäter in der Bauhütte entgangen war. Freilich ſtand die Geſtalt jezt viel vortheilhafter, da durch die reinen Scheiben der Glaswand das klare Licht auf ſie fiel, und alle Schwingungen und Schwellungen der Geſtaltung deutlich machte. Da wir die Überzeugung gewonnen hatten, daß ein edles Werk in das Haus gekommen ſei, beſchloſſen wir, ſofort zu deſſen Reinigung zu ſchreiten. Wir nahmen uns vor, dort, wo der Schmuz nur locker auf der Oberfläche liege, und dem reinen Waſſer und dem Pinſel weiche, auch nur Waſſer und den Pinſel anzuwenden. Leichtes Übertünchen und ſanftes

Glätten würde die lezte Nachhülfe geben. Für tiefer gehende Verunreinigung wurde die Anwendung des Messers und der Feile beschlossen; nur sollte die äußerste Vorsicht beobachtet und lieber eine kleine Verunreinigung gelassen werden, als daß eine sichtbare Umgestaltung des Stoffes vorgenommen würde. Eustach machte in meiner Gegenwart Versuche, und ich billigte sein Verfahren. Es wurde nun sogleich ans Werk geschritten, und die Arbeit in der nächsten Zeit fortgesezt. Eines Tages kam Eustach zu mir herauf und sagte, er müsse mich auf einen sonderbaren Umstand aufmerksam machen. Er sei auf dem Schulterblatte mit dem feinen Messer auf einen Stoff gestoßen, der nicht das Taube des Gipses habe, sondern das Messer gleiten mache, und etwas wie die Ahnung eines Klanges merken lasse. Wenn die Sache nicht zu unwahrscheinlich wäre, würde er sagen, daß der Stoff Marmor sei. Ich ging mit ihm in die Bretterhütte hinab. Er zeigte mir die Stelle. Es war ein Plaz, mit dem die Gestalt häufig, wenn sie gelegt wurde, auf den Boden kam, und der daher durch diesen Umstand und zum Theile durch Versendungen, denen die Gestalt ausgesezt gewesen sein mochte, mehr abgenüzt war als andere. Ich ließ das Messer auf

dieſer Stelle gleiten, ich ließ es an ihr erklingen, und auch ich hatte das Gefühl, daß es Marmor ſei, was ich eben behandle. Weil der Plaz, an dem die Verſuche gemacht wurden, doch zu augenfällig war, um weiter gehen zu können, und ihn etwa zu verunſtalten, ſo beſchloſſen wir an einem unſcheinbareren einen neuen Verſuch zu machen. In der Ferſe des linken Fußes fehlte ein kleines Stückchen, dort mußte jedenfalls Gips eingeſezt werden, dort beſchloſſen wir zu forſchen. Wir drehten die Geſtalt mit ihrer Scheibe in eine Lage, in welcher das helle Licht auf die Lücke an der Ferſe fiel. Es zeigte ſich, daß neben der kleinen Vertiefung noch ein Stückchen Gips ledig ſei, und bei der leiſeſten Berührung herab fallen müſſe. Wir ſezten das Meſſer an, das Stück ſprang weg, und es zeigte ſich auf dem Grunde, der blos wurde, ein Stoff, der nicht Gips war. Das Auge ſagte, es ſei Marmor. Ich holte ein Vergrößerungsglas, wir leiteten durch Spiegel ein ſchimmerndes Licht auf die Stelle, ich ſchaute durch das Glas auf ſie, und mir funkelten die feinen Kriſtalle des weißen Marmors entgegen. Euſtach ſah ebenfalls durch die Linſe, wir verſuchten an dem Plaze noch andere Mittel, und es ſtellte ſich feſt, daß die unterſuchte Fläche Marmor ſei.

Nun begannen wir, um das Unglaubliche völlig zu beweiſen, oder unſere Meinung zu widerlegen, auch an andern Stellen Unterſuchungen. Wir fingen an Stellen an, welche ohnehin ein wenig ſchadhaft waren, und gingen nach und nach zu anderen über. Wir beobachteten zulezt gar nicht mehr ſo genau die Vorſichten, die wir uns am Anfange auferlegt hatten, und kamen zu dem Ergebniſſe, daß an zahlreichen Stellen unter dem Gipſe der Geſtalt weißer Marmor ſei. Der Schluß war nun erklärlich, daß an allen Stellen, auch den nicht unterſuchten, der Gips über Marmor liege. Das große Gewicht der Geſtalt war nicht der lezte Grund unſerer Vermuthung. Durch welchen Zufall oder durch welch ſeltſames Beginnen die Marmorgeſtalt mit Gips könne überzogen worden ſein, war uns unerklärlich. Am wahrſcheinlichſten däuchte uns, daß es einmal irgend ein Beſizer gethan habe, damit ein fremder Feind, der etwa ſeine Wohnſtadt und ihre Kunſtwerke bedrohte, die Geſtalt als aus werthloſem Stoffe beſtehend nicht mit ſich fort nehme. Weil nun doch der Feind die Geſtalt genommen habe, oder weil ein anderer hindernder Umſtand eingetreten ſei, habe die Decke nicht mehr weggenommen werden können, und der edle Kern habe undenk-

bar lange Jahre in der ſchlechten Hülle ſtecken müſſen. Wir fingen nun auf dem Wirbel des Hauptes an, den Gips nach und nach zu beſeitigen. Theils und zwar im Roheren geſchah es mit dem Meſſer, theils und zwar gegen das Ende wurden Pinſel und das auflöſende Mittel des Waſſers angewendet. Wir rückten ſo von dem Haupte über die Geſtalt hinunter, und alles und jedes war Marmor. Durch den Gips war der Marmor vor den Unbilden folgender Zeiten geſchüzt worden, daß er nicht das trübe Waſſer der Erde oder ſonſtige Unreinigkeiten einſaugen mußte, und er war reiner, als ich je Marmore aus der alten Zeit geſehen habe, ja er war ſo weiß, als ſei die Geſtalt vor nicht gar langer Zeit erſt gemacht worden. Da aller Gips beſeitigt war, wurde die Oberfläche, welche doch durch die feinſten zurückgebliebenen Theile des Überzuges rauh war, durch weiche wollene Tücher ſo lange geglättet, bis ſich der glänzende Marmor zeigte, und durch Licht und Schatten die feinſte und zarteſt empfundene Schwingung ſichtbar wurde. Jezt war die Geſtalt erſt noch viel ſchöner, als ſie ſich in Gips dargeſtellt hatte, und Euſtach und ich waren von Bewunderung ergriffen. Daß ſie nicht aus neuer Zeit ſtamme, ſondern dem alten Volke der Griechen

angehöre, erkannten wir bald. Ich hatte ſo viele und darunter die als die ſchönſten geprieſenen Bildwerke der alten Heidenzeit geſehen, und vermochte daher zwiſchen ihren und den Arbeiten des Mittelalters oder der neuen Zeit zu vergleichen. Ich hatte alle Abbildungen, welche von den Bildwerken der alten Zeit zu bekommen waren, in den Asperhof gebracht, ſo daß ich neuerdings Vergleichungen anſtellen konnte, und daß auch Euſtach, welcher nicht ſo viel in Wirklichkeit geſehen hatte, ein Urtheil zu gewinnen vermochte. Nur nach ſehr langen und ſehr genauen Unterſuchungen gaben wir uns mit Feſtigkeit dem Gedanken hin, daß das Standbild aus der alten Griechenzeit herrühre. Wir lernten bei dieſen Unterſuchungen, zu deren größerer Sicherſtellung wir ſogar Reiſen unternahmen, die Merkmale der alten und neuen Bildwerke ſo weit kennen, daß wir die Überzeugung gewannen, die beſten Werke beider Zeiten gleich bei der erſten Betrachtung von einander unterſcheiden zu können. Das Schlechte iſt freilich ſchwerer in Hinſicht ſeiner Zeit zu ermitteln. Merkwürdig iſt es, daß völlig Werthloſes aus der alten Zeit gar nicht auf uns gekommen iſt. Entweder iſt es nicht entſtanden, oder eine kunſtbegeiſterte Zeit hat es ſogleich beſeitigt. Wir

bar lange Jahre in der ſchlechten Hülle ſtecken müſſen. Wir fingen nun auf dem Wirbel des Hauptes an, den Gips nach und nach zu beſeitigen. Theils und zwar im Roheren geſchah es mit dem Meſſer, theils und zwar gegen das Ende wurden Pinſel und das auflöſende Mittel des Waſſers angewendet. Wir rückten ſo von dem Haupte über die Geſtalt hinunter, und alles und jedes war Marmor. Durch den Gips war der Marmor vor den Unbilden folgender Zeiten geſchüzt worden, daß er nicht das trübe Waſſer der Erde oder ſonſtige Unreinigkeiten einſaugen mußte, und er war reiner, als ich je Marmore aus der alten Zeit geſehen habe, ja er war ſo weiß, als ſei die Geſtalt vor nicht gar langer Zeit erſt gemacht worden. Da aller Gips beſeitigt war, wurde die Oberfläche, welche doch durch die feinſten zurückgebliebenen Theile des Überzuges rauh war, durch weiche wollene Tücher ſo lange geglättet, bis ſich der glänzende Marmor zeigte, und durch Licht und Schatten die feinſte und zarteſt empfundene Schwingung ſichtbar wurde. Jezt war die Geſtalt erſt noch viel ſchöner, als ſie ſich in Gips dargeſtellt hatte, und Euſtach und ich waren von Bewunderung ergriffen. Daß ſie nicht aus neuer Zeit ſtamme, ſondern dem alten Volke der Griechen

angehöre, erkannten wir bald. Ich hatte ſo viele und darunter die als die ſchönſten geprieſenen Bildwerke der alten Heidenzeit geſehen, und vermochte daher zwiſchen ihren und den Arbeiten des Mittelalters oder der neuen Zeit zu vergleichen. Ich hatte alle Abbildungen, welche von den Bildwerken der alten Zeit zu bekommen waren, in den Asperhof gebracht, ſo daß ich neuerdings Vergleichungen anſtellen konnte, und daß auch Euſtach, welcher nicht ſo viel in Wirklichkeit geſehen hatte, ein Urtheil zu gewinnen vermochte. Nur nach ſehr langen und ſehr genauen Unterſuchungen gaben wir uns mit Feſtigkeit dem Gedanken hin, daß das Standbild aus der alten Griechenzeit herrühre. Wir lernten bei dieſen Unterſuchungen, zu deren größerer Sicherſtellung wir ſogar Reiſen unternahmen, die Merkmale der alten und neuen Bildwerke ſo weit kennen, daß wir die Überzeugung gewannen, die beſten Werke beider Zeiten gleich bei der erſten Betrachtung von einander unterſcheiden zu können. Das Schlechte iſt freilich ſchwerer in Hinſicht ſeiner Zeit zu ermitteln. Merkwürdig iſt es, daß völlig Werthloſes aus der alten Zeit gar nicht auf uns gekommen iſt. Entweder iſt es nicht entſtanden, oder eine kunſtbegeiſterte Zeit hat es ſogleich beſeitigt. Wir

haben in jener Unterſuchungszeit viel über alte Kunſt gelernt. Von wem und aus welchem Zeitabſchnitte aber unſer Standbild herrühre, konnten wir nicht ermitteln. Das war jedoch gewiß, daß es nicht der ſtrengen Zeit angehöre, und von der ſpäteren weicheren ſtamme. Ehe ich aber das Bild aus der Hütte, in welcher es ſtand, entfernte, ja ehe ich an den Plaz dachte, auf welchen ich es ſtellen wollte, mußte etwas anderes geſchehen. Ich reiſte nach Italien, und ſuchte bei Cumä den Verkäufer meines Standbildes auf. Er war mit den Umänderungen ſeines Plazes beinahe fertig. Dieſer war jezt eine Halle neuer Art, in welcher einige Menſchen ſüßen rothen Wein tranken, in welcher neue Gipsbilder ſtanden, um welche grüner Raſen war, und aus welcher man eine ſchöne Ausſicht hatte. Ich erzählte ihm von der Entdeckung, welche ich gemacht hatte, und ſagte, er möge nun nach derſelben den Preis des Bildes beſtimmen. Er könnte es zu dieſem Zwecke ſelber in Deutſchland beſehen oder es beſehen laſſen. Er fand beides nicht für nöthig, ſondern forderte ſogleich eine anſehnliche Summe, die den Werth eines ſolchen Gegenſtandes, deren Preiſe in den verſchiedenen Zeiten ſehr wechſeln, darſtellen mochte. Ich war damals ſchon in den Beſiz meiner

größeren Habe gekommen, die mir durch eine Erbschaft zugefallen war, und zeigte mich bereit, die Summe zu erlegen, nur möchte ich mich über das Herkommen des Standbildes noch näher unterrichten, und mir die Gewißheit über das Recht verschaffen, das mein Vormann bei so veränderter Sachlage über das Bild habe. Meine Forschungen führten zu nichts weiter, als daß das Bild seit vielen Menschenaltern schon in dem Besitze der Familie sei, von welcher ich es habe, daß einmal Überreste eines alten Gebäudes hier gewesen wären, daß man das Gebäude nach und nach abgebrochen habe, daß man aus Wasserbecken niederen Säulengittern und andern Dingen von weißem Steine Kalk gebrannt, und daß man aus den Resten des Gebäudes und mit dem Kalke Häuser in den Umgebungen gebaut habe. Es seien mehrere Standbilder bei den Trümmern gewesen und seien verkauft worden. Für das weiße Mädchen mit dem Stabe in der Hand habe man einmal einen Mantel aus Holz gemacht, darüber ist ein Streit in Hinsicht der Zahlung entstanden, und die Schrift, welche den Großvater des jetzigen Besitzers zur Zahlung verurtheilte, ist mir in dem Amte zur Einsicht und beglaubigten Abschrift gewiesen worden. Nachdem ich mir

der Entſtehung unſeres Standbildes können wir auch jezt noch nichts Feſtes behaupten, auch nicht, ob es mit anderen aus dem Volke von Standbildern, das in Hellas ſtand, nach Rom gekommen iſt, oder ob es unter den Römern von einem Griechen gefertigt worden iſt, wie man es in jener Römerzeit, da griechiſche Kunſt mit nicht hinlänglichem Verſtändniſſe über Italien ausgebreitet wurde, in den Siz eines Römers gebracht hat, und wie es auf ein ganz anderes entferntes Geſchlecht übergegangen iſt."

Er ſchwieg nach dieſen Worten, und ich ſah den Mann an. Wir waren, während er ſprach, in dem Saale auf und nieder gegangen. Ich begrif, warum er dieſen Saal bei Abendgewittern aufſucht. Durch die hellen Fenſter ſchaut der ganze ſüdliche Himmel herein, und auch Theile des weſtlichen und des öſtlichen ſind zu erblicken. Die ganze Kette der hieſigen Alpen kann am Rande des Geſichtskreiſes geſehen werden. Wenn nun ein Gewitter in jenem Raume entſteht — und am ſchönſten ſind Gewitterwände oder Gewitterberge, wenn ſie ſich über fernhinziehende Gebirge lagern, oder längs des Kammes derſelben dahin gehen — ſo kann er dasſelbe frei betrachten, und es breitet ſich vor ihm aus. Zu dem Ernſte der Wolken-

wände geſellt ſich der Ernſt der Wände von Marmor, und daß in dem Saale gar keine Geräthe ſind, vermehrt noch die Einſamkeit und Größe. Wenn nun vollends ſchon eine ſchwache Abenddämmerung eingetreten iſt, ſo zeigt die Oberfläche des Marmors den Widerſchein der Blize, und während wir ſo auf und nieder gingen, war einige Male der reine kalte Marmor wie in eine Glut getaucht, und nur die hölzernen Thüren ſtanden dunkel in dem Feuer, oder zeigten ihre düſtere Fügung.

Ich fragte meinen Gaſtfreund, ob er das Marmorſtandbild ſchon lange beſize.

„Die Zahl der Jahre iſt nicht ſehr groß," antwortete er, „ich kann ſie euch aber nicht genau angeben, weil ich ſie nicht in meinem Gedächtniſſe behalten habe. Ich werde in meinen Büchern nachſehen, und werde euch morgen ſagen, wie lange das Bild in meinem Hauſe ſteht."

„Ihr werdet wohl erlauben," ſagte ich, „daß ich die Geſtalt öfter anſehen darf, und daß ich mir nach und nach einpräge und immer klarer mache, warum ſie denn ſo ſchön iſt, und welches die Merkmale ſind, die auf uns eine ſolche Wirkung machen."

„Ihr dürft ſie beſehen, ſo oft ihr wollt," antwor-

der Entſtehung unſeres Standbildes können wir auch jezt noch nichts Feſtes behaupten, auch nicht, ob es mit anderen aus dem Volke von Standbildern, das in Hellas ſtand, nach Rom gekommen iſt, oder ob es unter den Römern von einem Griechen gefertigt worden iſt, wie man es in jener Römerzeit, da griechiſche Kunſt mit nicht hinlänglichem Verſtändniſſe über Italien ausgebreitet wurde, in den Siz eines Römers gebracht hat, und wie es auf ein ganz anderes entferntes Geſchlecht übergegangen iſt."

Er ſchwieg nach dieſen Worten, und ich ſah den Mann an. Wir waren, während er ſprach, in dem Saale auf und nieder gegangen. Ich begrif, warum er dieſen Saal bei Abendgewittern aufſucht. Durch die hellen Fenſter ſchaut der ganze ſüdliche Himmel herein, und auch Theile des weſtlichen und des öſtlichen ſind zu erblicken. Die ganze Kette der hieſigen Alpen kann am Rande des Geſichtskreiſes geſehen werden. Wenn nun ein Gewitter in jenem Raume entſteht — und am ſchönſten ſind Gewitterwände oder Gewitterberge, wenn ſie ſich über fernhinziehende Gebirge lagern, oder längs des Kammes derſelben dahin gehen — ſo kann er dasſelbe frei betrachten, und es breitet ſich vor ihm aus. Zu dem Ernſte der Wolken-

wände geſellt ſich der Ernſt der Wände von Marmor, und daß in dem Saale gar keine Geräthe ſind, vermehrt noch die Einſamkeit und Größe. Wenn nun vollends ſchon eine ſchwache Abenddämmerung eingetreten iſt, ſo zeigt die Oberfläche des Marmors den Widerſchein der Blize, und während wir ſo auf und nieder gingen, war einige Male der reine kalte Marmor wie in eine Glut getaucht, und nur die hölzernen Thüren ſtanden dunkel in dem Feuer, oder zeigten ihre düſtere Fügung.

Ich fragte meinen Gaſtfreund, ob er das Marmorſtandbild ſchon lange beſize.

„Die Zahl der Jahre iſt nicht ſehr groß," antwortete er, „ich kann ſie euch aber nicht genau angeben, weil ich ſie nicht in meinem Gedächtniſſe behalten habe. Ich werde in meinen Büchern nachſehen, und werde euch morgen ſagen, wie lange das Bild in meinem Hauſe ſteht."

„Ihr werdet wohl erlauben," ſagte ich, „daß ich die Geſtalt öfter anſehen darf, und daß ich mir nach und nach einpräge und immer klarer mache, warum ſie denn ſo ſchön iſt, und welches die Merkmale ſind, die auf uns eine ſolche Wirkung machen."

„Ihr dürft ſie beſehen, ſo oft ihr wollt," antwor-

tete er, „den Schlüſſel zu der Thür des Marmorganges gebe ich euch ſehr gerne, oder ihr könnt auch von dem Gange der Gaſtzimmer über die Marmortreppe hinabgehen, nur müßt ihr ſorgen, daß ihr immer Filzſchuhe in Bereitſchaft habt, ſie anzuziehen. Ich freue mich jezt, daß ich den Marmorgang und die Treppe ſo habe machen laſſen, wie ſie gemacht ſind. Ich habe damals ſchon immer daran gedacht, daß auf die Treppe ein Bild von weißem Marmor wird geſtellt werden, daß dann am beſten das Licht von oben darauf herabfällt, und daß die umgebenden Wände ſo wie der Boden eine dunklere ſanfte Farbe haben müſſen. Das reine Weiß — in der lichten Dämmerung der Treppe erſcheint es faſt als ganz rein — ſteht ſehr deutlich von der umgebenden tieferen Farbe ab. Was aber die Merkmale anbelangt, an denen ihr die Schönheit erkennen wollt, ſo werdet ihr keine finden. Das iſt eben das Weſen der beſten Werke der alten Kunſt, und ich glaube, das iſt das Weſen der höchſten Kunſt überhaupt, daß man keine einzelnen Theile oder einzelne Abſichten findet, von denen man ſagen kann, das iſt das ſchönſte, ſondern das Ganze iſt ſchön, von dem Ganzen möchte man ſagen, es iſt das ſchönſte; die Theile ſind blos natürlich. Darin liegt auch die

große Gewalt, die ſolche Kunſtwerke auf den ebenmäßig gebildeten Geiſt ausüben, eine Gewalt, die in ihrer Wirkung bei einem Menſchen, wenn er altert, nicht abnimmt, ſondern wächſt, und darum iſt es für den in der Kunſt Gebildeten ſo wie für den völlig Unbefangenen, wenn ſein Gemüth nur überhaupt dem Reize zugänglich iſt, ſo leicht, ſolche Kunſtwerke zu erkennen. Ich erinnere mich eines Beiſpieles für dieſe meine Behauptung, welches ſehr merkwürdig iſt. Ich war einmal in einem Saale von alten Standbildern, in welchem ſich ein aus weißem Marmor verfertigter auf ſeinem Size zurückgeſunkener und ſchlafender Jüngling befand. Es kamen Landleute in den Saal, deren Tracht ſchließen ließ, daß ſie in einem ſehr entfernten Theile des Landes wohnten. Sie hatten lange Röcke, und auf ihren Schnallenſchuhen lag der Staub einer vielleicht erſt heute Morgen vollbrachten Wanderung. Als ſie in die Nähe des Jünglings kamen, gingen ſie behutſam auf den Spizen ihrer Schuhe vollends hinzu. Eine ſo unmittelbare und tiefe Anerkennung iſt wohl ſelten einem Meiſter zu Theil geworden. Wer aber in einer beſtimmten Richtung befangen iſt, und nur die Schönheit, die in ihr liegt, zu faſſen und zu genießen verſteht, oder wer ſich

in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den iſt es ſehr ſchwer, ſolche Werke des Alterthums zu verſtehen, ſie erſcheinen ihm meiſtens leer und langweilig. Ihr waret eigentlich auch in dieſem Falle. Wenn gleich nicht von der neuen nur beſtimmte Seiten gebenden Kunſt gefangen, habt ihr doch Abbildungen von gewiſſen Gegenſtänden, beſonders denen eurer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu ſehr und zu lange in einer Richtung gemacht, als daß euer Auge ſich nicht daran gewöhnt euer Gemüth ſich nicht dazu hingeneigt hätte, und ungefüger geworden wäre, etwas anderes mit gleicher Liebe aufzunehmen, das in einer anderen Richtung lag, oder vielmehr, das ſich in keiner oder in allen Richtungen befand. Ich habe gar nie gezweifelt, daß ihr zu dieſer Allgemeinheit gelangen werdet, weil ſchöne Kräfte in euch ſind, die noch auf keinen Afterweg geleitet ſind, und nach Erfüllung ſtreben; aber ich habe nicht gedacht, daß dies ſo bald geſchehen werde, da ihr noch zu kraftvoll in dem auf ſeiner Stufe höchſt lobenswerthen Streben nach dem Einzelnen begriffen waret. Ich habe geglaubt, irgend ein großes allgemeines menſchliches Gefühl, das euch ergreifen würde,

würde euch auf den Standpunkt führen, auf dem ich euch jezt sehe."

Ich konnte eine geraume Zeit auf diese lezte Rede meines Gastfreundes nichts antworten. Wir gingen schweigend in dem Saale auf und nieder, und es war um so stiller, als unsere mit weichen Sohlen bekleideten Füße nicht das geringste Geräusch auf dem glänzenden Fußboden machten. Blize zuckten zuweilen in den Spiegelflächen um und unter uns, der Donner rollte gleichsam bei den offenen Fenstern herein, und die Wolken bauten sich in Gebirgen oder in Trümmern oder in luftigen Länderstrecken durch den weiten Raum auf, den die Fenster des Saales beherrschten.

Ich sagte endlich, daß ich mich jezt erinnere, wie mein Vater oft geäußert habe, daß in schönen Kunstwerken Ruhe in Bewegung sein müsse.

„Es ist ein gewöhnlicher Kunstausdruck," entgegnete mein Gastfreund, „allein es thäte es auch ohne ihn. Man versteht gewöhnlich unter Bewegung Bewegbarkeit. Bewegung kann die bildende Kunst, von der wir hier eigentlich reden, gar nicht darstellen. Da die Kunst in der Regel lebende Wesen Menschen Thiere Pflanzen — und selbst die Landschaft troz der starrenden Berge ist mit ihren beweglichen Wolken

und ihrem Pflanzenſchmucke dem Künſtler ein Athmendes; denn ſonſt wird ſie ihm ein Erſtarrendes — darſtellt, ſo muß ſie dieſe Gegenſtände ſo darſtellen, daß es dem Beſchauer erſcheint, ſie könnten ſich im nächſten Augenblicke bewegen. Ich will hier wieder aus dem Alterthume ein Beiſpiel anführen. Alle Stoffe, mit welchen Menſchen ſich bekleiden, nehmen nach der Art der Bewegungen, denen ſich verſchiedene Menſchen gerne hingeben, verſchiedene Geſtaltungen an. Ein Freund von mir erkannte einen alten wohlbekannten und trefflichen Schauſpieler einmal bei einer Gelegenheit, bei welcher er nur ein Stück des Rockes des Schauſpielers ſehen konnte. Wenn nun die Geſtaltungen der Stoffe, die ſich meiſtens in Falten kund geben, nach der Wirklichkeit nachgebildet werden, nicht nach willkürlichen Zurechtlegungen, die man nach herkömmlichen Schönheitsgeſezen an der Gliederpuppe macht, ſo liegt in dieſen nachgebildeten Geſtaltungen zuerſt eine beſtimmte Eigenthümlichkeit und Einzelheit, die den Gegenſtand ſinnlich hinſtellt, und dann drückt die Geſtaltung nicht blos den Zuſtand aus, in dem ſie gegenwärtig iſt, ſondern ſie weist auch auf den zurück, der unmittelbar vorher war, und von dem ſich die Gebilde noch leiſe vorfin-

den, und ſie läßt zugleich den nächſtkünftigen ahnen, zu dem die Bildungen neigen. Dies iſt es, was bei Gewandungen ganz vorzüglich für das beſchauende Auge den Begriff der Bewegung gibt und mithin der Lebendigkeit. Dies iſt es, da die Alten ſo gerne nach der Natur arbeiteten, was ſie dort, wo ſie Gewänder anbringen, ſo meiſterhaft handhaben, daß der Spruch entſtanden iſt, ſie ſtellten nicht nur dar, was iſt, ſondern auch, was zunächſt war, und ſein wird. Darum bilden ſie in der Gewandung nicht blos die Haupttheile ſondern auch die entſprechenden Unterabtheilungen, und dies mit einer ſolchen Zartheit und Genauigkeit, daß man auf den Stoff des Werkes vergißt und nur den Stoff der Gewandung ſieht, und ihn zuſammenlegen und in der Hand ballen zu können vermeint. Solcher Bildung gegenüber legen manche Neuen ſogenannte edle Falten zurecht, bilden ſie im Erze oder Marmor nach, vermeiden hiebei in ſorglichem Maße zu große Einzelheiten, um nicht unruhig zu werden, und erzielen hiebei, daß man allerdings große edle Maſſen von Faltungen ſieht, daß aber in der Falte der Stoff des Werkes nicht des Gewandes herrſcht, daß man die marmorne die erzene Falte ſieht, daß das Gemüth erkältet wird, und daß man meint,

der Mann, der damit angethan iſt, könne nicht gehen, weil ihn die erzene Falte hindere. Wie es mit dem Gewande iſt, iſt es auch mit dem Leibe, der das Gewand der Seele iſt, und die Seele allein kann ja nur der Gegenſtand ſein, welchen der Künſtler durch das Bild und Gleichniß des Leibes darſtellt. Hier auch ließen ſich die Alten von der Natur leiten, und wenn ſie Sünden begingen, die das Auge des naturforſchenden Zergliederers ſtrenge genommen tadeln müßte, ſo begingen ſie keine, die das nicht ſo ſtofflich blickende Auge der Kunſt zu verdammen gezwungen wäre. Dafür zeigt die Schwingung der Gliederflächen in ihren Theilen und Unterabtheilungen eine ſolche Ausbildung und Durchführung, daß die Zuſtände von jezt und von unmittelbar vorher und nachher ſichtbar werden, daß die Glieder wie ich vorher von der Gewandung ſagte die Vorſtellung der Beweglichkeit geben, und daß ſie leben. Wie bei den Gewändern bilden manche Neue auch die Glieder ins Größere Allgemeinere weniger Ausgeführte, um nicht krampfig zu werden, und dann gerathen die Muskeln gerne wie glatte ſpröde unbiegſame Glaskörper, und die Geſtalt kann ſich nicht rühren. Das Geſagte mag ungefähr den Begriff von dem geben, was man in der

Kunſt unter Bewegung verſteht. Was man unter Ruhe begreift, das mag wohl zuerſt darin beſtehen, daß jeder Gegenſtand, den die bildende Kunſt darſtellt, genau betrachtet, in Ruhe iſt. Der laufende Wagen das rennende Pferd der ſtürzende Waſſerfall die jagende Wolke ſelbſt der zuckende Bliz ſind in der Abbildung ein Starres Bleibendes, und der Künſtler kann nur durch die früher von mir angedeuteten Mittel die Bewegung als Bewegbarkeit als Täuſchung des Auges darſtellen, wodurch er zugleich ſeinen Gegenſtand über die Gränzen des unmittelbar Dargeſtellten hinaushebt, und ihm eine ungleich größere Bedeutung gibt. Aber die dargeſtellte Bewegung darf nicht zu gewaltſam ſein, ſonſt helfen die Mittel nicht, der Künſtler ſcheitert und wird lächerlich. Zum Beiſpiele Pferde, die von einem Felſen durch die Luft hinabſtürzen, dürfen nicht in der Luft fallend gemalt werden — wenigſtens dürfte dies leichter eine den Verſtand befriedigende Zeichnung als ein das ganze Kunſtvermögen entzückendes Bild werden. Darum darf der in ſeinen Geſtalten ſich ſtets erneuende Waſſerfall mit weit geringerer Gefahr dargeſtellt werden als eine Flüſſigkeit, die aus einem Gefäße gegoſſen wird, wobei die Einbildungskraft ſich mit dem Gedanken quält,

daß das Gefäß nicht leer wird. Der in hohen Lüften auf seinen Schwingen ruhende Geier ist im Bilde erhaben, der dicht vor unsern Augen auf seine Beute stürzende kann sehr mißlich werden. Der an Bergen emporsteigende Nebel ist lieblich, der von einer abgefeuerten Kanone aufsteigende Rauch verlezt uns durch sein immerwährendes Bleiben. Es ist begreiflich, daß die Grenzen zwischen dem Darstellbaren in der Bewegung nicht fest zu bestimmen sind, und daß größere Begabungen viel weiter hierin gehen dürfen als kleinere. So sah ich schon sehr oft gemalte fahrende Wägen. Die Pferde sind gewöhnlich ihrer Fußstellung nach im schönsten Laufe begriffen, während die Speichen der Wagenräder klar und sichtbar in völliger Ruhe starren. Der größere Künstler wird uns den Nebel der sausenden Speichen darstellen, und manches Andere zuthun und zusammenstellen, daß wir den Wagen wirklich fahren sehen. Außer dem hier gegebenen Begriffe von stofflicher Ruhe mag wohl unter Ruhe weit öfter die künstlerische zu verstehen sein, die ein Kunstwerk, sei es Bild Dichtung oder Musik nie entbehren kann, ohne aufzuhören, ein Kunstwerk zu sein. Es ist diese Ruhe jene allseitige Übereinstimmung aller Theile zu einem Ganzen, erzeugt durch jene Besonnenheit, die

in höchster kunstliebender Begeisterung nie fehlen darf, durch jenes Schweben über dem Kunstwerke und das ordnende Überschauen desselben, wie stark auch Empfindungen oder Thaten in demselben stürmen mögen, die das Kunstschaffen des Menschen dem Schaffen Gottes ähnlich macht, und Maß und Ordnung blicken läßt, die uns so entzücken. Bewegung regt an, Ruhe erfüllt, und so entsteht jener Abschluß in der Seele, den wir Schönheit nennen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich Andere vielleicht Anderes bei diesen Worten denken, daß dieses Andere gut oder besser als das Meinige sein kann — gewöhnlich geht es mit solchen Gangwörtern so, daß jeder seinen eigenen Sinn hinein legt. Das Beste ist, daß die schaffende Kraft in der Regel nicht nach solchen aufgestellten Säzen wirkt, sondern das Rechte trifft, weil sie die Kraft ist, und es desto sicherer trifft, je mehr sie sich auf ihrem eigenthümlichen Wege naturgemäß ausbildet. Für das Verständniß der Kunst, für solche, welche ihre Werke beschauen, und sich darüber besprechen, sind Auslegungen derselben Einkleidung ihres Wesens in Worte eine sehr nüzliche Sache, nur muß man die Worte nicht zum Hauptgegenstande machen und auf einen Sinn, den man ihnen beilegt, nicht so

beſtehen, daß man alles verdammt, was nicht nach dieſem Sinne iſt. Sonſt müßte man ja den größten und einzigen Künſtler am meiſten tadeln, Gott, der ſo unzählige Geſtaltungen erſchaffen hat, und deſſen Werke ja wirklich von Menſchen untergeordneten Geiſtes getadelt werden, die meinen, ſie hätten es anders gemacht."

Bei dieſen Worten kam Guſtav in den Saal. Die Dämmerung hatte ſchon ſtark zugenommen, es regnete aber noch immer nicht.

„Dieſer ſteht noch auf demſelben Stande, auf welchem ihr früher geſtanden ſeid," ſagte mein Gaſtfreund auf Guſtav weiſend, der auf ihn zuging.

„Wie meinſt du das, Vater?" fragte der Knabe.

„Wir redeten von Kunſt," antwortete mein Gaſtfreund, „und da behaupte ich, daß du noch nicht in der Lage biſt, Kunſtwerke ſo erkennen und beurtheilen zu können wie unſer Gaſt hier."

„Wohl, das behaupte ich ſelber," ſagte Guſtav, „er iſt darum auch theilweiſe mein Lehrer, und wenn er in der Erkenntniß der Kunſt dir und Euſtach und der Mutter nachſtrebt, ſo werde ich meines Theils ihm wieder nachſtreben."

„Das iſt gut," ſagte mein Gaſtfreund, „aber das

iſt es nicht ſo ganz, wovon wir ſprachen, allein es thut nichts zur Sache, und gehört auch nicht zur Weſenheit."

Mit dieſen Worten, gleichſam um ferneren Fragen vorzubeugen, trat er an ein Fenſter, und wir mit ihm.

Wir betrachteten eine Weile die Erſcheinung vor uns, die über dem immer dunkler werdenden Gefilde immer großartiger wurde, und gingen dann, da der Abend beinahe in Finſterniß übergehen wollte, und die Stunde des Abendeſſens gekommen war, über die Marmortreppe in das Speiſezimmer hinunter.

Das Gewitter war in der Nacht ausgebrochen, hatte einen Theil derſelben mit Donnern und einen Theil mit bloßem Regen erfüllt, und machte dann einem ſehr ſchönen und heiteren Morgen Plaz.

Das Erſte, was ich an dieſem Tage that, war, daß ich zu dem marmornen Standbilde ging. Ich hatte es geſtern, da wir über die Treppe hinabſtiegen, nicht mehr deutlich und nur von einem Blize oberflächlich beleuchtet geſehen. Die Finſterniß war auf der Treppe ſchon zu groß geweſen. Heute ſtand es in der ruhigen und klaren Helle des Tages, welche das Glasdach auf die Treppe ſendete, ſchmucklos und

einfach da. Ich hatte nicht gedacht, daß das Bild so groß sei. Ich stellte mich ihm gegenüber, und betrachtete es lange. Mein Gastfreund hatte Recht, ich konnte keine eigentliche einzelne Schönheit entdecken, was wir im neuen Sinne Schönheit heißen, und ich erinnerte mich auf der Treppe sogar, daß ich oft von einem Buche oder von einem Schauspiele ja von einem Bilde sagen gehört hatte, es sei voller Schönheiten, und dem Standbilde gegenüber fiel mir ein, wie unrecht entweder ein solcher Spruch sei, oder, wenn er berechtigt ist, wie arm ein Werk sei, das nur Schönheiten hat, selbst dann, wenn es voll von ihnen ist, und das nicht selber eine Schönheit ist; denn ein großes Werk, das sah ich jezt ein, hat keine Schönheiten, und um so weniger, je einheitlicher und einziger es ist. Ich gerieth sogar auf den Gedanken und auf die Erfahrung, die ich mir nie klar gemacht hatte, daß, wenn man sagt, dieser Mann diese Frau habe eine schöne Stimme schöne Augen einen schönen Mund, eben damit zugleich gesagt ist, das andere sei nicht so schön; denn sonst würde man nicht Einzelnes herausheben. Was bei einem lebenden Menschen gilt, dachte ich, gilt bei einem Kunstwerke nicht, bei welchem alle Theile gleich schön sein müssen, so daß

keiner auffällt, ſonſt iſt es eben als Kunſtwerk nicht rein, und iſt im ſtrengſten Sinne genommen, keines. Deſſenohngeachtet, daß ich, oder vielmehr eben darum, weil ich keine einzelnen Schönheiten an dem Standbilde zu entdecken vermochte, machte es, wie ich mir jezt ganz klar bewußt war, wieder einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Der Eindruck war aber nicht einer, wie ich ihn öfter vor ſchönen Sachen hatte, ja ſelbſt vor Dichtungen, ſondern er war, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, allgemeiner geheimer unenträthſelbarer, er wirkte eindringlicher und gewaltiger; aber ſeine Urſache lag auch in höheren Fernen, und mir wurde begreiflich, ein welch hohes Ding die Schönheit ſei, wie ſchwerer ſie zu erfaſſen und zu bringen ſei, als einzelne Dinge, die die Menſchen erfreuen, und wie ſie in dem großen Gemüthe liege, und von da auf die Mitmenſchen hinausgehe, um Großes zu ſtiften und zu erzeugen. Ich empfand, daß ich in dieſen Tagen in mir um vieles weiter gerückt werde.

In der nächſten Zeit ſprach ich auch mit Euſtach über das Standbild. Er war ſehr erfreut darüber, daß ich es als ſo ſchön erkannte, und ſagte, daß er ſich ſchon lange darnach geſehnt habe, mit mir über

dieſes Werk zu ſprechen; allein es ſei unmöglich geweſen, da ich ſelber nie davon geredet habe, und eine Zwieſprache nur dann erſprießlich werde, wenn man beiderſeitig von einem Gegenſtande durchdrungen ſei. Wir betrachteten nun miteinander das Bildwerk, und machten uns wechſelſeitig auf Dinge aufmerkſam, die wir an demſelben zu erkennen glaubten. Beſonders war es Euſtach, der über das Marmorbild, ſo ſehr es ſich in ſeiner Einfachheit und ſeiner täglich ſich vor mir immer ſtaunenswerther entwickelnden Natürlichkeit jeder Einzelverhandlung zu entziehen ſchien, doch über ſein Entſtehen über die Art ſeiner Verhältniſſe über ſeine Geſezmäßigkeit und über das Geheimniß ſeiner Wirkung ſachkundig zu ſprechen wußte. Ich hörte begierig zu, und empfand, daß es wahr ſei, was er ſprach, obgleich ich ihn nicht immer ſo genau verſtand wie meinen Gaſtfreund, da er nicht ſo klar und einfach zu ſprechen wußte wie dieſer. Ich ſchritt in der Erkenntniß des Bildes vor, und es war mir, als ob es nach ſeinen Worten immer näher an mich heran gerückt würde.

Er ſuchte viele Zeichnungen hervor, auf denen ſich Abbildungen von Standbildern oder andern geſchnizten oder auf anderem Wege hervorgebrachten Geſtal-

ten des Mittelalters befanden. Wir verglichen dieſe Geſtalten mit der aus dem Griechenthume ſtammenden. Auch wirkliche Geſtaltungen von kleinen Engeln Heiligen oder anderen Perſonen, die ſich in dem Roſenhauſe oder in der Nähe befanden, ſuchte er zur Vergleichung herbei zu bringen. Es zeigte ſich hier für meine Augen, daß das wahr ſei, was mein Gaſtfreund über griechiſche und mittelalterliche Kunſt geſagt hatte. Es war mir wie ein jugendlicher und doch männlich gereifter Sinn voll Maß und Beſonnenheit ſo wie voll herrlicher Sinnfälligkeit, der aus dem Griechenwerke ſprach. In den mittelalterlichen Gebilden war es mir ein liebes einfaches argloſes Gemüth, das gläubig und innig nach Mitteln grif, ſich auszuſprechen, der Mittel nicht völlig Herr wurde, dies nicht wußte, und doch Wirkungen hervorbrachte, die noch jezt ihre Macht auf uns äußern, und uns mit Staunen erfüllen. Es iſt die Seele, die da ſpricht, und in ihrer Reinheit und in ihrem Ernſte uns mit Bewunderung erfüllt, während ſpätere Zeiten, von denen Euſtach zahlreiche Abbildungen von Bildwerken vorlegte, troz ihrer Einſicht ihrer Aufgeklärtheit und ihrer Kenntniß der Kunſtmittel nur froſtige Geſtalten in unwahren Flattergewändern und übertriebenen

Geberden hervorbrachten, die keine Glut und keine Innigkeit haben, weil ſie der Künſtler nicht hatte, und die nicht einmal irgend eine Seele zeigen, weil der Künſtler nicht mit der Seele arbeitete, ſondern mit irgend einer Überlegung nach eben herrſchenden Geſtaltungsanſichten, weßhalb er das, was ihm an Gefühl abging, durch Unruhe und Heftigkeit des Werkes zu erſezen ſuchte. Was die Sinnfälligkeit anlangt, ſo ſchien mir das Mittelalter nicht nach Vollendung in derſelben geſtrebt zu haben. Neben einem Haupte, das in ſeiner Einfachheit und Gegenſtändlichkeit trefflich und tadellos war, befinden ſich wieder Bildungen und Gliederungen, die beinahe unmöglich ſind. Der Künſtler ſah dies nicht; denn er fand den Zuſtand ſeines Gemüthes in dem Ausdrucke ſeines Werkes, mehr hatte er nicht beabſichtiget, und nach Verſchmelzung des Sinnenthumes ſtrebte er nicht, weil es ihm, wenigſtens in ſeiner Kunſtthätigkeit, ferne lag, und er einen Mangel nicht empfand. Darum ſtellt ſich auch bei uns die Wirkung der Innerlichkeit ein, obgleich wir unähnlich dem ſchaffenden Künſtler des Mittelalters die ſinnlichen Mängel des Werkes empfinden. Dies ſpricht um ſo mehr für die Trefflichkeit der damaligen Arbeiten. Es waren recht

ſchöne Tage, die ich mit Euſtach in dieſen Vergleichungen und dieſen Beſtrebungen hinbrachte.

Ich wurde auch wieder auf die Gemälde alter und längſtvergangener Zeiten zurückgeführt. Ich hatte in meiner früheſten Jugend eine Abneigung vor alten Gemälden gehabt. Ich glaubte, daß in ihnen eine Dunkelheit und Düſterheit herrſche, die dem fröhlichen Reize der Farben, wie er in den neuen Bildern ſich vorſtellt, und wie ich ihn auch in der Natur zu ſehen meinte, entgegen und weit untergeordnet ſei. Dieſe Meinung hatte ich zwar fahren gelaſſen, als ich ſelber zu mahlen begonnen, und nach und nach geſehen hatte, daß die Dinge der Natur und ſelber das menſchliche Angeſicht die heftigen Farben nicht haben, die ſich in dem Farbekaſten befinden, daß aber dafür die Natur eine Kraft des Lichtes und des Schattens beſize, die wenigſtens ich durch alle meine Farben nicht darzuſtellen vermochte. Deßohngeachtet war mir die Erkenntniß deſſen, was die Malerkunſt in früheren Zeiten hervorgebracht hatte, nicht in dem Maße aufgegangen, als es der Sache nach nothwendig geweſen wäre. Wenn ich gleich im Einzelnen vorgeſchritten war, und manches in alten Bildern als ſehr ſchön erkannt hatte, ſo war ich doch fort und fort zu ſehr in

meinen Beſtrebungen auf dem Gebiethe der Natur befangen, als daß ich auf andere Gebilde als die der Natur mit kräftiger Innerlichkeit geachtet hätte. Darum erſchienen mir Pflanzen Faltern Bäume Steine Wäſſer ſelbſt das menſchliche Angeſicht als Gegenſtände, die würdig wären, von der Malerkunſt nachgebildet zu werden; aber alte Bilder erſchienen mir nicht als Nachbildungen ſondern gewiſſermaßen als koſtbare Gegenſtände, die da ſind, und auf denen ſich Dinge befinden, die man gewohnt iſt als auf Gemälden befindliche zu ſehen. Dieſe Richtung hatte für mich den Nuzen, daß ich bei meinen Verſuchen, Gegenſtände der Natur zu malen, nicht in die Nachahmung irgend eines Meiſters verfiel, ſondern daß meine Arbeiten mit all ihrer Fehlerhaftigkeit etwas ſehr Gegenſtändliches und Naturwahres hatten; aber es erwuchs mir auch der Nachtheil daraus, daß ich nie aus alten Meiſtern lernte, wie dieſer oder jener die Farben und Linien behandelt habe, und daß ich mir alles ſelber mühevoll erfinden mußte, und in Vielem gar zu einem Ziele nicht gelangte. Obwohl ich ſpäter der Betrachtung mittelalterlicher Gemälde mich mehr zuwandte, und ſogar im Winter viele Zeit in Gemäldeſammlungen unſerer Stadt zubrachte, ſo

war doch mein früherer Zuſtand noch mehr oder weniger unbewußt vorherrſchend, und die Kunſt des Pinſels fand von mir nicht die Hingabe, die ſie verdient hätte. Als ich jezt mit Euſtach die Zeichnungen mittelalterlicher bildender Kunſt durchging, als ich mit ihm ein mir wie ein neues Wunder aufgegangenes Werk des alten Griechenthums betrachtete, als ich dieſes Werk mit den minder alten unſerer Vorfahren verglich, und die Unterſchiede und Beziehungen einſehen lernte: da fing ich auch an, die Gemälde meines Gaſtfreundes anders zu betrachten, als ich bisher ſie und andere Gemälde betrachtet hatte. Ich ging nicht nur oft in ſein Bilderzimmer, und verweilte lange Zeit in demſelben, ſondern ich ließ mir auch das Verzeichniß der Bilder geben, um nach und nach die Meiſter kennen zu lernen, die er verſammelt hatte, ich bath, daß mir erlaubt werde, mir das eine oder andere Bild, wie ich es eben wünſchte, auf die Staffelei ſtellen zu dürfen, um es ſo kennen zu lernen, wie mich ein innerer Drang trieb, und ich brachte oft mehrere Tage in Unterſuchung eines einzigen Bildes zu. Welch ein neues Reich öffnete ſich vor meinen Blicken! Wie die Dichter mir eine Welt der Seele aufſchloſſen, ſo lag hier wieder eine Welt, es war

wieder eine Welt der Seele, wieder dieſelbe Welt der hochgehenden Seele der Dichtkunſt; aber mit wie ganz anderen Mitteln war ſie hier erſtrebt und erreicht. Welche Kraft welche Anmuth welche Fülle welche Zartheit, und wie war dem Schöpfer eine ähnliche eine gleiche aber menſchliche Schöpfung nachgeſchaffen. Ich lernte die Beziehungen der alten Malerei — mein Freund hatte faſt lauter alte Bilder — zu der Natur kennen. Ich lernte einſehen, daß die alten Meiſter die Natur getreuer und liebvoller nachahmten als die neuen, ja daß ſie im Erlernen der Züge der Natur eine unſägliche Ausdauer und Geduld hatten, vielleicht mehr, als ich empfand, daß ich ſelber hätte, und vielleicht mehr, als mancher Kunſtjünger der Gegenwart haben mag. Ich konnte nicht aburtheilen, da ich zu wenige Werke der Gegenwart kannte und ſo betrachtet hatte, als ich jezt ältere Bilder betrachtete; aber es ſchien mir ein größeres Eingehen in das Weſen der Natur kaum möglich. Ich begrif nicht, wie ich das ſo lange nicht in dem Maße hatte ſehen können, als ich es hätte ſehen ſollen. Wenn aber auch die Alten, wie ich hier mit ihnen umging, ſich der Wirklichkeit ſehr befliſſen, und ſich ihr ſehr hingaben, ſo ging das doch nicht ſo weit,

als ich bei der Abbildung meiner naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtände geſchritten war, von denen ich alle Einzelheiten, ſo weit es nur immer möglich geweſen war, zu geben geſucht hatte. Dies wäre, wie ich einſah, der Kunſt hinderlich geweſen, und ſtatt einen ruhigen Geſammteindruck zu erzielen, wäre ſie in lauter Einzelheiten zerfallen. Die Meiſter, welche mein Gaſtfreund in ſeiner Sammlung beſaß, verſtanden es, das Einzelne der Natur in großen Zügen zu faſſen, und mit einfachen Mitteln — oft mit einem einzigen Pinſelſtriche — darzuſtellen, ſo daß man die kleinſten Merkmale zu erblicken wähnte, bei näherer Betrachtung aber ſah, daß ſie nur der Erfolg einer großen und allgemeinen Behandlung waren. Dieſe große Behandlung ſicherte ihnen aber auch Wirkungen im Großen, die dem entgehen, welcher die kleinſten Gliederungen in ihren kleinſten Theilen bildet. Ich ſah erſt jezt, welche ſchöne Geſtalten aus dem menſchlichen Geſchlechte auf der Malerleinwand lebten, wie edel ihre Glieder ſind, wie manigfaltig — ſtrahlend kräftig geiſtvoll milde — ihr Antliz, wie adelig ihre Gewänder, und wäre es eine Bettlerjacke, und wie treffend die Umgebung. Ich ſah, daß die Farbe der Angeſichter und anderer Theile das leuchtende Licht

menſchlicher Geſtaltungen iſt, nicht der Farbeſtoff, mit dem der Unkundige ſeinen Gebilden ein widriges Roth und Weiß gibt, daß die Schatten ſo tief gehen, wie ſie die Natur zeigt, und daß die Umgebung eine noch größere Tiefe hat, wodurch jene Kraft erzielt wird, die ſich der nähert, welche die Schöpfung durch wirklichen Sonnenſchein gibt, den niemand malen kann, weil man den Pinſel nicht in Licht zu tauchen vermag, eine Kraft, die ich jezt an den alten Bildern ſo bewunderte. Von der außermenſchlichen Natur ſah ich leuchtende Wolken klare Himmelsgebilde ragende reiche Bäume gedehnte Ebenen ſtarrende Felſen ferne Berge helle dahinfließende Bäche ſpiegelnde Seen und grüne Weiden, ich ſah ernſte Bauwerke und ich ſah das ſogenannte ſtille Leben in Pflanzen Blumen Früchten in Thieren und Thierchen. Ich bewunderte das Geſchick und den Geiſt, womit alles zurechtgelegt und hervorgebracht iſt. Ich erkannte, wie unſere Vorfahren Landſchaften und Thiere malten. Ich erſtaunte über den zarten Schmelz, womit einer mittelſt Überfarben ſeinen Gebilden eine Durchſichtigkeit gab, oder über die Stärke, womit ein anderer undurchſichtige Farben hinſtellte, daß ſie einen Berg bildeten, der das Licht fängt und ſpiegelt, und

es ſo zwingt, das Bild mit zu malen, zu dem ein Licht in dem Farbenkaſten nicht war. Ich erkannte, wie der eine in durchſichtigen Farben untermalte, und auf dieſe ſeine feſten körperigen Farben aufſezte, oder wie ein anderer Farbe auf Farbe mit breitem Pinſel hinſtellt, und mit ihm die Übergänge vermittelt, und mit ihm die Zeichnung umreißt. Daß alte Bilder düſterer ſind, erſchien mir einleuchtend, da das Öhl die Farben nachdunkeln macht, und der Firniß eine dunkle bräunliche Farbe erhält. Beides haben umſichtige Meiſter mehr als voreilige zu vermeiden gewußt, und mein Gaſtfreund hatte Bilder, die in ſchöner Pracht und Farbenherrlichkeit leuchteten, obwohl auch bei ihnen die Würde bewahrt blieb, daß ſie mehr die Kraft des Tones als auffallende oder etwa gar unwahre Farben brachten. Da ich ſchon viel mit Farben beſchäftigt geweſen war, ſo verweilte ich oft lange bei einem Bilde, um zu ergründen, wie es gemalt iſt, und auf welche Weiſe die Stoffe behandelt worden ſind. In dem Roſenzimmerchen Mathildens, wohin mich mein Gaſtfreund führte, um auch dort die Bilder zu ſehen, hingen vier kleine Gemälde, davon zwei von Tizian waren, eines von Dominichino und eines von Guido Reni. Sie waren an Größe faſt gleich

und hatten gleiche Rahmen. Sie waren die schönsten, die mein Gastfreund besaß. Je mehr man sie betrachtete, desto mehr fesselten sie die Seele. Ich bath ihn fast zu oft, mir diese vier Bildchen zu zeigen, und er ermüdete nicht, mir immer die Frauengemächer aufzuschließen, mich in das Zimmerchen zu führen, mich die Bilder betrachten zu lassen, und mit mir darüber zu sprechen. Er nahm sie öfter herab, und stellte sie auf dem Tische oder auf einem Sessel so auf, daß sie in dem besten Lichte standen. Ich brachte merkwürdige Tage in jener Zeit in dem Rosenhause meines Freundes zu. Mein Wesen war in einer hohen in einer edlen und veredelnden Stimmung.

Ich fragte ihn einmal, woher er denn die Bilder erhalten habe.

„Sie sind recht nach und nach in das Haus gekommen, wie es der Sammelfleiß und mitunter auch der Zufall gefügt hat," antwortete er. „Ich habe von einem Oheime mehrere geerbt; sie waren aber nicht die besten, wie ich sie jezt habe, ich verkaufte einen Theil davon, um mir andere wenn auch wenigere aber bessere zu kaufen. Ich habe euch schon einmal gesagt, daß ich in Italien gewesen bin. Ich habe drei Reisen in dieses Land gemacht. Da hat sich manches

gefunden. Ich habe ſtets nach Bildern geſucht, habe Manches gekauft, Manches wieder verkauft, Neues gekauft, und ſo war ein fortlaufender Wechſel, bis es ſo wurde, wie es jezt iſt. Nun aber verkaufe oder vertauſche ich nichts mehr, ſelbſt wenn mir etwas Außerordentliches vorkäme, das ich nicht ohne Weggabe eines Früheren erkaufen könnte. Mit dem Alter wird man ſo anhänglich an das Gewohnte, daß man es nicht miſſen kann, wenn es auch verbraucht zu werden beginnt und verſchoſſen und verſchollen iſt. Ich lege alte Kleider nicht gerne ab, und wenn ich eines der Bilder, die mich nun ſo lange umgeben, aus dem Hauſe laſſen müßte, ſo würde ich einem großen Schmerze nicht entgehen. Sie mögen nun bleiben, wie ſie ſind, und wo ſie ſind, bis ich ſcheide. Selbſt der Gedanke, daß ein Nachfolger die Bilder ſo laſſe und ſie ehre, wie ſie hier ſind, hat für mich etwas ſehr Angenehmes, obwohl er thöricht iſt, und ich ihm aus dem Wege gehe; denn darin beſteht das Leben der Welt, daß ein Streben und Erringen und darum ein Wandel iſt, welcher Wandel auch hier eintreten wird. Ich habe auch längere Zeit ſchon nichts mehr gekauft, außer einer recht lieben kleinen Landſchaft von Ruysdael, die neben der Thür im Bilderzimmer hängt,

und die ihr ſo gerne anſchaut. Ich würde nur etwas ſehr Werthvolles kaufen, in ſo ferne es meine Kräfte zuließen. Ich habe oft Jahre lang auf ein Bild warten müſſen, das mir ſehr gefiel, und das ich zu haben wünſchte, entweder, weil der Beſizer eigenſinnig war, und, obwohl er das Bild weggeben wollte, doch Bedingungen an die Hingabe knüpfte, die nicht zu erfüllen waren, oder weil er ſich von dem Bilde nicht trennen wollte, obgleich er es mißhandelte und zu Grunde gehen ließ. Zuweilen mußte ich ſchlechtere Bilder kaufen, die durch Farbenreiz oder andere Eigenſchaften das Auge anſprachen, um einen Vorrath zum Tauſche zu haben. Es gibt nehmlich Leute, welche Freude an Bildern haben, welche ältere bedeutende Bilder nicht weggeben, wenn ſie ſolche beſizen, ſie aber doch nicht erkennen und ſie durch ſchlechte Behandlung Schaden leiden laſſen. Sie ziehen ein Gemälde vor, welches ſie beſſer verſtehen, welches ihnen mehr gefällt, wenn es auch im Werthe minder iſt, und ſind zu einem Tauſche bereit. Dieſer macht ihnen Freude, und wenn ich ihnen darlegte, daß ihr Gemälde einen höheren Werth habe als das meinige, und wenn ich dieſen Werth nach genauer Schäzung durch Geld ausglich, ſo war das Vergnügen noch

größer; denn ſie zweifelten doch immer, ob ich Recht habe, und das alte Bild nicht aus Vorliebe überſchäze, da ihnen ja ihre Augen ſagten, daß der Unterſchied nicht ſo groß ſei. Auf dieſe Weiſe bekam ich manches Angenehme, ohne meinem Billigkeitsgefühle nahe treten zu müſſen, was bei Bildergeſchäften ſo leicht der Fall wird. Die heilige Maria mit dem Kinde, welche euch ſo wohl gefällt, und welche ich beinahe eine Zierde meiner Sammlung nennen möchte, hat mir Roland auf dem Dachboden eines Hauſes gefunden. Er war dorthin mit dem Eigenthümer geſtiegen, um altes Eiſenwerk, darunter ſich mittelalterliche Sporen und eine Klinge befanden, zu kaufen. Das Bild war ohne Blindrahmen, und war nicht etwa zuſammengerollt, ſondern wie ein Tuch zuſammengelegt, und lag im Staube. Roland konnte nicht genau erkennen, ob es einen Werth habe, und kaufte es dem Manne um ein Geringes ab. Ein Soldat hatte es einmal aus Italien geſchickt. Er hatte es als bloße Packleinwand benüzt, und hatte Wäſche und alte Kleider in dasſelbe gethan, die ihm zu Hauſe ausgebeſſert werden ſollten. Darum hatte das Bild Brüche, wo nehmlich die Leinwand zuſammengelegt geweſen war, an welchen Brüchen ſich keine Farbe

zeigte, da ſie durch die Gewalt des Umbiegens weggeſprungen war. Auch hatte man, da wahrſcheinlich die Fläche zum Zwecke einer Umhüllung zu groß geweſen war, Streifen von ihr weggeſchnitten. Man ſah die Schnitte noch ganz deutlich, während die anderen Ränder ſehr alt waren, und noch die Spuren von den Nägeln zeigten, mit denen ſie einſt an den Blindrahmen befeſtigt geweſen waren. Auch war, durch die Mißhandlungen der Zeiten herbeigeführt, an andern Stellen als an denen der Brüche, die Farbe verſchwunden, ſo daß man nicht nur den Grund des Gemäldes ſondern hie und da auch die lediglichen nackten Fäden der alten Leinwand ſehen konnte. So kam das Bild auf dem Asperhofe an. Wir breiteten es zuerſt auseinander, wuſchen es mit reinem Waſſer, und mußten dann, um es als Fläche zu erhalten und es betrachten zu können, Gewichte auf ſeine vier Ecken legen. So lag es auf dem Fußboden des Zimmers vor uns. Wir erkannten, daß es das Werk eines italieniſchen Malers ſei, wir erkannten auch, daß es aus älterer Zeit ſtamme; aber von welchem Künſtler es herrühre, oder auch nur aus welcher Zeit es ſei, war nach dem Zuſtande, in welchem die Malerei ſich befand, durchaus nicht zu beſtimmen. Theile, welche

ganz waren, ließen indeſſen ahnen, daß das Gemälde einen nicht zu geringen Werth haben dürfte. Wir gingen nun daran, ein Brett zu verfertigen, auf welches das Bild geklebt werden könnte. Wir bereiten ſolche Bretter gewöhnlich aus Eichenholz, das aus zwei übereinanderliegenden Stücken, deren Faſern auf einander ſenkrecht ſind, und einem Roſte beſteht, damit dem ſogenannten Werfen oder Verbiegen des Holzes vorgebeugt werde. Als das Brett fertig und die Verkittung an demſelben vollkommen ausgetrocknet war, wurde das Gemälde auf dasſelbe aufgezogen. Wir hatten dort, wo die Ränder des Bildes weggeſchnitten waren, die Holzfläche größer gemacht, und die neu entſtandenen Stellen mit paſſender Leinwand gut ausgeklebt, um dem Gemälde annähernd wieder eine Geſtalt geben zu können, die es urſprünglich gehabt haben möchte, und in der es ſich den Augen wohlgefällig zeigte. Hierauf wurde daran gegangen, das Bild von dem alten hie und da noch vorfindlichen Firniſſe und von dem Schmuze, den es hatte, zu reinigen. Der Firniß war durch die gewöhnlichen Mittel leicht wegzubringen, nicht ſo leicht aber der durch Jahrhunderte veraltete Schmuz, ohne daß man in Gefahr kam, auch die Farben zu beſchä-

digen. Das gereinigte auf der Staffelei ſtehende Gemälde wies uns nun eine viel größere Schönheit, als es uns nach der erſten oberflächlichen Waſchung gezeigt hatte; aber es war durch die vielen Sprünge Riſſe und nackten Stellen noch ſo verunſtaltet, daß eine genaue Würdigung auch jezt nicht möglich war, ſelbſt wenn wir bedeutend größere Erfahrungen gehabt hätten, als wir hatten. Roland und Euſtach ſchritten zur Ausbeſſerung. Kein Ding kann ſchwieriger ſein, und durch keins ſind Gemälde ſo ſehr entſtellt und entwerthet worden. Ich glaube, wir haben einen nicht unrichtigen Weg eingeſchlagen. Eine urſprüngliche Farbe durfte gar nicht bedeckt werden. Zum Glücke hatte das Bild gar nie eine Ausbeſſerung oder ſogenannte Übermalung erhalten, ſo daß entweder nur die urſprüngliche Farbe vorhanden war oder gar keine. In die farbentblößten Stellen wurde die Farbe, welche die umgrenzenden Ränder zeigten, gleichſam wie ein Stift eingeſezt, bis die Grube erfüllt war. Wir nahmen die Farben ſo trocken als möglich und ſo dicht gerieben, als es der Laufer auf dem Steine, ohne ſtecken zu bleiben, zuwege bringen konnte. Wenn ſich aber doch wieder nach dem Trocknen eine Vertiefung zeigte, wurde dieſelbe neuerdings

mit der nehmlichen Farbe ausgefüllt, und ſo fortgefahren, bis eine Höhlung nicht mehr entſtand. Erhöhungen, die blieben, wurden mit einem feinen Meſſer gleichgeſchliffen. Auch über unausrottbaren Schmuz wurde die Farbe ſeiner Umgebung gelegt. Wenn die Farbe nach längerer Zeit durch das Öhl, das ſie enthielt, und durch andere Urſachen, die vielleicht noch mitwirken, nachgedunkelt war, und ſich in dem Gemälde als Fleck zeigte, wurde mit äußerſt trockener Farbe und mit der Spize eines feinen Pinſels die Stelle ſo lange gleichſam ausgepunktet, bis ſie ſich von der Umgebung durchaus nicht mehr unterſchied. Dieſes Verfahren wurde zuweilen mehrere Male wiederholt. Zulezt konnte man mit freien Augen die Pläze, an welchen ſich neue Farben befanden, gar nicht mehr erkennen. Nur das Vergrößerungsglas zeigte noch die Ausbeſſerungen. Wir brachten Jahre mit dieſem Verfahren zu, beſonders da Zwiſchenzeiten waren, die mit andern Arbeiten ausgefüllt werden mußten, und da unſer Vorgehen ſelber Zwiſchenzeiten bedingte, in denen die Farben auszutrocknen hatten, oder in denen man ihnen Zeit geben mußte, die Veränderungen zu zeigen, die nothwendig bei ihnen eintreten müſſen. Dafür aber war an dem vollendeten

Gemälde nicht zu merken, daß es nicht in allen Theilen ein altes sei, es hatte die feinen Sprünge alter Bilder und hatte alle die Reinheit und Klarheit des Pinsels, der es ursprünglich geschaffen hatte. Wenn man alte Bilder bei Ausbesserungen übermalt und dadurch stimmt, so ist nicht selten ein Überzug über die feinen Linien, welche die Zeit in alte Bilder sprengt, und dieser Überzug zeigt nicht nur, daß das Bild ausgebessert worden ist, sondern er stellt auch einen feinen Schleier dar, der über die Farben gebreitet ist, und sie trüb und undurchsichtig macht. Solche Bilder geben oft einen düstern unerfreulichen und schwerlastenden Eindruck. Es werden viele unser Thun in Herstellung alter Bilder unbedeutend und unerheblich nennen, besonders da es so viele Zeit und so viele Anstalten erforderte; uns aber machte es eine große und eine innige Freude. Ihr werdet es gewiß nicht tadeln, da ihr einen so großen Antheil an den Hervorbringungen der Kunst zu nehmen beginnt. Wenn nach und nach die Gestalt eines alten Meisters vor uns aufstand, so war es nicht blos das Gefühl eines Erschaffens, das uns beseelte, sondern das noch viel höhere eines Wiederbelebens eines Dinges, das sonst verloren gewesen wäre, und das wir selber nicht hät-

ten erſchaffen können. Als ſchon bereits einige Theile des Bildes fertig waren, zeigte es ſich, daß die Farben reiner und glänzender ſeien, als wir gedacht hatten, und daß das Bild einen vorzüglicheren Werth habe, als Anfangs unſere Vermuthung war. So lange die vielen Sprünge und farbloſen Stellen und ſo lange die unreinen Flecke, die wir nicht hatten beſeitigen können, auf dem Gemälde waren, übten ſie auch auf das Nichtzerſtörte und ſogar auf das ſehr wohl Erhaltene einen Einfluß aus, und ließen es im Ganzen mißfärbiger erſcheinen, als es war. Nachdem aber in einer ziemlich großen Fläche die widerſtreitenden Stellen mit den entſprechenden Farben zugedeckt waren, und die neue Farbe die alte, ſtatt ihr zu widerſprechen, unterſtüzte, ſo kam eine Reinheit ein Schmelz eine Durchſichtigkeit und ſogar ein Feuer zu Stande, daß wir in Erſtaunen geriethen; denn bei ſtarkbeſchädigten Bildern kann man die Folgerichtigkeit der Übergänge nicht beurtheilen, bis man ſie nicht vollendet vor ſich hat. Freilich mochte der beſondere Farbenfluß ſich noch höher darſtellen, da er von den unverbeſſerten und widerwärtigen Stellen umgeben und gehoben wurde; aber das war ſchon vorauszuſehen, daß, wenn das ganze Bild fertig ſein würde,

ſeine Stimmung einen entſchieden künſtleriſchen Eindruck machen müſſe. Ich hatte während der Arbeit viele Mühe darauf verwendet, die ganze Geſchichte und die Herkunft des Bildes zu erforſchen; allein ich kam zu keinem Ergebniſſe. Der Soldat, der die Leinwand aus Italien geſchickt hatte, war längſt geſtorben, und es lebte überhaupt niemand mehr, der in näherer Beziehung zu dem Ereigniſſe geſtanden wäre; denn dasſelbe hatte ſich weit früher zugetragen, als ich gedacht hatte. Der Großvater des lezten Beſizers des Bildes hatte öfter erzählt, daß er ſagen gehört habe, daß ein aus dem Hauſe gebürtiger Soldat einmal ſeine Strümpfe und Hemden in ein Muttergottesbild eingewickelt aus Welſchland nach Hauſe geſchickt habe. Die Wahrheit der Erzählung beſtättigte ſich dadurch, daß man noch das alte zerſtörte Marienbild auf dem Dachboden des Hauſes fand. Ich konnte auch nicht ergründen, welche Gelegenheit es geweſen ſei, die jenen deutſchen Soldaten nach Welſchland geführt hatte. Von dem, herauszufinden, aus welcher Gegend Italiens das Bild gekommen ſei, konnte nun vollends gar keine Rede mehr ſein. Als nach langer Zeit nach vieler Mühe und mancher Unterbrechung das Gemälde in einem ſchönen alterthüm-

lich gearbeiteten Goldrahmen fertig vor uns stand, war es eine Art Fest für uns. Roland war herbei gerufen worden, da er gegen den Schluß des Werkes eine Reise angetreten, und die Vollendung seinem Bruder überlassen hatte. Mehrere Nachbaren waren geladen worden, ja ein Freund und Kenner alter Kunst, dem ich die Sache gemeldet hatte, war sogar von ziemlich weiter Entfernung herzugekommen, um die Wiederherstellung zu sehen, und andere, wenn sie auch nicht geladen waren, hatten sich eingefunden, da sie durch Zufall Kenntniß von der Begebenheit erhalten hatten, und wußten, daß sie auf dem Asperhofe nicht unwillkommen sein würden. Es ist nicht wahr, was man öfter sagt, daß eine schöne Frau ohne Schmuck schöner sei als in demselben: und eben so ist es nicht wahr, daß ein Gemälde zu seiner Geltung nicht des Rahmens bedürfe. Ich hatte zu unserem Marienbilde einen Rahmen nach Zeichnungen aus mittelalterlichen Gegenständen bestellt, und hatte dessen Ausführung gelegentlich, wenn mich ein Geschäft oder mein Wille in die Stadt brachte, überwacht. Er war weit eher auf dem Asperhofe angekommen, als das Bild fertig war, und mußte die Zeit über in seiner Kiste verpackt harren. Wir versuchten auch

nicht ein einziges Mal das Bild in ihn zu fügen, ehe es fertig war, um den Eindruck nicht zu schwächen. Bei neuen Bildern zeigt freilich der Rahmen erst, daß noch manches hinzuzufügen und zu ändern ist, und vieles muß an solchen Bildern erst gemacht werden, wenn man sie bereits in einem Rahmen gesehen hat. Bei alten Bildern, die wiederhergestellt werden, ist das anders, besonders, wenn sie auf unsere Weise hergestellt werden. Da gibt das Vorhandene den Weg der Herstellung an, man kann nicht anders malen, als man malt, und die Tiefe das Feuer und der Glanz der Farben ist daher durch das bereits auf der Leinwand Befindliche bedingt. Wie dann das Bild in einem Rahmen aussehen werde, liegt nicht in der Willkühr des Wiederherstellers, und wenn es in dem Rahmen trefflich oder minder gut steht, so ist das Sache des ursprünglichen Meisters, dessen Werk man nicht ändern darf. Als unsere Maria, welche noch nicht einmal einen Firniß erhalten hatte, aus den alterthümlichen Gestalten des Rahmens, die sehr paßten, herausſah, so war es ein wunderbarer Anblick, und erst jezt sahen wir, welche Lieblichkeit und Kraft der alte Meister in seinem Bilde dargelegt hatte. Obwohl der Rahmen erhabene Arbeit in Blumen Ver-

zierungen und sogar in Theilen der menschlichen Gestalt enthielt, und auf demselben Glanzlichter von starker Wirkung angebracht waren, so erschien das Bild doch nicht unruhig, ja es beherrschte den Rahmen, und machte seinen Reichthum zu einer anmuthigen Mannigfaltigkeit, während es selber durch seine Gewalt sich geltend machte, und in den erhebenden Farben von würdigem Schmucke umgeben thronte. Ein leiser Ruf entschlüpfte den Lippen aller Anwesenden, und ich freute mich, daß ich mich nicht getäuscht hatte, als ich auf die Macht des Bildes rechnend einen so reichen Rahmen für dasselbe bestellt hatte. Wir standen lange davor, und betrachteten die Schönheit der Farbengebung an den entblößten Theilen so wie die der Gewandung und der Gründe, was im Vereine mit der Einfachheit und Hoheit der Linienführung und mit der maßvollen Anordnung der Flächen ein so würdevolles und heiliges Ganzes bildete, daß man sich eines tiefen Ernstes nicht erwehren konnte, der wie wahrhaftige Andacht war. Erst später fingen wir zu sprechen an, beredeten dieses und jenes, und kamen, wie es natürlich war, dahin, Vermuthungen über den Meister zu wagen. Es wurde Guido Reni genannt, es wurde Tizian genannt, es wurde die

Rafaeliſche Schule genannt. Für alles hatte man Gründe, und der Schluß war, wie er es auch noch heute iſt, daß man nicht wußte, von wem das Bild ſei. Roland war außerordentlich vergnügt, daß er die Sache in ihrer Entſtellung ſchon geahnt, und durch den Kauf eine ſo zweckmäßige Handlung ausgeführt habe. Damals war er noch außerordentlich jung, er war bei Weitem nicht ſo eingeübt wie jezt, und war daher ſeiner Handlung nicht ganz ſicher. Euſtach ſah man es an, daß ihm, wie der Volksausdruck ſagt, das Herz vor Freude lache. Eine freundliche Bewirthung meiner Gäſte war damals das Ende des Tages. Wir ſuchten in der folgenden Zeit eine Stelle, an welcher das Bild am vortheilhafteſten aufgehängt werden könnte. Roland erhielt eine Belohnung in einem Werke, das er ſich ſchon längſt gewünſcht hatte, und Euſtach, das ſah ich wohl, fand ſeine ſchönſte Befriedigung darin, daß er näher in unſere Kunſtkreiſe gezogen wurde. Dem Manne, von welchem das Bild in ſeinem verſtümmelten Zuſtande gekauft worden war, gab ich noch eine Summe, mit welcher er weit über ſeine Erwartung abgefunden war; denn das Bild hätte er doch nie herſtellen laſſen können, er wäre auch auf den Gedanken nicht gekommen, und

ohne Roland wäre das Bild nicht verkauft worden, bis es immer mehr verfallen, und einmal vernichtet worden wäre. Oft stand ich in späteren Zeiten noch davor, und hatte manche Freude in Betrachtung des Werkes. Ich sah das Angesicht und die Hände der Mutter an, und sah das theils nackte theils durch schöne Tücher schicklich verhüllte Kind. Ein dem Lande Italien so häufig zukommendes Zeichen ist es, daß das Kind nicht in den Armen der Mutter gehalten wird, sondern daß es mit schönem Hinneigen zu derselben und von ihr leicht und sanft umfaßt auf einem erhöhten Gegenstande vor ihr steht. Der Künstler hat dadurch nicht nur Gelegenheit gefunden, den Körper des Kindes in einer weit schöneren Stellung zu malen, als wenn er von der Mutter an ihren Busen gehalten gewesen wäre, sondern er hat noch den weit höheren Vortheil erreicht, das göttliche Kind in seiner Kraft und in seiner Freiheit zu zeigen, was die Wirkung hat, als ehrten wir gleichsam schon die Macht, mit welcher es einstens handeln wird. Daß südliche Völker den Heiland als Kind in so großer sinnlicher Schönheit malen, hat mich immer entzückt, und wenn auf meinem Bilde das heilige Kind eher wie ein kräftiger wunderschöner Leib des Südens aus-

ſieht, ſo beirrt mich das nicht, ſehen doch die Jeſuskinder und die Johanneskinder des herrlichen Rafael auch ſo aus, und die Wirkung iſt doch eine ſo gewaltige. Daß die Mutter, deren Mund ſo ſchön iſt, die Augen gegen Himmel wendet, ſagt mir nicht ganz zu. Die Wirkung, ſcheint mir, iſt hierin ein wenig überbothen, und der Künſtler legt in eine Handlung, die er ſeine Geſtalt vor uns vornehmen läßt, eine Bedeutung, von der er nicht machen kann, daß wir ſie in der bloßen Geſtalt ſehen. Wer durch einfachere Mittel wirkt, wirkt beſſer. Wenn er die Heiligkeit und Hoheit ſtatt in die erhobenen Augen in die bloße Geſtalt hätte legen können, wobei die Augen einfach vor ſich hinblickten, ſo hätte er beſſer gethan. Rafael läßt ſeine Madonnen ruhig und ernſt blicken, und ſie werden Himmelskönigiunen, während ſo manche andere nur bethende Mädchen ſind. Aus dieſem möchte ich auch ſchließen, daß das Bild nicht aus der Rafaelſchen Schule iſt, ſo ſehr die herrliche Geſtalt des Kindes daran erinnert. Das Bild hängt nicht mehr dort, wo es Anfangs war. Wir haben alle Bilder mehrere Male umgehängt, und es gewährt eine eigene Freude, zu verſuchen, ob in einer andern Anordnung die Wirkung des Ganzen nicht

eine beſſere ſei. Auch darüber haben wir ernſte Berathungen und vielerlei Verſuche angeſtellt, welche Farbe wir den Wänden geben ſollen, daß ſich die Bilder am beſten von ihnen abheben. Wir blieben dann bei dem röthlichen Braun ſtehen, das ihr jezt noch in dem Gemäldezimmer findet. Ich laſſe nun nichts mehr ändern. Die jezige Lage der Bilder iſt mir zu einer Gewohnheit und iſt mir lieb geworden, und ich möchte ohne übeln Eindruck die Sache nicht anders ſehen. Sie iſt mir eine Freude und eine Blume meines Alters geworden. Die Erwerbung der Bilder, die, wie ihr ſchon aus meinen früheren Worten ſchließen könnt, nicht immer ſo leicht war, wie die der heiligen Maria, ſtellt eine eigene Linie in dem Gange meines Lebens dar, und dieſe Linie iſt mit vielem verſehen, was mir theils einen freudigen theils einen trüben Rückblick gewährt. Wir ſind in manche Verhältniſſe gerathen, haben manche Menſchen kennen gelernt, und haben manche Zeit mit Wiederherſtellung der Bilder mit Verwindung von Täuſchungen mit Hineinleben in Schönheiten zugebracht, wir haben auch manche zu Zeichnungen und Entwürfen von Rahmen verwendet; denn alle Gemälde haben wir nach und nach in neue von uns entworfene Rah-

men gethan, und ſo ſtehen nun die Werke um mich wie alte hochverehrungswürdige Freunde, die es täglich mehr werden, und die eine Annehmlichkeit und eine Wonne für meine noch übrigen Tage ſind."

Daß ich durch die Erzählung meines Gaſtfreundes der Sammlung ſeiner Bilder noch mehr zugewendet wurde, begreift ſich.

Ich lenkte meine Aufmerkſamkeit nun auch auf die Kupferſtiche meines Gaſtfreundes. Da dieſelben nicht unter Glas und Rahmen waren, ſondern ſich in großen Laden des Tiſches im Leſezimmer befanden, ſo konnte man ſie weit bequemer betrachten als die Gemälde. Ich nahm mir zuerſt die Mappen nach einander heraus, und ſah alle Kupferſtiche der Reihe nach an. Dann aber ging ich an eine mehr geordnete Betrachtung. So wie mein Gaſtfreund nicht Bücher aus dem Hauſe gab, wohl aber einem Gaſte in ſein Zimmer die verlangten bringen ließ, ſo that er es auch mit den Kupferſtichen, nur gab er immer gleich eine ganze Mappe in ein Zimmer nicht aber leicht einzelne Blätter. Er that dies der Erhaltung und Schonung willen. Weil ich nun nicht viele Stunden im Leſezimmer ununterbrochen mit Anſehen von Kupferſtichen zubringen mochte, ſo ließ mir mein

Gaſtfreund die einzelnen Mappen nach und nach in meine Wohnung bringen, und ich konnte die in ihnen enthaltenen Werke mit Muße betrachten, konnte dieſe Beſchäftigung auch durch Anderes unterbrechen, und konnte, wenn ich die Mappe durch eine beliebige Zeit in meiner Wohnung gehabt hatte, dieſelbe durch eine andere erſezen. Später, da ich alle Mappen genau durchſucht hatte, wobei ich mir diejenigen Werke aufzeichnete, die mir ganz beſonders gefielen oder die von meinem Gaſtfreunde und Euſtach als vorzüglich bezeichnet waren, ſchlug ich mir bei Gelegenheit nur die eine oder die andere auf, um das eine oder andere mir ſehr liebe Werk des Grabſtichels zu beſehen. Ich merkte mir in meinem Gedenkbuche auch diejenigen an, welche ich mir gleichfalls kaufen wollte, wenn es ſolche waren, die man noch im Handel bekommen konnte. Ich lernte bei dieſen Unterſuchungen die Art und Weiſe des Vortrags verſchiedener Meiſter und verſchiedener Zeiten kennen, und endlich auch würdigen, und ich fand wieder, wie es bei den Gemälden der Fall iſt, daß mit geringen Ausnahmen auch dieſe Kunſt eine ſchönere Vergangenheit gehabt habe, als ſie eine Gegenwart habe, ja bei den Kupferſtichen konnte ich dies noch genauer kennen

lernen als bei Gemälden, da mein Freund alte und neue Kupferſtiche hatte, während in ſeinem Bilderzimmer nur ſehr wenige neue Bilder hingen, die Vergleichung alſo ſchwieriger war, und ich mich auf die neuen Bilder weniger erinnerte, welche ich in der Stadt geſehen hatte, und welche ich auch mit anderen Augen mochte angeſchaut haben. Ich lernte die Feinheiten die Großartigkeit die Schönheit die Ruhe in der Behandlung immer mehr kennen und würdigen, und beſchloß, da mir Kupferſtiche weit leichter zu erwerben waren als Gemälde, vorläufig damit zu beginnen, mir Blätter, die ich für trefflich hielt, zu kaufen, und eine Sammlung anzubahnen. Es war eine ziemliche Zeit hingegangen, die ich mit Betrachtung und Einprägung der Kupferſtiche und Gemälde verbrachte. Euſtach war häufig bei mir, wir ſprachen über die Dinge, und ich lernte täglich höher von dieſem Manne denken.

Ich kam während dieſer Zeit auch öfter in das Schreinerhaus und andere Werkſtätten, und ſah zu, was da verfertiget werde.

Bei dieſen Veranlaſſungen fiel es mir auf, daß mein Gaſtfreund noch nicht begonnen hatte, aus dem in Wahrheit gewiß außerordentlich ſchönen Marmor,

den ich ihm gebracht hatte, deſſen Schönheit ich ganz gewiß zu beurtheilen verſtand, und der ihm ſelber viele Freude gemacht zu haben ſchien, etwas verfertigen zu laſſen. Ich konnte auch den Marmor in dem Roſenhauſe gar nicht auffinden. Er war in dem Vorrathshauſe gelegen, wo ſich auch öfter Steine von mir befunden hatten. Jezt war er nicht mehr dort. War er, um nicht Verlezungen zu erfahren, in einen anderen ſichereren Ort gebracht worden, oder hatte man ihn doch irgendwohin geſendet, wo an ihm gearbeitet wurde? Das Lezte war nicht denkbar, da mein Gaſtfreund alle Dinge aus Holz und Stein in ſeinem Hauſe arbeiten ließ, wozu auch nicht nur die Vorrichtungen und Werkzeuge vorhanden waren, ſondern wohin auch zu jeder Zeit die etwa noch mangelnden Arbeitskräfte gezogen werden können.

Ich machte eines Tages eine Reiſe in das Lauterthal, und hielt mich einige Zeit in demſelben auf. Es war nicht, um meine gewöhnliche Beſchäftigung dort vorzunehmen, ſondern um nach den Arbeiten mit meinem Marmor zu ſehen. In der Nähe des Ahorngaſthauſes — etwa zwei Wegeſtunden von demſelben entfernt — befand ſich die Anſtalt, in welcher Marmor geſägt und geſchliffen wurde, und in welcher man ver-

ſchiedene Dinge aus Marmor verfertigte. Der Ort hieß das Rothmoor, weßhalb, konnte ich nicht ergründen; denn es war überall Geſtein und rauſchendes Waſſer, und von einem Moore war auf Meilen in der Länge und Breite nichts zu finden; aber der Ort hieß ſo. Es befanden ſich dort mehrere Stücke Marmor von mir, damit aus denſelben etwas für den Vater gemacht würde. Das größte Stück war faſt roſenroth, und es ſollte daraus ein Waſſerbecken für den Garten werden. Das Becken aber hatte ich ſelber entworfen. Aus großer Vorliebe für Gewächſe hatte ich ſeine Geſtalt aus dem Gewächsreiche genommen. Es war ein Blatt, welches dem der Einbeere ſehr ähnlich war, in welchem die glänzende dunkelſchwarze Kugel liegt. Ich hatte das Blatt nach einem wirklichen aus Wachs gebildet, nur die Auszackung machte ich geringer und die Tiefe größer. Das Wachsblatt wurde von einem Arbeiter, der des Geſtaltens ſehr kundig war, in Gips bedeutend größer nachgebildet, und nach dem Gipsblatte ſollte das Marmorbecken gearbeitet werden. In der Tiefe desſelben ſollte wie bei dem Einbeerenblatte die Kugel liegen, und aus einem Stiele, der ſich über das Blatt erhebt, ſoll das Waſſer in einem feinen Strahle in das Blatt ſpringen. Das

Blatt ſelber ſollte von Roſenmarmor der Stamm und Stengel von einem anderen dunkleren ſein. Ich beſtrebte mich in dem Rothmoore nachzuſehen, wie weit die Arbeit gediehen ſei, und verſuchte durch Beſprechungen für größere Leichtigkeit und Reinheit einzuwirken. Aus anderem Marmor ſollten andere Dinge verfertigt werden. Zuerſt das Pflaſter um die Einbeere herum. Das Blatt ſollte ſein Waſſer auf dieſes Pflaſter hinabgießen, dasſelbe ſollte auf ſeiner Ebene eine ſanfte Rinne bilden, um das Waſſer weiter zu leiten. Die Farbe des Pflaſters ſollte blaß gelblich ſein. Ich hatte eine erkleckliche Anzahl Stücke hiezu zuſammengebracht. Für eine Laube in dem Garten hatte ich die Platte eines Tiſchchens beabſichtigt. Sonſt waren noch kleine Tragſteine ein paar Simſe und Briefbeſchwerer im Werke. Die Sachen waren in Arbeit. Als Daraufgabe war ein Neſt, in welchem zwei Eier lagen, deren Marmor faſt täuſchend die Farbe von Kibizeiern hatte.

Ich war mit den Arbeiten, ſo weit ſie jezt gediehen waren, ſehr zufrieden. Der Stein zu dem Becken war nicht nur in ſeine allgemeine Geſtalt geſchnitten worden, ſondern das Blatt war in rohen Umriſſen fertig, ſo daß zur feineren Ausfeilung und zur Glättung ge-

ſchritten werden konnte. Es arbeiteten zwei Menſchen ausſchließlich an dieſem Gegenſtande. Mit dem Gipsvorbilde ließ ich noch einige Veränderungen vornehmen. Es war mir nicht leicht genug, und zeigte mir nicht hinlänglich das Weiche des Pflanzenlebens. Ich ging in die Berge, ſuchte Pflanzen der Einbeere, und brachte ſie ſammt ihrer Erde in Töpfen zurück, damit ſie nicht zu ſchnell welkten, und uns länger als Muſter dienen könnten. An dieſen Pflanzen ſuchte ich zu zeigen, was an dem Vorbilde noch fehle. Ich erklärte, wo ein Blatttheil ſich ſanfter legen ein Rand ſich weicher krümmen müſſe, damit endlich das Steinbild, wenn es fertig wäre, nicht den Eindruck hervorbringe, als ob es gemacht worden, ſondern den, als ob es gewachſen wäre. Da ich mich bemühte, die Sache ohne Verlezung des Mannes, welcher das Gipsvorbild verfertiget hatte, darzulegen, und ſie eher in das Gewand einer Berathung einzukleiden, ſo ging man auf meine Anſichten ſehr gerne ein, und da die erſten Verſuche gelangen, und das Becken durch die größere Ähnlichkeit, die es mit dem Blatte erlangte, auch ſichtbar an Schönheit gewann, ſo ging man mit Eifer an die Fortſezung, ſuchte ſich den Pflanzenmerkmalen immer mehr zu nähern, und er-

lebte die Freude, daß endlich das Werk in ungemein edlerer Vollendung daſtand als früher. Selbſt für künftige Arbeiten hatte man durch dieſes Verfahren einen Anhaltspunkt gewonnen, und Hoffnungen geſchöpft, ſich in ſchönere und heiterere Kreiſe zu ſchwingen. Der Werkmeiſter ſprach unverhohlen mit mir über die Sache. Früher hatte man nach hergebrachten Geſtalten und Zeichnungen Gegenſtände verfertigt, dieſelben verſandt, und Preiſe dafür erhalten, die ſolchen Waaren gewöhnlich zukommen, ſo daß die Anſtalt beſtehen konnte, aber einer gehäbigen und wohlhabenden Blüthe doch nicht theilhaftig war. Daß man ſich an Pflanzen als Vorbilder wenden könne, war ihnen nicht eingefallen. Jezt richtete man den Blick auf ſie, und fand, daß alle Berge voll von Dingen ſtänden, die ihnen Fingerzeige geben könnten, wie ſie ihre Werke zu verfertigen und zu veredeln hätten.

Ich blieb ſo lange da, bis das Gipsblatt vollkommen fertig war, und bis ich mich darüber beruhigt hatte, welche Werkzeuge zum Meſſen angewendet würden, damit die Geſtalt des Vorbildes mit allen ihren Verhältniſſen in die Nachbildung übergehen könnte.

Nachdem ich noch die Bitte um Beſchleunigung der Arbeit angebracht hatte, damit ich ſie ſo bald als möglich in den Garten des Vaters bringen könnte, und nachdem ich verſprochen hatte, in dieſem Sommer noch einen Beſuch in der Anſtalt zu machen, trat ich den Rückweg in das Roſenhaus wieder an.

Ich beſtieg auf meiner Wanderung, die ich in den Bergen zu Fuße machte, das Eiskar, ſezte mich auf einen Steinblock, und ſah beinahe den ganzen Nachmittag in tiefem Sinnen auf die Landſchaften, die vor mir ausgebreitet waren, hinaus.

In dem Roſenhauſe beſchäftigte ich mich wieder mit Betrachtung der Bilder. Ich nahm ſogar ein Vergrößerungsglas, und ſah die Gemälde an, wie denn die verſchiedenen alten Meiſter gemalt haben, ob der eine einen ſtumpfen ſtarren Pinſel genommen habe, der andere einen langen weichen, ob ſie mit breitem oder ſpizigem gearbeitet, ob ſie viel untermalt haben, oder gleich mit den ſchweren undurchſichtigen Farben darauf gegangen ſeien, ob ſie in kleinen Flächen fertig gemacht, oder das Große vorerſt angelegt, und es in allen Theilen nach und nach der Vollendung zugeführt hätten.

Mein Gaſtfreund war in dieſen Dingen ſehr erfahren, und ſtand mir bei.

Von den Dichtern nahm ich jezt Calderon vor. Ich konnte ihn bereits in dem Spaniſchen leſen, und vertiefte mich mit großem Eifer in ſeinen Geiſt.

Wir beſuchten mehrere Male den Inghof. Es wurde dort Muſik gemacht, es wurde geſpielt, wir beſuchten die ſchönſten Theile der Umgebung, oder beſahen, was der Garten oder der Meierhof oder das Haus Vorzügliches aufzuweiſen hatte.

Zur Zeit der Roſenblüthe kam Mathilde und Natalie auf den Asperhof. Wir wußten den Tag der Ankunft, und erwarteten ſie. Als ſie ausgeſtiegen waren, als Mathilde und mein Gaſtfreund ſich begrüßt hatten, als einige Worte von den Lippen der Mutter zu Guſtav geſprochen worden waren, wendete ſie ſich zu mir, und ſprach mit den freundlichſten Mienen und mit dem liebevollſten Blick ihrer Augen die Freude aus, mich hier zu finden, zu wiſſen, daß ich mich ſchon ziemlich lange bei ihrem Freunde und ihrem Sohne aufgehalten habe, und zu hoffen, daß ich die ganze ſchöne Jahreszeit auf dem Asperhofe zubringen werde.

Ich erwiederte, daß ich heuer beſchloſſen habe,

den ganzen Sommer über blos für mein Vergnügen zu leben, und daß ich es mit großem Danke anerkennen müsse, daß mir erlaubt sei, auf diesem Size verweilen zu dürfen, der das Herz den Verstand und das ganze Wesen eines jungen Mannes so zu bilden geeignet sei.

Natalie stand vor mir, da dieses gesprochen worden war. Sie erschien mir in diesem Jahre vollkommener geworden, und war so außerordentlich schön, wie ich nie in meinem ganzen Leben ein weibliches Wesen gesehen habe.

Sie sagte kein Wort zu mir, sondern sah mich nur an. Ich war nicht im Stande, etwas aufzufinden, was ich zur Bewillkommung hätte sagen können. Ich verbeugte mich stumm, und sie erwiederte diese Verbeugung durch eine gleiche.

Hierauf gingen wir in das Haus.

Die Tage verflossen wie die in den vergangenen Jahren. Nur eine einzige Ausnahme trat ein. Man begann nach und nach von den Bildern zu sprechen, man sprach von der Marmorgestalt, welche auf der schönen Treppe des Hauses stand, man ging öfter in das Bilderzimmer, und besah Verschiedenes, und man verweilte manche Augenblicke in der dämmerigen

Helle der Treppe, auf welche von oben die ſanfte Fluth des Lichtes hernieder ſank, und vergnügte ſich an der Herrlichkeit der dort befindlichen Geſtalt und der Pracht ihrer Gliederung. Ich erkannte, daß Mathilde in der Beurtheilung der Kunſt erfahren ſei, und daß ſie dieſelbe mit warmem Herzen liebe. Auch an Natalien ſah ich, daß ſie in Kunſtdingen nicht fremd ſei, und daß ſie in ihrer Neigung etwas gelten. Ich machte alſo jezt die Erfahrung, daß man in früherer Zeit, da ich mein Augenmerk noch weniger auf Gemälde und ähnliche Kunſtwerke gerichtet hatte, und dieſelben einen tiefen Plaz in meinem Innern noch nicht einnahmen, mich geſchont habe, daß man nicht eingegangen ſei, in meiner Gegenwart von den in dem Hauſe befindlichen Kunſtwerken zu ſprechen, um mich nicht in einen Kreis zu nöthigen, der in jenem Augenblicke noch beinahe außerhalb meiner Seelenkräfte lag. Mir kam jezt auch zu Sinne, daß in gleicher Weiſe mein Vater nie zu mir auf eigenen Antrieb von ſeinen Bildern geſprochen habe, und daß er ſich nur in ſo weit über dieſelben eingelaſſen, als ich ſelber darauf zu ſprechen kam, und um dieſes oder jenes fragte. Sie haben alſo ſämmtlich einen Gegenſtand vermieden, der in mir noch nicht geläufig war,

ich aber der dichten Ranken willen nicht erkennen konnte. In dieſem Augenblicke ertönte durch das geöffnete Fenſter klar und deutlich Mathildens Stimme, die ſagte: „Wie dieſe Roſen abgeblüht ſind, ſo iſt unſer Glück abgeblüht.“

Ihr antwortete die Stimme meines Gaſtfreundes, welche ſagte: „Es iſt nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Geſtalt.“

Ich ſtand auf, entfernte mich von dem Fenſter und ging in die Mitte des Zimmers, um von dem weiteren Verlaufe des Geſpräches nicht mehr zu vernehmen. Da ich ferner überlegt hatte, daß es nicht geziemend ſei, wenn mein Gaſtfreund und Mathilde ſpäter erführen, daß ich zu der Zeit, als ſie ein Geſpräch vor dem Fenſter geführt hatten, in der Stube geweſen ſei, der jenes Fenſter angehörte, ſo entfernte ich mich auch aus derſelben, und ging in den Garten. Da ich nach einer Zeit meinen Gaſtfreund Mathilden Natalie und Guſtav gegen den großen Kirſchbaum zugehen ſah, begab ich mich wieder in die Stube, und holte mir meine Zeichnungsgeräthe, die ich dort liegen gelaſſen hatte; denn der Abend war mittlerweile ſo dunkel geworden, daß ich zum Weiterzeichnen nicht mehr ſehen konnte.

Als die Rosenblüthe gänzlich vorüber war, beschlossen wir, uns auch eine Zeit in dem Sternenhofe aufzuhalten. Da wir den Hügel zu ihm hinan fuhren, sah ich, daß Gerüste an dem Mauerwerke aufgeschlagen waren, und als wir uns genähert hatten, erkannte ich, daß die Arbeiter, die sich auf den Gerüsten befanden, damit beschäftigt waren, die Tünche von den breiten Steinen, welche an die Oberfläche der Mauern gingen, abzunehmen, und die Steine zu reinigen. Man hatte vorher an einem abgelegenen Theile des Hauses einen Versuch gemacht, welcher sich bewährte, und welcher darthat, daß das Haus ohne Tünche viel schöner aussehen werde.

In dem Sternenhofe wurde ich so freundlich behandelt, wie in der früheren Zeit, ja wenn ich meinem Gefühle trauen durfte, und wenn man so feine Unterscheidungen machen darf, noch freundlicher als früher. Mathilde zeigte mir selber alles, von dem sie glaubte, daß es mir von einigem Werthe sein könnte, und erklärte mir bei diesem Vorgange alles, von dem sie glaubte, daß es einer Erklärung bedürfen könnte. Während dieses meines Aufenthaltes erfuhr ich auch, daß Mathilde das Schloß von einem vornehmen Manne gekauft hatte, der selten auf demselben gewe-

ſen war, und es ziemlich vernachläſſigt hatte. Vor ihm war es im Beſize einer Verwandten geweſen, derey Großvater es gekauft hatte. In der Zeit vorher war ein häufiger Wechſel der Eigenthümer geweſen, und das Gut war ſehr herab gekommen. Mathilde fing damit an, daß ſie die zum Schloſſe gehörigen Unterthanen, welche Zehnte und Gaben in dasſelbe zu entrichten hatten, gegen ein vereinbartes Entgelt für alle Zeiten von ihren Pflichten entband, und ſie zu unbeſchränkten Eigenthümern auf ihrem Grunde machte. Das zweite, was ſie that, beſtand darin, daß ſie die Liegenſchaften des Schloſſes ſelber zu bewirthſchaften begann, daß ſie einen geſchloſſenen Hausſtand von Geſinde und ihrer eigenen Familie begründete, und mit dieſem Hausſtande lebte. Sie richtete den Meierhof zurecht, und brachte mit Hilfe thätiger Leute, die ſie aufnahm, die Felder die Wieſen und Wälder in einen beſſeren Stand. Die ſchönen Zeilen von Obſtbäumen, welche durch die Fluren liefen, und die mir bei meinem erſten Aufenthalte ſchon ſo ſehr gefallen hatten, waren von ihr ſelber gepflanzt, und wenn ſie gute ſelbſt ziemlich erwachſene Obſtbäume irgendwo erhalten konnte, ſo ſcheute ſie nicht die Zeit und den Aufwand, ſie bringen und auf ihren Grund ſezen

zu laſſen. Da die Nachbarn dieſes Verfahren allmählich nachahmten, ſo erhielt die Gegend das eigenthümliche und wohlgefällige Anſehen, das ſie von den umliegenden Ländereien unterſchied.

Die Gemälde, welche ſich in den Wohnzimmern Mathildens und Nataliens befanden, hatten nach meiner Meinung im Ganzen genommen zwar nicht den Werth wie die im Asperhofe, aber es waren manche darunter, welche mir nach meinen jezigen Anſichten mit der größten Meiſterſchaft gemacht ſchienen. Ich ſagte die Sache meinem Gaſtfreunde, er beſtättigte ſie, und zeigte mir Gemälde von Tizian Guido Reni Paul Veroneſe Van Dyk und Holbein. Unbedeutende oder gar ſchlechte Bilder, wie ich ſie, ſo weit mir jezt dieſes meine Rückerinnerung plözlich und wiederholt vor Augen brachte, in manchen Sammlungen, die mir in früheren Jahren zugänglich geweſen waren, geſehen hatte, befanden ſich weder in der Wohnung Mathildens noch in dem Asperhofe. Wir ſprachen auch hier ſo wie in dem Roſenhauſe von den Gemälden und es gehörte zu den ſchönſten Augenblicken, wenn ein Bild auf die Staffelei gethan worden war, wenn man die Fenſter, die ein ſtörendes Licht hätten ſenden können, verhüllt hatte, wenn das Bild in die rechte Helle

gerückt worden war, und wenn wir uns nun davor befanden. Mathilde und mein Gastfreund saßen gewöhnlich, Eustach und ich standen, neben uns Natalie, und nicht selten auch Gustav, welcher bei solchen Gelegenheiten sehr bescheiden und aufmerksam war. Öfter sprach hauptsächlich mein Gastfreund von dem Bilde öfter aber auch Eustach, wozu Mathilde ihre Worte oder einfachen Meinungen gesellte. Man wiederholte vielleicht oft gesagte Worte, man zeigte sich Manches, das man schon oft gesehen hatte, und machte sich auf Dinge aufmerksam, die man ohnehin kannte. So wiederholte man den Genuß, und verlebte sich in das Kunstwerk. Ich sprach sehr selten mit, höchstens fragte ich, und ließ mir etwas erklären. Natalie stand daneben, und redete niemals ein Wort.

Zur Nimphe des Brunnens, die unter der Eppichwand im Garten war, ging ich auch öfter. Früher hatte ich den wunderschönen Marmor bewundert, deßgleichen mir nicht vorgekommen war; jezt erschien mir auch die Gestalt als ein sehr schönes Gebilde. Ich verglich sie mit der auf der Treppe im Hause meines Gastfreundes stehenden. Wenn auch jenes an Hoheit Würde und Ernst weit den Vorzug in meinen

Augen hatte, ſo war dieſes doch auch für mich ſehr anmuthig weich und klar, es hatte eine beſchwichtigende Ruhe, wie die Göttin eines Quells ſollte, und hatte doch wieder jenes Reine und, ich möchte ſagen, Fremde, das ein Gemälde nicht hat, das aber der Marmor ſo gerne zeigt. Ich wurde mir dieſer Empfindung des Fremden jezt klarer bewußt, und ich erfuhr auch, daß ſie mich ſchon in früherer Zeit ergriffen hatte, wenn ich mich Marmorbildwerken gegenüber befand. Es wirkte bei dieſer Geſtalt noch ein Beſonderes mit, was in meiner Beſchäftigung der Erdforſchung ſeinen Grund hat, nehmlich, daß der Marmor gar ſo ſchön und faſt fleckenlos war. Er gehörte zu jener Gattung, die an den Rändern durchſcheinend iſt, deren Weiße beinahe funkelt, und uns verleitet zu meinen, man ſähe die zarten Kriſtalle wie Eisnadeln oder wie Zuckerkörner ſchimmern. Dieſe Reinheit hatte für mich an der Geſtalt etwas Erhabenes. Nur dort, wo das Waſſer aus dem Kruge floß, den die Geſtalt umſchlungen hielt, war ein grünlicher Scheln in dem Marmor, und der Staffel, auf dem der am tiefſten herabgehende Fuß ruhte, war ebenfalls grün und von unten durch die herauf bringende Feuchtigkeit ein wenig verunreinigt. Der Marmor an dem Bilde mei-

nes Freundes war wohl trefflich, es mochte wahrſcheinlich pariſcher ſein; aber er hatte ſchon einigermaßen die Farbe alten Marmors, während die Nimphe wie neu war, als wäre der Marmor aus Carara. Ich dachte mir wohl auch, und meine Freunde beſtättigten es, daß das Bildwerk neueren Urſprunges ſei; aber wie bei dem meines Gaſtfreundes wußte man auch hier den Meiſter nicht.

Ich ſaß ſehr gerne in der Grotte bei dem Bildwerke. Es war da ein Siz von weißem Marmor in einer Vertiefung, die ſich ſeitwärts von der Nimphe in das Bauwerk zurück zog, und von der aus man die Geſtalt ſehr gut betrachten konnte. Es war ein ſanftes Dämmern auf dem Marmor, und im Dämmern war es wieder, als leuchtete der Marmor. Man konnte hier auch das leiſe Rinnen des Waſſers aus dem Kruge das Kräuſeln desſelben in dem Becken das Hinabträufeln auf den Boden und das gelegentliche Blizen auf demſelben ſehen.

Zur Wohnung hatte man mir dieſelbe Räumlichkeit gegeben, die ich in den erſten zwei Malen inne hatte, da ich in dieſem Schloſſe war. Man hatte ſie mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet, auf die man nur immer denken konnte, und deren ich zum größten

Theile nicht bedurfte; denn ich war in meinem Reiſeleben gewohnt geworden, in den äußeren Dingen auf das Einfachſte vorzugehen.

Da wir von dem Sternenhofe Abſchied nahmen, ſagte mir Mathilde auf die liebe freundliche Weiſe Lebewohl, mit der ſie mich empfangen hatte.

Wir beſuchten auf unſerer Rückreiſe mehrere Landwirthe, welche in der Gegend einen großen Ruf genoſſen, und beſahen, was ſie auf ihren Gütern eingeführt hatten, und was ſie zum Wohle des Landes auszubreiten wünſchten. Mein Gaſtfreund nahm Rebſtecklinge Abtheilungen von Samen und Abbildungen von neuen Vorrichtungen mit nach Hauſe.

Ehe ich die Rückreiſe zu den Meinigen antrat, ging ich noch einmal in das Rothmoor, um zu ſehen, wie weit die Arbeiten aus meinem Marmor gediehen wären. Von den kleineren Dingen waren manche fertig. Das Waſſerbecken und die größeren Arbeiten mußten in das nächſte Jahr hinüber genommen werden. Ich billigte dieſe Anordnung; denn es war mir lieber, daß die Sache gut gemacht würde, als daß ſie bald fertig wäre. Das Vollendete packte ich ein, um es mit nach Hauſe zu nehmen.

In dem Roſenhauſe fand ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Roland, der über die Ergebniſſe der Nachforſchungen nach den Ergänzungen zu den Pfeilerverkleidungen meines Vaters ſprach. Es war keine Hoffnung vorhanden, die Ergänzungen zu finden. Im ganzen Gebirge war nichts, was mit den beſchriebenen Verkleidungen Ähnlichkeit hatte, überhaupt ſind da keine Verkleidungen und Vertäflungen vorhanden geweſen, wohin Roland ſeit Jahren ſeine Wanderungen angeſtellt hatte, ſie müßten denn ſehr verborgen ſein, wornach man ein Auffinden ſo dem Zufalle anheim geben müſſe, wie das durch Zufall entdeckt worden ſei, was ich meinem Vater gebracht hätte. In Hinſicht der Vertäflungen aber, um welche es ſich hier handle, ſei beinahe Gewißheit vorhanden, daß ſie zerſtört worden ſeien. Die Ausmaße, welche ihm über die in den Händen meines Vaters befindlichen Werke zugeſendet worden ſeien, paſſen genau auf ein Gemach im Steinhauſe des Lauterthales, woher gleich Anfangs der Urſprung der Dinge vermuthet worden ſei, und welches Gemach jezt öde ſteht. Es habe zwei Pfeiler, an denen die noch vorhandenen Verkleidungen geweſen ſein müſſen. Die Zwiſchenarbeiten ſind eben ſo zerſtört worden, wie vieles, was

ſich in jenem ſteinernen Schlößchen befunden habe; denn ſonſt müßten ſie ſich entweder in dem Gebäude oder in der Gegend vorfinden, was beides nicht der Fall iſt, oder ſie müßten ſehr im Verborgenen ſein, da doch ſonſt die Nachforſchungen, welche nun ſchon durch zwei Jahre angeſtellt und bekannt geworden ſeien, die Leute veranlaßt haben dürften, die Sachen zum Verkaufe um einen guten Kaufſchilling zu bringen. Man müſſe alſo ſeine Gedanken dahin richten, daß nichts zu finden ſei, und wenn doch noch etwas gefunden würde, ſo müſſe man es als eine unverhoffte Gunſt anſehen. Mein Gaſtfreund und ich ſagten, daß wir ungefähr auf dieſes Ergebniß gefaßt geweſen ſeien.

Als der Herbſt ziemlich vorgeſchritten war, begab ich mich auf die Rückreiſe in meine Heimath. Es war ein ſehr heiterer Sonntagsmorgen, den ich zu meiner Ankunft auserwählt hatte, weil ich wußte, daß an dieſem Tage der Vater zu Hauſe ſein würde, und ich daher den Nachmittag in dem vollen Kreiſe der Meinigen zubringen konnte. Ich war nicht wie gewöhnlich auf einem Schiffe gekommen, ſondern ich hatte meine Wanderung längs des ganzen Gebirges gegen Sonnenaufgang unternommen, und war dann mitter-

nachtwärts mit einem Wagen in unſere Stadt gefahren. Den Vater traf ich ſehr heiter an, er ſchien gleichſam um mehrere Jahre jünger geworden zu ſein. Die Augen glänzten in ſeinem Angeſichte, als wäre ihm eine ſehr große Freude widerfahren. Auch die anderen ſahen ſehr vergnügt und fröhlich aus.

Nach dem Mittageſſen führte er mich in das gläſerne Häuschen, und zeigte mir, daß ſich die Verkleidungen bereits auf den Pfeilern befänden. Es war ein bewunderungswürdiger Anblick, ich hätte nie gedacht, daß ſich die Schnizerei ſo gut darſtellen würde. Sie war vollkommen gereinigt und ſchwach mit Firniß überzogen worden.

„Siehſt du," ſagte der Vater, „wie ſich alles ſchön geſtaltet hat. Die Holzverkleidung fügt ſich, als wäre ſie für dieſe Pfeiler gemacht worden. Es iſt faſt auch ſo der Fall; wenn nicht die Holzverkleidung für die Pfeiler gemacht worden iſt, ſo ſind doch die Pfeiler für die Holzverkleidung gemacht worden. Was aber von weit größerer Bedeutung iſt, beſteht darin, daß das Holzkunſtwerk in das ganze Häuschen ſo paßt, als wäre ſie urſprünglich für dasſelbe beſtimmt geweſen — und dies freut mich am meiſten. Ich kann mich daher auch nicht ſo betrüben wie du, daß

die anderen Theile der Verkleidungen nicht aufzufinden gewesen sind. Ich müßte ja das ganze Häuschen wieder umbauen, wenn die Ergänzungen zum Vorscheine gekommen wären; denn schwerlich würden sie hieher passen, und zu verstümmeln oder zu vergrößern würden sie ihrer Natur nach nicht sein. Wir wollen daher das Vorhandene genießen, und kömmt durch ein Wunder die Ergänzung zum Vorscheine, so wird sich schon zeigen, was zu thun sei. Du siehst, wir haben uns viele Mühe gegeben, die Lücken auszufüllen, und alles in einen natürlichen Zusammenhang zu bringen.

So war es auch. Über den Verkleidungen befanden sich an den Pfeilern Spiegel eingesezt, deren Rahmen die Verzierungen der Verkleidung fortsezten, und zu den Verzierungen der Fensterstäbe und Fensterkreuze hinüber leiteten. Unter den Fenstern waren Simse und Vertäflungen so angebracht, daß sie eine ruhigere Fläche zwischen den Schnizwerken abgaben. Ich sprach gegen meinen Vater meine Bewunderung aus, daß man der Sache eine solche Gestalt zu geben gewußt habe.

„Es ist uns aber auch ein sehr tüchtiger Lehrmeister beigestanden," erwiederte er, „und wir waren in

der Lage, nach ſeinem Rathe noch Manches in unſerem begonnenen Werke abzuändern; denn ſonſt wäre es nicht ſo geworden, wie es geworden iſt. Seze dich zu uns, daß ich es dir erzähle."

Er ſaß mit der Mutter auf einer Bank, die aus feinen Rohrſtäben geflochten war, die Schweſter und ich nahmen ihnen gegenüber auf Seſſeln Plaz.

„Dein Gaſtfreund," fing er an, „hat uns ausgefunden, und hat, als du zwei Wochen fort wareſt, ſeine Bauzeichnungen und die Zeichnungen vieler anderer Gegenſtände hieher geſendet, daß ich ſie anſehe. Er hat mir auch den Antrag gemacht, daß ich manche, die mir beſonders gefielen, zu meinem Gebrauche nachzeichnen laſſen dürfe, nur möchte ich ihm die Blätter vorher alle ſenden, und die bezeichnen, deren Nachbildung ich wünſchte, er würde ſie mir dann gelegentlich zu dieſem Gebrauche zuſtellen. Ich lehnte dieſe Erlaubniß ab, nur Einzelnes von Verzierungen oder Stäben ließ ich flüchtig heraus zeichnen, in ſo fern ich erkannte, daß es mir bei meinen nächſten Anordnungen würde dienlich ſein. Den größten Nuzen aber ſchöpften wir — mein Arbeiter und ich — aus der Anſchauung des Ganzen überhaupt. Wir lernten hier neue Dinge kennen, wir ſahen, daß es Schöneres

gibt, als wir ſelber haben, ſo daß wir den Plan und die Ausführung zu den Arbeiten in dem Häuschen hier viel beſſer machten, als wir ſonſt beides gemacht haben würden. Die Zeichnungen von den Bauwerken Geräthen und anderen Dingen, welche mir dein Gaſtfreund geſandt hat, ſind ſo ſchön, daß es vielleicht wenige gleiche gibt. Ich habe wohl in jüngeren Jahren bei meinen Reiſen und Wanderungen ſehr ſchöne und hie und da ſchönere Bauwerke geſehen; aber Zeichnungen von Bauwerken habe ich nie ſo vollendet klar und rein geſehen. Ich hatte eine große Freude bei dem Anſchauen dieſer Dinge, und wer in dem Beſize einer ſo trefflichen Sammlung der ſchönſten zahlreichen und dabei ſo manigfaltigen Gegenſtände iſt, der kann niemals mehr bei ſeinen Anordnungen in das Unbedeutende Leere und Nichtige verfallen, ja er muß bei gehöriger Benüzung, und wenn ſein Geiſt die Dinge in ſich aufzunehmen verſteht, nur das Hohe und Reine hervorbringen. Das iſt eine ſeltne Gunſt des Schickſales, wenn ein Mann die Muße Mittel und Mitarbeiter hat, ſolche Werke anlegen zu können. Es gehörte zu meinen ſchönſten Augenblicken, in dieſen Sammlungen blättern zu dürfen, und mich in die

Anſchauung deſſen, was mich beſonders anſprach, zu vertiefen. Vielleicht gönnt es doch noch einmal eine ſpätere Gunſt, von dem Anerbiethen dieſes Mannes Gebrauch machen zu können, und hie und da etwas zu Stande zu bringen, was nicht ganz ein unwerther Zuwachs zu meinen lezten Tagen iſt. Alſo gefällt dir das, was wir zu unſeren Verkleidungen hatten hinzu machen laſſen?"

„Vater, ſehr," erwiederte ich; „aber ich habe jezt andere Dinge zu reden; ich kann mich von meinem Erſtaunen nicht erholen, daß mein Gaſtfreund ſeine Zeichnungen hieher geſendet hat, die er ſo liebt, die er gewiß nicht weniger liebt als ſeine Bücher, von denen er doch keines aus ſeinem Hauſe gibt. Ich habe eine ſo große Freude über dieſes Ereigniß, daß ich nicht Worte finde, ſie nur halb auszudrücken. Vater, mein Gefühl hat in jüngſter Zeit einen ſolchen Aufſchwung genommen, daß ich die Sache ſelber nicht begreife, ich muß mit dir darüber reden, ich habe ſehr viele Dinge mit dir zu reden. Und meinem Gaſtfreunde muß ich auf das Wärmſte und Heißeſte danken, ſobald ich ihn ſehe, er hat mir durch die Sendung der Zeichnungen an dich die höchſte Gunſt erzeigt, die er mir nur zu erzeigen im Stande war."

„Dann muß ich dich bitten, mit mir zu gehen, und noch etwas anzuſchauen," ſagte mein Vater.

Er führte mich in ſein Alterthumszimmer. Die Mutter und die Schweſter gingen mit.

An einem Pfeiler, der mit einem langen alterthümlich gefaßten Spiegel geſchmückt war, ſtand der Tiſch mit den Muſikgeräthen, den ich im Roſenhauſe in der Wiederherſtellung befindlich und zu Anfang dieſes Sommers bereits vollendet geſehen hatte.

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort ſagen.

Der Vater, der mein Gefühl verſtand, ſagte: „Der Tiſch iſt mein Eigenthum. Er iſt mir in dieſem Sommer geſendet worden, und es war die Bitte beigefügt, ich möge ihn unter meinen andern Dingen als Erinnerung an einen Mann aufſtellen, deſſen größte Freude es wäre, einem Andern, der ſeine Neigung gleichen Dingen zuwende wie er, ein Vergnügen zu machen."

„Da muß ich nun augenblicklich zu meinem Freunde reiſen," rief ich.

„Den Dank habe ich ihm wohl ſchon ausgedrückt," ſagte der Vater; „aber wenn du hingehen, und es mit dem eigenen Munde thun willſt, ſo freut es mich um deſto mehr."

Die Schweſter hüpfte oder ſprang beinahe in dem Zimmer herum, und rief: „ich habe es mir gedacht, daß er ſo handeln wird, ich habe es mir gedacht. O der Freude, o der Freude! Wirſt du bald abreiſen?“

„Morgen mit dem früheſten Tagesanbruch,“ erwiederte ich, „heute müſſen noch Pferde beſtellt werden.“

„Es iſt eine ſpäte Jahreszeit und du biſt kaum gekommen, mein Sohn,“ ſagte die Mutter; „aber ich halte dich nicht ab. Der Tiſch und noch mehr die Geſinnung des Mannes, der ihn ſendete, haben auf deinen Vater wie ein Glück gewirkt. Das müſſen vortreffliche Menſchen ſein.“

„Sie haben ihres Gleichen nicht auf Erden,“ rief ich.

Ohne zu ſäumen ſchickte ich den Knecht auf die Poſt, um mir auf den nächſten Morgen um vier Uhr zwei Pferde zu beſtellen. Dann ſprachen wir noch von dem Tiſche. Der Vater breitete ſich über ſeine Eigenſchaften aus, er erklärte uns dieſes und jenes, und ſezte mir dann in einer längeren Beweisführung auseinander, warum er gerade auf dieſem Plaze ſtehen müſſe, auf dem er ſtehe. Ohne von den Gemälden des Vaters etwas zu ſagen, auf welche ich

mich ſehr gefreut hatte, und von denen ich mit dem Vater hatte reden wollen, und ohne auf meinen diesjährigen Sommeraufenthalt näher einzugehen, ließ ich den Reſt des Tages verfließen, und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Nur gelegentliche Fragen des Vaters beantwortete ich, und hörte zu, wenn er wieder von dem ſprach, was in dieſem Sommer ein Ereigniß für ihn geweſen war. Vor dem Schlafengehen nahmen wir Abſchied, und ich begab mich auf meine Zimmer.

Um drei Uhr des Morgens war ein leichter Lederkoffer gepackt, und eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich in guten Reiſekleidern da. In dem Speiſezimmer, in welchem noch ein Frühſtück für mich bereit ſtand, erwartete mich die Mutter und die Schweſter. Der Vater, ſagten ſie, ſchlummere noch ſehr ſanft. Das Frühmahl war eingenommen, die Pferde ſtanden vor dem Hausthore, die Mutter verabſchiedete ſich von mir, die Schweſter begleitete mich zu dem Wagen, küßte mich dort auf das Innigſte und Freudigſte, ich ſtieg ein, und der Wagen fuhr in der noch überall dicht herrſchenden Finſterniß davon.

Ich war nie mit eigenen Poſtpferden gefahren, weil ich die Auslage für Verſchwendung hielt. Jezt

that ich es, mir ging die Reiſe noch immer nicht ſchnell genug, und auf jeder Poſt, wo ich neue Pferde und einen neuen Wagen erhielt, däuchte mir der Aufenthalt zu lange.

Ich hatte den Vater um den Brief nicht gefragt, der mit den Zeichnungen oder mit dem Tiſche gekommen war, auch hatte ich mich nicht um die Art erkundigt, wie dieſe Dinge eingelangt ſeien. Der Vater hatte ebenfalls nichts davon erwähnt. Ich beſchloß, meinem Vorhaben treu zu bleiben, und hierüber eine Frage nicht zu ſtellen.

Nach einer nur durch das nothwendige Eſſen von mir unterbrochenen Fahrt bei Tag und Nacht kam ich gegen den Mittag des zweiten Tages in dem Roſenhauſe an. Ich hielt vor dem Gitter, gab einem Knechte, der gar nicht erſtaunt war, weil er an mein Gehen und Kommen in dieſem Hauſe gewohnt ſein mochte, meinen Koffer, ſendete Wagen und Pferde auf die lezte Poſt, in die ſie gehörten, zurück, ging in das Haus, und fragte nach meinem Freunde.

Er ſei in ſeinem Arbeitszimmer, ſagte man mir.

Ich ließ mich melden, und wurde hinaufgewieſen.

Er kam mir lächelnd entgegen, als ich eintrat. Ich ſagte, er ſcheine zu wiſſen, weßhalb ich komme.

„Ich glaube es mir denken zu können," antwortete er.

„Dann werdet ihr euch nicht wundern," ſagte ich, „daß ich in dieſem Jahre, für welches ich ſchon Abſchied genommen habe, mittelſt einer ſehr eiligen Reiſe noch einmal in euer Haus komme. Ihr habt meinem Vater eine doppelte Freude erwieſen, ihr habt zu mir nichts geſagt, mein Vater hat mir auch nichts geſchrieben, wahrſcheinlich, um den Eindruck, wenn ich die Sache ſelber ſähe, größer zu machen: ich müßte ein ſehr unrechtlicher Menſch ſein, wenn ich nicht käme, und für den Jubel, der in mein Herz kam, nicht dankte. Ich weiß nicht, wodurch ich es denn verdient habe, daß ihr das gethan habt, was ihr thatet; ich weiß nicht, wie ihr denn mit meinem Vater zuſammenhänget, daß ihr ihm ein ſo koſtbares Geſchenk macht, und daß ihr mit den Zeichnungen ſo in Liebe an ihn dachtet. Ich danke euch tauſendmal und auf das Herzlichſte dafür. Ich habe euch für alles Freundliche, was mir in eurem Hauſe zu Theil geworden iſt, in meinem Herzen gedankt, ich habe euch auch mit Worten gedankt. Dieſes aber iſt das Liebſte, was mir von euch gekommen iſt, und ich biethe euch den heißeſten Dank dafür an, der ſich am

beſten ausſprechen würde, wenn es mir nur auch einmal gegönnt wäre, für euch etwas thun zu können."

„Das dürfte ſich vielleicht auch einmal fügen," antwortete er, „das Beſte aber, was der Menſch für einen andern thun kann, iſt doch immer das, was er für ihn iſt. Das Angenehmſte an der Sache iſt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe, und daß euer Vater an den Sendungen Freude hatte, und daß die Freude des Vaters auch euch Freude machte. Im Übrigen iſt ja alles ſehr einfach und natürlich. Ihr habt mir von den alterthümlichen Dingen erzählt, welche euer Vater beſitzt, und welche ihm Vergnügen machen, ihr habt von ſeinen Bildern geſprochen, ihr habt ihm Schnizwerke gebracht, für welche er eigens einen kleinen Erker ſeines Hauſes umbauen ließ, ihr habt euch große Mühe gegeben, die Ergänzungen zu den Schnizereien zu finden, habt ſogar meinen Rath hiebei eingeholt, und es war euch unangenehm, befürchten zu müſſen, daß ihr das Geſuchte troz alles Strebens nicht finden würdet. Da dachte ich, daß ich vielleicht mit einem meiner Gegenſtände eurem Vater ein Vergnügen machen könnte, beſprach mich mit Euſtach, und ſandte den Tiſch. Das Überſenden der Zeichnungen war auch ganz folgerichtig. Ihr habt im vorigen

Jahre mit vieler Mühe hier und im Sternenhofe Abbildungen von Geräthen gemacht, um eurem Vater nur im Allgemeinen eine Vorstellung von dem zu geben, was hier ist. Wie nahe lag es also, ihm Zeichnungen zu schicken, in denen noch weit Mehr weit Umfassenderes und weit Edleres enthalten ist, obgleich sie nur die Sammlung eines einzelnen Menschen sind, und weit hinter dem zurückstehen, was an Prachtwerken hie und da besteht. Wir haben vielerlei an alten Geräthen hier, wir können etwas entbehren, haben schon Manches weggegeben, und geben gerne etwas einem Manne, der damit Freude hat und der es zu pflegen und zu achten versteht."

„Es würde mir sehr viel Schmerz machen," sagte ich, „wenn ihr nur im Entferntesten denken könntet, daß ich mit meinen Handlungen auf ein solches Ergebniß habe hinzielen können."

„Das habe ich nie geglaubt, mein junger Freund," antwortete er, „sonst hätte ich die Sachen gar nicht geschickt. Aber es ist die zwölfte Stunde nahe. Gehet mit mir in das Speisezimmer. Wir wußten zwar von eurer Ankunft nichts; aber es wird sich schon etwas vorfinden, daß ihr nicht Hunger leiden müsset, und daß auch wir nicht einen Abbruch leiden."

beſten ausſprechen würde, wenn es mir nur auch einmal gegönnt wäre, für euch etwas thun zu können."

„Das dürfte ſich vielleicht auch einmal fügen," antwortete er, „das Beſte aber, was der Menſch für einen andern thun kann, iſt doch immer das, was er für ihn iſt. Das Angenehmſte an der Sache iſt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe, und daß euer Vater an den Sendungen Freude hatte, und daß die Freude des Vaters auch euch Freude machte. Im Übrigen iſt ja alles ſehr einfach und natürlich. Ihr habt mir von den alterthümlichen Dingen erzählt, welche euer Vater beſitzt, und welche ihm Vergnügen machen, ihr habt von ſeinen Bildern geſprochen, ihr habt ihm Schnitzwerke gebracht, für welche er eigens einen kleinen Erker ſeines Hauſes umbauen ließ, ihr habt euch große Mühe gegeben, die Ergänzungen zu den Schnitzereien zu finden, habt ſogar meinen Rath hiebei eingeholt, und es war euch unangenehm, befürchten zu müſſen, daß ihr das Geſuchte troz alles Strebens nicht finden würdet. Da dachte ich, daß ich vielleicht mit einem meiner Gegenſtände eurem Vater ein Vergnügen machen könnte, beſprach mich mit Euſtach, und ſandte den Tiſch. Das Überſenden der Zeichnungen war auch ganz folgerichtig. Ihr habt im vorigen

Jahre mit vieler Mühe hier und im Sternenhofe Abbildungen von Geräthen gemacht, um eurem Vater nur im Allgemeinen eine Vorstellung von dem zu geben, was hier ist. Wie nahe lag es also, ihm Zeichnungen zu schicken, in denen noch weit Mehr weit Umfassenderes und weit Edleres enthalten ist, obgleich sie nur die Sammlung eines einzelnen Menschen sind, und weit hinter dem zurückstehen, was an Prachtwerken hie und da besteht. Wir haben vielerlei an alten Geräthen hier, wir können etwas entbehren, haben schon Manches weggegeben, und geben gerne etwas einem Manne, der damit Freude hat und der es zu pflegen und zu achten versteht."

„Es würde mir sehr viel Schmerz machen," sagte ich, „wenn ihr nur im Entferntesten denken könntet, daß ich mit meinen Handlungen auf ein solches Ergebniß habe hinzielen können."

„Das habe ich nie geglaubt, mein junger Freund," antwortete er, „sonst hätte ich die Sachen gar nicht geschickt. Aber es ist die zwölfte Stunde nahe. Gehet mit mir in das Speisezimmer. Wir wußten zwar von eurer Ankunft nichts; aber es wird sich schon etwas vorfinden, daß ihr nicht Hunger leiden müsset, und daß auch wir nicht einen Abbruch leiden."

Mit dieſen Worten gingen wir in das Speiſezimmer.

Nach dem Eſſen wurde ich von Guſtav in meine Wohnung geleitet, die immer in reinlichem Stande gehalten wurde, und die jezt von einem ſchwachen Feuer wohlthätig erwärmt war. Mir that eine Ruhe etwas noth, und die mäßige Wärme erquickte meine Glieder.

Im Laufe des Nachmittages ſagte mein Gaſtfreund zu mir: „Es iſt nie ein ſo ſchöner Spätherbſt geweſen als heuer, meine Witterungsbücher weiſen keinen ſolchen ſeit meinem Hierſein aus, und es ſind alle Anzeichen vorhanden, daß dieſer Zuſtand noch mehrere Tage dauern wird. Nirgends aber ſind ſolche klare Spätherbſttage ſchöner als in unſeren nördlichen Hochlanden. Während nicht ſelten in der Tiefe Morgennebel liegen, ja der Strom täglich in ſeinem Thale Morgens den Nebelſtreifen führt, ſchaut auf die Häupter des Hochlandes der wolkenloſe Himmel herab, und geht über ſie eine reine Sonne auf, die ſie auch den ganzen Tag hindurch nicht verläßt. Darum iſt es auch in dieſer Jahreszeit in den Hochlanden verhältnißmäßig warm, und während die rauhen Nebel in der Tiefgegend ſchon die Blätter

von den Obſtbäumen geſtreift haben, prangt oben noch mancher Birkenwald mancher Schlehenſtrauch manches Buchengehege mit ſeinem goldenen und rothen Schmucke. Nachmittags iſt dann gewöhnlich auch die Ausſicht über das ganze Tiefland deutlicher als je zu irgend einer Zeit im Sommer. Wir haben daher beſchloſſen, heuer noch eine Reiſe in das Hochland zu machen, wie ich es in früherer Zeit ſchon in manchen Jahren gethan habe. Die Entfernungen ſind dort nicht ſo groß, und ſollten ſich die Vorboten melden, daß das Wetter ſich zur Änderung anſchicke, ſo können wir jederzeit den Heimweg antreten, und ohne viel Ungemach den Asperhof wieder erreichen. Morgen wird Mathilde und Natalie eintreffen, ſie fahren mit uns, auch Euſtach begleitet uns. Wolltet ihr nicht auch den Weg mit uns machen, und einige Tage der lieblichen Spätzeit mit uns genießen? Kömmt dann Schnee oder Regen, wenn wir wieder in meinem Hauſe angelangt ſind, ſo werdet ihr wohl auf dem Poſtwagen eure Heimreiſe machen können, und das Wetter wird euch nicht viel anhaben."

„Es kann mir nie viel anhaben," entgegnete ich, „weil ich gegen ſeine Einflüſſe abgehärtet bin, auch könnte mir in dem Gefühle, welches ich gegen euch

habe, keine größere Annehmlichkeit begegnen, als einige Zeit in eurer Gesellschaft zu reisen; aber zu Hause wissen sie nichts davon, und erwarten mich wahrscheinlich schon bald."

„Ihr könntet sie ja in einem Briefe verständigen," sagte er.

„Das kann ich thun," erwiederte ich. „Wenn ich auch gleich nach meiner Ankunft nach einer viele Monate dauernden Abwesenheit wieder fortgereist bin, wenn sie mich auch schon in den nächsten Tagen erwarten, so werden sie doch einsehen, daß ein längerer Aufenthalt in der Gesellschaft eines Mannes, zu welchem ich in einer Angelegenheit wie die zwischen uns vorgefallene gereist bin, nur in der Natur der Sache gegründet ist. Sie würden es weit übler nehmen, wenn ich unter den bestehenden Verhältnissen nach Hause käme, als wenn ich noch eine Weile bei euch bleibe."

„Ich habe euch meine Frage und mein Anerbiethen gestellt," antwortete mein Gastfreund, „handelt nach eurem besten Ermessen. Was ihr thut, wird wohl das Rechte sein."

„Ich schreibe sogleich den Brief."

„Gut, und ich werde ihn sofort auf die Post senden.“

Ich ging in meine Zimmer, und schrieb einen Brief an den Vater. Es war wohl das Rechte, was ich that. Wie schwer würden es mir Vater Mutter und Schwester verziehen haben, wenn ich mich nicht mit Freude an einen Mann zu einer kurzen Reise angeschlossen hätte, der so an unserm Hause gehandelt hat.

Als ich mit dem Briefe fertig war, trug ich ihn hinab, und der Knecht, der gewöhnlich zu allen Bothengängen verwendet wurde, wartete schon auf ihn, um nebst anderen Aufträgen ihn an den Ort zu bringen, in welchem er auf die Post kommen sollte.

Am anderen Tage, schon im Verlaufe des Vormittages, kamen Mathilde und Natalie. Es schien, daß allen die Ursache, weßhalb ich, nachdem ich schon Abschied genommen hatte, wieder in das Rosenhaus gekommen war, Freude machte. Sie sahen mich freundlicher an. Selbst Natalie, die mich so gemieden hatte, war anders. Ich glaubte einige Male, wenn ich abgewendet war, ihren Blick auf mich gerichtet zu wissen, den sie aber sogleich, wenn ich hinsah, weg wendete. Gustav schloß sich mit ganzem

Herzen an mich an, und hatte darüber kein Hehl. Ich wußte ſchon, daß er mir immer ſeine Neigung in großem Maße zugewendet habe, und ich erwiederte ſie aus dem Grunde meiner Seele.

Nachmittags wurden die Vorbereitungen zur Reiſe gemacht, und am anderen Morgen noch vor Aufgang der Sonne fuhren wir ab. Mit Mathilde fuhren Natalie und ein Dienſtmädchen, mit meinem Gaſtfreunde fuhren Euſtach Guſtav und ich. Mit Roland ſollten wir irgend wo im Lande zuſammen treffen, er ſollte eine Strecke mit uns reiſen, und für dieſen Fall war es dann beſtimmt, daß Guſtav in dem Wagen der Mutter untergebracht werden mußte. Die eigenthümliche Art des Hochlandes erzeugte einen eigenthümlichen Plan des Reiſens. Wir hatten nehmlich beſchloſſen, über manchen ſteilen und länger dauernden Berg hinan zu gehen, eben ſo über manchen hinab. Dies ſollte die ganze Geſellſchaft zuweilen zuſammen bringen zuweilen trennen. Man konnte auf dieſe Art Manches gemeinſchaftlich genießen, Manches vereinzelt, ſich aber in Kürze davon Mittheilungen machen.

Ehe noch die Sonne den höchſten Punkt ihres Bogens erklommen hatte, waren wir bereits die

Dachung empor gekommen, welche das niedrere Land von dem Hochlande trennt, und fuhren nun in das eigentliche Ziel unſerer Reiſe hinein.

Mein Gaſtfreund hatte Recht. In dem milden ſanften Schimmer der Nachmittagſonne, die hier faſt wärmer ſchien als in den Ebenen und Thälern des Tieflandes, fuhren wir einem lieblichen Schauplaze entgegen. Selbſt untergeordnete Umſtände vereinigten ſich, die Reiſe angenehm zu machen. Die ſandigen Straßen des Oberlandes, welche auch ſehr gut gebaut waren, zeigten ſich ohne ſtaubig zu ſein ſehr trocken, was von den Wegen in der Tiefe nicht geſagt werden konnte, die theils durch die täglichen Morgennebel getränkt theils ihres ſchweren Bodens halber ſchon in langen Strecken feucht kühl und ſchmuzig waren. So rollten wir bequem dahin, alles war klar durchſichtig und ruhig. Nataliens gelber Reiſeſtrohhut tauchte vor uns auf oder verſchwand, ſo wie ihr Wagen einen leichten Wall hinan ging oder jenſeits desſelben hinab fuhr. Die Sonne ſtand an dem wolkenloſen Himmel, aber ſchon tief gegen Süden, gleichſam als wollte ſie für dieſes Jahr Abſchied nehmen. Die lezte Kraft ihrer Strahlen glänzte noch um manches Geſtein und um die bunten Farben des Geſtrip-

pes an dem Geſteine. Die Felder waren abgeerntet und umgepflügt, ſie lagen kahl den Hügeln und Hängen entlang, nur die grünen Tafeln der Winterſaaten leuchteten hervor. Die Hausthiere des Sommerzwanges entledigt, der ſie auf einen kleinen Weidefleck gebannt hatte, gingen auf den Wieſen, um das nachſproſſende Gras zu genießen, oder gar auf den Saatfeldern umher. Die Wäldchen, die die unzähligen Hügel krönten, glänzten noch in dieſer ſpäten Zeit des Jahres entweder goldgelb in dem unverlorenen Schmuck des Laubes oder röthlich oder es zogen ſich bunte Streifen durch das dunkle bergan klimmende Grün der Föhren empor. Und über allem dem war doch ein blauer ſanfter Hauch, der es milderte, und ihm einen lieben Reiz gab. Beſonders gegen die Thalrinnen oder Tiefen zu war die blaue Farbe zart und ſchön. Aus dieſem Dufte heraus leuchteten hie und da entfernte Kirchthürme oder ſchimmerten einzelne weiße Punkte von Häuſern. Das Tiefland war von den Morgennebeln befreit, es lag ſammt dem Hochgebirge, das es gegen Süden begrenzte, überall ſichtbar da, und ſäumte weithinſtreichend das abgeſchloſſene Hügelgelände, auf dem wir fuhren, wie eine entfernte duftige ſchweigende Fabel. Von Menſchentreiben

darin war kaum etwas zu ſehen, nicht die Begrenzungen der Felder geſchweige eine Wohnung, nur das blizende Band des Stromes war hie und da durch das Blau gezogen. Es war unſäglich, wie mir alles gefiel, es gefiel mir bei weitem mehr, als früher, da ich das erſte Mal dieſes Land mit meinem Gaſtfreunde genauer beſah. Ich tauchte meine ganze Seele in den holden Spätduft, der alles umſchleierte, ich ſenkte ſie in die tiefen Einſchnitte, an denen wir gelegentlich hin fuhren, und übergab ſie mit tiefem innerem Abſchluſſe der Ruhe und Stille, die um uns waltete.

Als wir einmal einen langen Berg empor klommen, deſſen Weg einerſeits an kleinen Felsſtücken Geſtrippe und Wieſen dahinging, andererſeits aber den Blick in eine Schlucht und jenſeits derſelben auf Berge Wieſen Felder und entfernte Waldbänder gewährte, als die Wägen voran gingen, und die ganze Geſellſchaft langſam folgte, vielfach ſtehen bleibend und ſich beſprechend, gerieth ich neben Natalien, die mich, nachdem wir eine Weile geſchwiegen hatten, fragte, ob ich noch das Spaniſche betreibe.

Ich antwortete ihr, daß ich es erſt ſeit Kurzem zu lernen begonnen habe, daß ich aber ſeit der Zeit im-

mer darin fortgefahren ſei, und daß ich zulezt mich an Calderon gewagt habe.

Sie ſagte, von ihrer Mutter ſei ihr das Spaniſche empfohlen worden. Es gefalle ihr, ſie werde nicht davon ablaſſen, ſo weit nehmlich ihre Kräfte darin ausreichen, und ſie finde in dem Inhalte der ſpaniſchen Schriften beſonders in der Einſamkeit der Romanzen in den Pfaden der Maulthiertreiber und in den Schluchten und Bergen eine Ähnlichkeit mit dem Lande, in dem wir reiſen. Darum gefalle ihr das Spaniſche, weil ihr dieſes Land hier ſo gefalle. Sie würde am liebſten, wenn es auf ſie ankäme, in dieſen Bergen wohnen.

„Mir gefällt auch dieſes Land," erwiederte ich, „es gefällt mir mehr, als ich je gedacht hätte. Da ich zum erſten Male hier war, übte es auf mich ſchier keinen Reiz aus, ja mit ſeinem raſchen Wechſel und doch mit der großen Ähnlichkeit aller Gründe ſtieß es mich eher ab, als es mich anzog. Da ich mit unſerem Gaſtfreunde ſpäter einmal einen größeren Theil bereiſte, war es ganz anders, ich fand mich zu dieſer Weitſicht und Beſchränktheit zu dieſer Enge und Großartigkeit zu dieſer Einfachheit und Manigfaltigkeit hingeneigt. Ich fühlte mich bewegt, obwohl ich an

ganz andere Geſtalten gewohnt war, und ſie liebte, nehmlich an die des Hochgebirges. Heute aber gefällt mir alles, was uns umgibt, es gefällt mir ſo, daß ich es kaum zu ſagen im Stande bin."

„Seht, das geht immer ſo," erwiederte ſie. „Als ich mit meinem Vater zum erſten Male hier war, freilich befand ich mich noch in den Kinderjahren, war mir das unaufhörliche Auf- und Abfahren ſo unangenehm, daß ich mich auf das Äußerſte wieder in unſere Stadt und in deren Ebenen zurück ſehnte. Nach langer Zeit fuhr ich mit der Mutter durch dieſe Gegenden und ſpäter wiederholt in derſelben Geſellſchaft wie heute, außer euch, und jedes Mal wurde mir das Land und ſeine Geſtaltungen ja ſelbſt ſeine Bewohner lieber. Auch das iſt eigenthümlich und angenehm, daß man Wagenreiſen und Fußreiſen verbinden kann. Wenn man, wie wir jezt thun, die Wägen verläßt, und einen langen Berg hinan geht, oder ihn hinab geht, wird einem das Land bekannter, als wenn man immer in dem Wagen bleibt. Es tritt näher an uns. Die Geſträuche an dem Wege, die Steinmauern, die ſie hier ſo gerne um die Felder legen, ein Birkenwäldchen mit den kleinſten Dingen, die unter ſeinen Stämmen wachſen, die Wieſen, die ſich in eine

Schlucht hinab ziehen, und die Baumwipfel, welche aus der Schlucht herauf ſehen, hat man unmittelbar vor Augen. In Ebenen eilt man ſchnell vorbei. Hier iſt gerade ſo eine Schlucht, wie ich ſprach."

Wir blieben ein Weilchen ſtehen, und ſahen in die Schlucht hinab. Beide ſprachen wir gar nichts. Endlich fragte ich ſie, woher ſie denn wiſſe, daß ich die ſpaniſche Sprache lerne.

„Unſer Gaſtfreund hat es uns geſagt," erwiederte ſie, „er hat uns auch geſagt, daß ihr Calderon leſet."

Nach dieſen Worten gingen wir weiter. Die andere Geſellſchaft, welche vor uns geweſen war, blieb im Geſpräche ſtehen, und wir erreichten ſie. Die Geſpräche wurden allgemeiner, und betrafen meiſtens die Gegenſtände, welche man eben entweder in nächſter Nähe oder in großer Entfernung ſah.

Weil nach Untergang der Sonne gleich große Kühle eintrat, und unſere Reiſe nicht den Zweck hatte, große Strecken zurück zu legen, ſondern das zu genießen, was die Zeit und der Weg bothen, ſo wurde, als die Sonne hinter den Waldſäumen hinab ſank, Halt gemacht, und die Nachtherberge bezogen. Die Eintheilung war ſchon ſo gemacht worden, daß wir zu dieſer Zeit in einem größeren Orte eintrafen.

Wir gingen noch ins Freie. Wie ſchnell war in Kurzem der Schauplaz geändert. Die belebende und färbende Sonne war verſchwunden, alles ſtand einfärbiger da, die Kühle der Luft ließ ſich empfinden, in der Tiefe der Wieſengründe zogen ſich ſehr bald Nebelfäden hin, das ferne Hochgebirge ſtand ſcharf in der klaren Luft, während das Tiefland verſchwamm und Schleier wurde. Der Weſthimmel war über den dunkeln Wäldern hellgelb, manche Rauchſäule ſtieg aus einer Wohnung gegen ihn auf, und bald auch glänzte hie und da ein Stern, die feine Mondesſichel wurde über den Zacken des weſtlichen Waldes ſichtbar, um in ſie zu ſinken.

Wir gingen nun in ein Zimmer, das für uns geheizt worden war, verzehrten dort unſer Abendeſſen, blieben noch eine Zeit in Geſprächen ſizen, und begaben uns dann in unſere Schlafgemächer.

Am andern Tage war ein klarer Reif über Wieſen und Felder. Die Nebelfäden unſerer Umgebung waren verſchwunden, alles lag ſcharf und funkelnd da, nur das Tiefland war ein einziger wogender Nebel, jenſeits deſſen das Hochgebirge deutlich mit ſeinen friſchen und ſonnigen Schneefeldern daſtand.

Kurz nach Aufgang der Sonne fuhren wir fort,

und bald waren ihre milden Strahlen zu spüren. Wir empfanden sie, der Reif schmolz weg, und in Kurzem zeigte sich uns die Gegend wieder wie gestern.

Wir besuchten eine Kirche, in welcher mein Gastfreund Ausbesserungen an alten Schnitzereien machen ließ. Es war aber gerade jetzt nicht viel zu sehen. Ein Theil der Gegenstände war in das Rosenhaus abgegangen, ein anderer war abgebrochen, und lag zum Einpacken bereit. Die Kirche war klein und sehr alt. Sie war in den ersten Anfängen der gothischen Kunst gebaut. Ihre Abbildung befand sich unter den Bauzeichnungen Eustachs. Als wir alles besehen hatten, fuhren wir wieder weiter.

Nachmittags gesellte sich Roland zu uns. Er hatte uns in einem Gasthause erwartet, in welchem unsere Pferde Futter bekamen.

Ich konnte, da wir uns eine Weile in dem Hause aufhielten, und später bei einer andern Gelegenheit, da wir eine Strecke zu Fuß gingen, wieder bemerken, daß seine Blicke zuweilen auf Natalien hafteten.

Er hatte Zeichnungen in einem Buche, das er bei sich trug, und er hatte Bemerkungen und Vorschläge in sein Gedenkbuch geschrieben. Er theilte von beiden Einiges mit, soweit es die Reise gestattete, und ver-

ſprach Abends, wenn wir in der Herberge angelangt ſein würden, noch Mehreres vorzulegen.

Am nächſten Tage Nachmittags kamen wir nach Kerberg, und beſahen die Kirche und den ſchönen geſchnizten Hochaltar. Mir gefiel er jezt viel beſſer, als da ich ihn in Geſellſchaft meines Gaſtfreundes und Euſtachs zum erſten Male geſehen hatte. Ich begrif nicht, wie ich damals mit ſo wenig Antheil vor dieſem außerordentlichen Werke hatte ſtehen können; denn außerordentlich erſchien es mir troz ſeiner Fehler, die, wie ich wohl ſah, in jedem Werke altdeutſcher Kunſt zu finden ſein würden, die ich aber in dem Bildnerwerke, das auf der Treppe meines Freundes ſtand, nicht fand. Wir blieben lange in der Kirche, und ich wäre gerne noch länger geblieben. Vor der Ruhe dem Ernſte der Würde und der Kindlichkeit dieſes Werkes kam eine Ehrfurcht ja faſt ein Schauer in mein Herz, und die Einfachheit der Anlage bei dem großen Reichthume des Einzelnen beruhigte das Auge und das Gemüth. Wir ſprachen über das Werk, und aus dem Geſpräche erkannte ich jezt recht deutlich, daß früher auch vor dieſem Werke die zwei Männer auf meine Unkenntniß Rückſicht genommen hatten, und ich dankte es ihnen in meinem

Herzen. Ich nahm mir vor, einmal von dieſer Schnizarbeit ein genaues Abbild zu machen, und es meinem Vater zu bringen.

Ich äußerte mich, wie ſchön wie groß einmal die Kunſt gewirkt habe, und wie dies jezt anders geworden ſcheine.

„Es ſind in der Kunſt viele Anfänge gemacht worden," ſagte mein Gaſtfreund. „Wenn man die Werke betrachtet, die uns aus ſehr alten Zeiten überliefert worden ſind, aus den Zeiten der egiptiſchen Reiche des aſſiriſchen mediſchen perſiſchen der Reiche Indiens Kleinaſiens Griechenlands Roms — vieles wird noch erſt in unſern Zeiten aus der Erde zu Tage gefördert, vieles harrt noch der zukünftigen Enthüllung, wer weiß, ob nicht ſogar auch Amerika Schäzenswerthes verbirgt — wenn man dieſe Werke betrachtet, und wenn man die beſten Schriften lieſt, die über die Entwicklung der Kunſt geſchrieben worden ſind: ſo ſieht man, daß die Menſchen in der Erſchaffung einer Schöpfung, die der des göttlichen Schöpfers ähnlich ſein ſoll, — und das iſt ja die Kunſt, ſie nimmt Theile, größere oder kleinere der Schöpfung und ahmt ſie nach — immer in Anfängen geblieben ſind, ſie ſind gewiſſermaßen Kinder, die nachäffen.

Wer hat noch erſt nur einen Grashalm ſo treu gemacht, wie ſie auf der Wieſe zu Millionen wachſen, wer hat einen Stein eine Wolke ein Waſſer ein Gebirge die gelenkige Schönheit der Thiere die Pracht der menſchlichen Glieder nachgebildet, daß ſie nicht hinter den Urbildern wie ſchattenhafte Weſen ſtehen, und wer hat erſt die Unendlichkeit des Geiſtes darzuſtellen gewußt, die ſchon in der Endlichkeit einzelner Dinge liegt, in einem Sturme, im Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde mit ihren Winden Wolkenzügen, in dem Erdballe ſelber, und dann in der Unendlichkeit des Alls? Oder wer hat nur dieſen Geiſt zu faſſen gewußt? Einige Völker ſind ſinniger und inniger geworden, andere haben ins Größere und Weitere gearbeitet, wieder andere haben den Umriß mit keuſcher und reiner Seele aufgenommen, und andere ſind ſchlicht und einfältig geweſen. Nicht ein Einzelnes von dieſen iſt die Kunſt, alles zuſammen iſt die Kunſt, was da geweſen iſt, und was noch kommen wird. Wir gleichen den Kindern auch darin, daß, wenn ſie ein Haus eine Kirche einen Berg aus Erde nur entfernt ähnlich ausgeführt haben, ſie eine größere Freude darüber empfinden, als wenn ſie das um Unvergleichliches ſchönere Haus die ſchönere Kirche oder den

ſchöneren Berg ſelbſt anſehen. Wir haben ein innigeres und ſüßeres Gefühl in unſerem Weſen, wenn wir eine durch Kunſt gebildete Landſchaft Blumen oder einen Menſchen ſehen, als wenn dieſe Gegenſtände in Wirklichkeit vor uns ſind. Was die Kinder bewundern, iſt der Geiſt eines Kindes, der doch ſo viel in der Nachahmung hervorgebracht hat, und was wir in der Kunſt bewundern, iſt, daß der Geiſt eines Menſchen, uns gleichſam ſinnlich greifbar ein Gegenſtand unſerer Liebe und Verehrung, wenn auch fehlerhaft doch dem etwas nachgeſchaffen hat, den wir in unſerer Vernunft zu faſſen ſtreben, den wir nicht in den beſchränkten Kreis unſerer Liebe ziehen können, und vor dem die Schauer der Anbethung und Demüthigung in Anbetracht ſeiner Majeſtät immer größer werden, je näher wir ihn erkennen. Darum iſt die Kunſt ein Zweig der Religion, und darum hat ſie ihre ſchönſten Tage bei allen Völkern im Dienſte der Religion zugebracht. Wie weit ſie es in dem Nachſchaffen bringen kann, vermag niemand zu wiſſen. Wenn ſchöne Anfänge da geweſen ſind, wie zum Beiſpiele im Griechenthume, wenn ſie wieder zurück geſunken ſind, ſo kann man nicht ſagen, die Kunſt ſei zu Grunde gegangen; andere Anfänge werden wieder

kommen, ſie werden ganz anderes bilden, wenn ihnen gleich allen das Nehmliche zu Grunde liegt und liegen wird, das Göttliche; und niemand kann ſagen, was in zehntauſend in hunderttauſend Jahren in Millionen von Jahren oder in hunderten von Billionen von Jahren ſein wird, da niemand den Plan des Schöpfers mit dem menſchlichen Geſchlechte auf der Erde kennt. Darum iſt auch in der Kunſt nichts ganz unſchön, ſo lange es noch ein Kunſtwerk iſt, das heißt, ſo lange es das Göttliche nicht verneint, ſondern es auszudrücken ſtrebt, und darum iſt auch nichts in ihr ohne Möglichkeit der Übertreffung ſchön, weil es dann ſchon das Göttliche ſelber wäre nicht ein Verſuch des menſchlichen Ausdruckes desſelben. Aus dem nehmlichen Grunde ſind nicht alle Werke aus den ſchönſten Zeiten gleich ſchön und nicht alle aus den verkommenſten oder roheſten gleich häßlich. Was wäre denn die Kunſt, wenn die Erhebung zu dem Göttlichen ſo leicht wäre, wie groß oder klein auch die Stufe der Erhebung ſei, daß ſie vielen ohne innere Größe und ohne Sammlung dieſer Größe bis zum ſichtlichen Zeichen gelänge? Das Göttliche müßte nicht ſo groß ſein, und die Kunſt würde uns nicht ſo entzücken. Darum iſt auch die Kunſt ſo groß, weil

es noch unzählige Erhebungen zum Göttlichen gibt, ohne daß sie den Kunstausdruck finden, Ergebung Pflichttreue das Gebet Reinheit des Wandels, woran wir uns auch erfreuen, ja woran die Freude den höchsten Gipfel erreichen kann, ohne daß sie doch Kunstgefühl wird. Sie kann etwas Höheres sein, sie wird als Höchstes dem Unendlichen gegenüber sogar Anbethung, und ist daher ernster und strenger als das Kunstgefühl, hat aber nicht das Holde des Reizes desselben. Daher ist die Kunst nur möglich in einer gewissen Beschränkung, in der die Annäherung zu dem Göttlichen von dem Banne der Sinne umringt ist, und gerade ihren Ausdruck in den Sinnen findet. Darum hat nur der Mensch allein die Kunst, und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Äußerungen derselben auch wechseln mögen. Es wäre des höchsten Wunsches würdig, wenn nach Abschluß des Menschlichen ein Geist die gesammte Kunst des menschlichen Geschlechtes von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen zusammenfassen und überschauen dürfte."

Mathilde antwortete hierauf mit Lächeln: „Das wäre ja im Großen, was du jezt im Kleinen thust,

und es dürfte hiezu eine ewige Zeit und ein unendlicher Raum nöthig sein."

„Wer weiß, wie es mit diesen Dingen ist," erwiederte mein Gastfreund, „und es wird hier wie überall gut sein: Ergebung Vertrauen Warten."

Eustach öffnete die Mappe, in welcher er die Zeichnung des Altares und die Zeichnungen von Theilen der Kirche von der Kirche selber und von Gegenständen hatte, die sich in der Kirche befanden.

Wir verglichen die Zeichnung mit dem Altare, es wurde Manches bemerkt, Manches gelobt, Manches zur Verbesserung der Zeichnung vorgeschlagen.

Wir betrachteten auch die Kirche, wir betrachteten Theile derselben, wir besahen Grabmäler, und unter ihnen auch den großen rothen Stein, auf welchem der Mann mit der hohen schönen Stirne abgebildet ist, der die Kirche und den Altar gegründet hatte.

Wir blieben an diesem Tage in Kerberg. Wir stiegen auf den Berg, auf welchem das alte Schloß lag, und sahen das Schloß und den in dem tiefsten herbstlichen Zustande stehenden Garten an. Wir gingen auf den Stellen, auf welchen die alten mächtigen und reichen Leute gegangen waren, die einst hier ge-

wohnt hatten, und auch der Mann, als deſſen That die Kirche in dem Thale ſteht.

„Was alle dieſe Menſchen gethan haben," ſagte mein Gaſtfreund, „wäre zum Theile in den Papieren und Pergamenten enthalten, die in den Schlöſſern und Häuſern dieſes Landes und mitunter auch in entfernten Städten liegen. Einige wiſſen einen Theil dieſer Thaten, die meiſten ſind damit völlig unbekannt, und diejenigen, welche auf den Spuren herum gehen, die ihre Vorfahren getreten haben, wiſſen oft nicht wer dieſe geweſen ſind. Es wäre nicht unziemlich, wenn durch Öffnung der Briefgewölbe in allen Ländern auch Einzelgeſchichten von Familien und Gegenden verfaßt würden, die unſer Herz oft näher berühren und uns greiflicher ſind als die großen Geſchichten der großen Reiche. Man betritt wohl dieſen Weg, aber vielleicht nicht ausreichend und nicht in der rechten Art.

Von Kerberg aus wendeten wir uns am folgenden Tage den höher gelegenen Theilen des Landes zu, das dichter und ausgebreiteter bewaldet war als die bisher befahrenen Gegenden, und von dem uns durch das Dämmer des Vormittages die breiten und

weithinziehenden Bergesrücken mit Nadeldunkel und Buchenroth entgegen sahen.

Mein Gastfreund hatte Recht gehabt. Ein Tag wurde immer schöner als der andere. Nicht der geringste Nebel war auf der Erde, auf welcher wir reiseten, nicht das geringste Wölkchen am Himmel, der sich über uns spannte. Die Sonne begleitete uns freundlich an jedem Tage, und wenn sie schied, schien sie zu versprechen, morgen wieder so freundlich zu erscheinen.

Roland blieb drei Tage bei uns, dann verließ er uns, nachdem er vorher noch Zeichnungen und andere Papiere in den Wagen meines Gastfreundes gepackt hatte. Er wollte noch bis zum Eintritte des schlechten Wetters in dem Lande bleiben, und dann in das Rosenhaus zurückkehren.

Alles war recht lieb und freundlich auf dieser Reise, die Gespräche waren traulich und angenehm, und jedes Ding, eine kleine alte Kirche, in der einst Gläubige gebethet, eine Mauertrümmer auf einem Berge, wo einst mächtige und gebiethende Menschen gehaust hatten, ein Baum auf einer Anhöhe, der allein stand, ein Häuschen an dem Wege, auf das

die Sonne ſchien, alles gewann einen eigenthümlichen ſanften Reiz und eine Bedeutung.

Am achten Tage wandten wir unſere Wägen wieder gegen Süden, und am neunten Abends trafen wir in dem Asperhofe ein.

Ehe ich mich zu meiner Heimreiſe rüſtete, ſah ich noch einmal Manches der herrlichen Bilder meines Gaſtfreundes, drückte manches Außerordentliche der Bücher in meine Seele, ſah die geliebten Angeſichter der Menſchen, die mich umgaben, und ſah manchen Blick der Landſchaft, die ſich zu tiefem Erſterben rüſtete.

Mein Herz war gehoben und geſchwellt, und es war, als breitete ſich in meinem Geiſte die Frage aus, ob nun ein ſolches Vorgehen, ob die Kunſt die Dichtung die Wiſſenſchaft das Leben umſchreibe und vollende, oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umſchließe, und es mit weit größerem Glück erfülle.

3.

Der Einblick.

Ich fuhr bei ſehr ſchlechtem Wetter, welches mit Wind Regen und Schnee nach den hellen und ſonnigen Tagen, die wir in den Hochlanden zugebracht hatten, gefolgt war, von dem Roſenhauſe ab. Die Pferde meines Gaſtfreundes brachten mich auf die erſte Poſt, wo ſchon ein Plaz für mich in dem in der Richtung nach meiner Heimath gehenden Poſtwagen beſtellt war. Mathilde und Natalie waren zwei Tage vor mir abgereiſt, da ſich ſchon die Zeichen an dem Himmel zeigten, daß die milden Tage für dieſes Jahr zu Ende gehen würden. Roland war von ſeiner Wanderung in dem Asperhofe eingetroffen. Alles hatte auf ſtürmiſche Änderung in dem Luftraume hingedeutet. Ich weiß nicht, warum ich ſo lange geblieben war. Es erſchien mir auch einerlei, ob das Wetter

übel sei oder nicht. Ich war von meinen Wanderungen her an jedes Wetter gewohnt, um so mehr konnte mir dasselbe gleichgültig sein, wenn ich in einem vollkommen geschüzten Wagen saß, und auf einer wohlgebauten Hauptstraße dahin rollte.

Am dritten Tage Mittags nach meiner Abreise von dem Rosenhause traf ich bei den Meinigen ein. Die zweite Ankunft in diesem Jahre.

Sie hatten aus meinem Briefe die Verspätung meiner Ankunft entnommen, den Grund vollständig gebilligt, und wären, wie ich ganz richtig vorausgesehen hatte, unwillig auf mich geworden, wenn ich anders gehandelt hätte. Ich erzählte nun alles, was sich nach meiner schnellen Abreise von Hause begeben hatte. Da bei meiner ersten Ankunft gleich die eine Ursache zur Wiederabreise vorgekommen war, so konnte ich auch jezt erst nach und nach erzählen, was sich im vergangenen Sommer mit mir zugetragen habe. Der Vater kam sehr häufig auf die Zeichnungen zurück, die ihm mein Gastfreund gesendet hatte, und aus seinen Reden war zu entnehmen, wie sehr er die Geschicklichkeit des Mannes anerkannte, der die Zeichnungen gemacht hatte, und wie hoch in seiner Achtung der stehe, auf dessen Veranlassung sie entstanden

waren. Er führte mich neuerdings zu dem Muſikgeräthtiſche, zeigte mir noch einmal, warum er ihn gerade an dieſen Plaz geſtellt habe, und fragte mich wieder, ob ich mit der Wahl des Ortes einverſtanden ſei. Mich wunderte Anfangs die Frage, da er ſonſt nicht gewohnt war, mich in ſolchen Dingen zu Rathe zu ziehen. Nach meiner Anſicht war der Tiſch in dem Alterthumszimmer an dem Fenſterpfeiler in paſſender Umgebung ſehr gut geſtellt, und zeigte ſeine Eigenſchaften in dem beſten Lichte. Ich wiederholte daher meine vollkommene Billigung des Plazes, die ich ſchon vor meiner Abreiſe ausgeſprochen hatte. Später aber ſah ich wohl recht deutlich, daß es nur die Freude an dieſem Stücke war, was den Vater zur Wiederholung der Frage über die Zweckmäßigkeit des Plazes und zum wiederholten Zurückkommen zu dem Tiſche veranlaßt hatte. Das freudige Weſen, welches ich bei meiner erſten Ankunft in ſeiner ganzen Geſtalt ausgedrückt geſehen zu haben glaubte, erſchien mir jezt auch noch über ihn verbreitet. Selbſt die Mutter und die Schweſter ſchienen mir vergnügter zu ſein als in andern Zeiten — ja mir war es, als liebten mich alle mehr als ſonſt, ſo gut ſo freundlich ſo hingebend waren ſie. Wie ſehr dieſes Gefühl, von den

Seinen geliebt zu ſein, das Herz beſeligt, iſt mit Worten nicht auszuſprechen.

Ich erzählte meinem Vater von dem Marmorbilde, welches auf der Treppe im Hauſe meines Gaſtfreundes ſteht, und ſuchte ihm eine Beſchreibung von dieſem Kunſtwerke zu machen. Er ſah mich ſehr aufmerkſam an, ja mir war es einige Male, als ſähe er mich gewiſſermaßen betroffen an. Er fragte um manches, und veranlaßte mich neuerdings von dem Bilderwerke zu ſprechen. Es ſchien ihn ſehr angelegentlich zu berühren. Ich erzählte ihm dann auch von der Brunnengeſtalt in dem Sternenhofe, verglich ſie mit der Treppengeſtalt im Roſenhauſe, ſuchte den Unterſchied hervorzuheben, und ſuchte für die Treppengeſtalt weit den Vorzug zu gewinnen, obgleich ſie der älteren Zeit angehöre, und die andere etwa erſt im vergangenen Jahrhunderte verfertigt worden ſei, und obgleich dieſe faſt blendend reinen Marmor habe, die andere aber einen, dem man das hohe Alter ſchon anſehe. Er fragte auch hier noch um Vergleichungspunkte, und ich ſah, daß er die Sache ergrif, und Einſicht von ihr hatte. Ich erzählte ihm dann auch von den Gemälden meines Gaſtfreundes, ich nannte ihm die Meiſter, von denen Werke vorhanden wären,

und bemühte mich, Beſchreibungen von den Bildern zu geben, welche mich am meiſten in Anſpruch genommen hätten. Er that auch in dieſer Hinſicht zahlreiche Fragen, und machte, daß ich mich über den Gegenſtand weiter ausbreitete, als ich wohl urſprünglich im Sinne hatte.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, da wir wieder von dieſen Dingen geſprochen hatten, nahm er mich bei der Hand, und führte mich in ſein Bilderzimmer. Ich war abſichtlich ſeit meiner Ankunft nicht in demſelben geweſen, und hatte mir deſſen Beſuch auf eine ruhigere Zeit aufgehoben. Ich hatte die zwei Tage in Geſprächen mit meinen Eltern hingebracht, zum Theile hatte ich ſie auch benüzt, die Dinge, welche ich ihnen und der Schweſter gebracht hatte, zu übergeben. Darunter waren auch die kleineren Marmorgegenſtände, welche im Rothmoore fertig geworden waren. Der Reſt der Zeit war mit Auspacken Einräumen und mit einigen Ankunftsbeſuchen ausgefüllt worden. Da wir in das Zimmer getreten waren, und die Mitte desſelben erreicht hatten, ließ er meine Hand fahren, ſagte aber nichts. Ich war im größten Erſtaunen. Die Bilder, welche vorhanden waren, und deren Zahl geringe war, weit geringer

als bei meinem Gaſtfreunde ja ſelbſt im Sternenhofe, erſchienen mir als außerordentlich ſchön, als ganz vollendete zuſammenſtimmende Meiſterwerke, wie ſie, wenn ich dem erſten Eindrucke trauen durfte, bei meinem Gaſtfreunde in dieſer gleich hohen und zuſammen gehörigen Schönheit nicht vorhanden waren. Es befand ſich, wie ich bald entdeckte, kein Bild der neueren oder neueſten Zeit darunter, ſämmtlich gehörten ſie der älteren Zeit an, wenigſtens, wie ich wahrzunehmen glaubte, dem ſechzehnten Jahrhunderte. Ein ganz tiefes eigenthümliches Gefühl kam in meine Seele. Das iſt die große und nicht zu beſchreibende Liebe des Vaters. Dieſe koſtbaren Dinge beſaß er, an dieſen Dingen hing ſein Herz, ſein Sohn war vorüber gegangen, ohne ſie zu beachten, und der Vater entzog dem Sohne doch kein Theilchen der Zuneigung, er opferte ſich ihm, er opferte ihm faſt ſein Leben, er ſorgte für ihn, und ſuchte ihm nicht einmal zu beweiſen, wie ſchön die Sachen wären. Ich erfuhr, wie ſehr ich auch hier geſchont worden war.

„Das ſind ja herrliche Bilder,“ rief ich in Rührung aus.

„Ich glaube, daß ſie nicht unbedeutend ſind,“ er-

wiederte er mit einer durch Bewegung ergriffenen Stimme.

Dann gingen wir näher, um sie zu betrachten. Es waren in der That lauter alte Gemälde, keines von besonders großen Abmessungen keines von kunstwidriger Kleinheit. Ich that die Bemerkung, daß er keine neuen Bilder habe.

„Es hat sich so gefügt," sagte er, „ich habe schon einige der hier befindlichen Stücke von deinem Großvater, der auch ein Freund von solchen Dingen war, geerbt, und anderes habe ich gelegentlich erworben. Die mittelalterliche Kunst steht wohl höher als die neue. In ihr ist ein größerer Reichthum schöner Werke vorhanden als in der neuen, es ist daher leichter möglich, ein fehlerfreies altes Bild zu erwerben als ein neues. Wer Bilder unserer Zeiten liebt, gibt solche, die an Schönheit keinen Tadel verdienen, nicht zum Kaufe, sie sind daher nicht leicht zu erhalten. Bilder, die von Anfängern oder von solchen herrühren, die schwach in der Kunst sind, stehen leicht und an vielen Orten theils von den Künstlern theils von Händlern, wie es auch in früheren Zeiten gewesen sein wird, zum Kaufen. Zu diesen konnte ich nie eine Neigung fassen, daher ist es gekommen, daß ich lauter

alte Bilder beſize. Es war ein kräftiges und gewaltiges Geſchlecht, das damals wirkte. Dann kam eine ſchwächliche und entartetere Zeit. Sie meinte es beſſer zu machen, wenn ſie die Geſtalten reicher und verblaſener bildete, wenn ſie heftiger in der Farbe und weniger tief im Schatten würde. Sie lernte das Alte nach und nach mißachten, daher ließ ſie dasſelbe verfallen, ja die mit der Unkenntniß eintretende Rohheit zerſtörte Manches, beſonders wenn wilde und verworrene Zeitläuſe eintraten. Man wendete dann wieder um, und achtete allgemeiner wieder das Alte — von allen Seiten mißachtet war es niemals. — Man ſuchte ſogar nachzuahmen, nicht blos in der Malerkunſt ſondern auch und zwar noch mehr in der Baukunſt; man konnte aber das Vorbild weder in der Grundeinheit noch in der Ausführung erreichen, ſo gut und treu die neuen Einzelnheiten auch geweſen ſein mochten. Es iſt langſam beſſer geworden, was ſich eben in dem Zeichen kund that, daß man alte Bauwerke wieder ſchäzte — ich ſelber weiß noch eine Zeit, in welcher Reiſende und Schriftſteller, die man für gelehrt und ſpruchberechtigt achtete, die gothiſche Bauweiſe für barbariſch und veraltet erklärten — daß man alte Bilder hervor zog ja alte

Geräthe ſammelte, und in dem Schnitte der Kleider alte Gebilde und Wendungen theilweiſe einführte. Möge man auf dieſem Wege zum Beſſeren fortfahren, und nicht blos das Alte wieder zu einer Mode machen, die den Geiſt nicht kennt, ſondern nur die Veränderung liebt. Du kannſt es noch erleben, wenn wieder eine Höhe eintritt; denn ein Schwellen von Tiefe in Höhe und ein Sinken aus der Höhe in die Tiefe war immer vorhanden. Wenn die Erkenntniß des Alterthums, nicht blos des unſern ſondern des noch ſchönern des Griechenthums, wie es ſich jezt auszuſprechen ſcheint, immer fortſchreitet und nicht ermattet, ſo werden wir auch dahin kommen, daß wir eigene Werke werden erſinnen können, in denen die ernſte Schönheitsmuſe ſteht, nicht Leidenſchaft oder Abſicht oder ein äußerlicher Reiz oder lediglich planloſe Heftigkeit, Werke, die nicht nachgeahmt ſind, oder in denen nur ein älterer Stil ausgedrückt iſt. Wenn wir dahin gekommen ſind, dann dürften wir wohl auch geſellſchaftlich auf einer Stufe ſtehen, daß nicht blos Theile unſeres Volkes nach Außen mächtig ſind ſondern das ganze Volk, und daß es dann mit ſeinem Leben gelaſſen kräftig auf das Leben anderer Völker wirkt. Ich denke immer, die ſind glücklich, die

die Lerchen dieſes Frühlings ſingen hören; aber dieſe werden den Zuſtand nicht ſo empfinden wie der, der andere geſehen hat, ſo wie der Unſchuldige ſeine Unſchuld nicht empfindet, der rechtliche Mann ſeine Rechtſchaffenheit nicht hoch anſchlägt, und verdorbene Zeiten ihre Verdorbenheit nicht kennen."

Ich dachte, da mein Vater ſo ſprach, an meinen Gaſtfreund, der ähnlich fühlt, und ſich ähnlich ausſpricht. Aber es iſt ja kein Wunder, daß Männer, die ein ähnliches Streben haben, alſo auch ähnlichen Geiſt beſitzen, auf ähnliche Gedanken kommen, beſonders, wenn ſie an Alter nicht zu verſchieden ſind.

Wir betrachteten nun das Einzelne.

Mein Vater hatte Bilder von Tizian Guido Reni Paul Veroneſe Annibale Caracci Dominichino Salvator Roſa Nikolaus Pouſſin Claude Lorrain Albrecht Dürer den beiden Holbein Lucas Cranach Van Dyk Rembrand Oſtade Potter van der Neer Wouvermann und Jakob Ruisdael. Wir gingen von dem einen zu dem andern, betrachteten ein jedes, thaten manches Bild auf die Staffelei, und redeten über ein jedes. Mein Herz war voll Freude. Es erſchien mir jezt immer deutlicher, was ich beim erſten Anblicke nur vermuthet hatte, daß die Bilder in dem Gemälde-

zimmer meines Vaters lauter vorzügliche seien, und daß sie noch dazu an Werth so sehr zusammen stimmten, daß das Ganze eben den Eindruck eines Außerordentlichen machte. Ich hatte schon so viel Urtheil gewonnen, daß ich dachte, nicht gar zu weit mehr in die Irre gerathen zu können. Ich äußerte mich in dieser Beziehung gegen meinen Vater, und er versicherte in der That, daß er glaube, daß er nicht nur gute Meister besize, sondern auch von diesen Meistern nach seiner Erfahrung, die er sich in vielen Jahren in vielen Gemäldesammlungen und im Lesen vieler Werke über Kunst erworben habe, bessere von ihren Arbeiten. Ich gab mich den Bildern immer inniger hin, und konnte mich von manchem kaum trennen. Das Köpfchen von einem jungen Mädchen, das ich mir einmal zu einem Zeichnungsmuster genommen hatte, stammte von Hans Holbein dem jüngern her. Es war so zart so lieb, daß es jezt auch wieder einen Zauber auf mich ausübte, wie es wohl auch damals ausgeübt haben mußte; denn sonst hätte ich es ja nicht zum Vorbilde genommen. Kaum waren hier Mittel zu entdecken, mit denen der Künstler gewirkt hatte. Eine so einfache so natürliche Färbung mit wenig Glanz und Vortreten der Farben, so gering

ſcheinende harmloſe Linien, und doch eine ſolche Lieblichkeit Reinheit Beſcheidenheit, daß man kaum weggehen konnte. Die blonden Haare, die ſich von der Stirn gegen hinten zogen, waren faſt mit keinem Aufwande gemacht, und doch konnte es kaum etwas ſchöneres geben als dieſe blonden Locken. Der Vater erlaubte, daß ich mir das Bild zweimal auf die Staffelei ſtellen durfte.

Als wir mit dem Anſchauen der Bilder fertig waren, zog der Vater eine flache Lade aus einem Kaſten in dem Alterthumszimmer, ſtellte die Lade auf einen Tiſch in der Nähe des Fenſters, und lud mich ein hinzu zu gehen, und ſeine geſchnittenen Steine anzuſehen.

Ich that es.

Hier war meine Verwunderung faſt noch größer als bei den Bildern. Ich fand auf den Steinen die Geſtalten wieder, wie die eine war, welche auf der Treppe des Hauſes meines Gaſtfreundes ſtand.

„Das ſind lauter antike Bildungen," ſagte mein Vater.

Es waren verſchiedene Steine von verſchiedenem Werthe und verſchiedener Größe. Edelſteine, die durch ihren Stoff einen hohen Werth nach unſern

heutigen Begriffen haben wie Saphire Rubine waren nicht dabei; doch aber mindere, die wohl als Schmuck getragen werden können, und, wie ich mich jezt deutlich erinnerte, von unserer Mutter auch bei Gelegenheiten getragen wurden. Es war ein Onix da, auf welchem eine Gruppe in der gewöhnlichen halb erhabenen Arbeit geschnitten war. Ein Mann saß in einem alterthümlichen Stuhle. Er hatte nur geringe Bekleidung. Seine Arme ruhten sehr schlicht an seiner Seite, und sein feines Angesicht war nur ein wenig gehoben. Er war noch ein sehr junger Mann. Frauen Mädchen Jünglinge standen seitwärts in leichterer Arbeit und weniger kräftig hervorgehoben, eine Göttin hielt einen Kranz oberhalb des Hauptes des sizenden Mannes. Mein Vater sagte, das sei sein bester wie größter Stein und der sizende Mann dürfte Augustus sein. Wenigstens stimme sein Halbangesicht, wie es auf dem Steine sei, mit jenen Halbangesichtern Augustus zusammen, die man auf den gut erhaltenen Münzen dieses Mannes sehe. Die Gestalt die Gliederung die Haltung dieses Mannes, die Gestalten der Mädchen Frauen und Jünglinge ihre Bekleidung ihre Stellungen in Ruhe und Einfachheit, die deutliche und naturgemäße Ausführung der kleinen

Theile in den Gliedern und Gewändern machten auf mich wieder jene ernste tiefe fremde zauberartige Wirkung, welche die Gestalt auf der Treppe in dem Hause meines Gastfreundes in mir hervorgebracht hatte, da ich im vergangenen Sommer während des Gewitters zu ihr empor gestiegen war. Auf den andern Steinen befanden sich Männer in Helmen, entweder schöne junge Angesichter oder alte mit ehrwürdigen Bärten. Solche, die in mittleren Mannesjahren standen, waren gar nicht vorhanden. Auch Frauenköpfe waren auf einigen Steinen zu sehen. Auf mehreren zeigten sich ganze Gestalten, ein Hermes mit den Flügeln an den Füßen, ein schreitender Jüngling oder einer, der mit dem Arme zum Wurfe mit einem Steine ausholt. Diese Gestalten waren so genau und richtig, daß sie das Vergrößerungsglas ertrugen. Steine mit andern Dingen als menschliche Gestalten hatte mein Vater gar nicht. Ich erinnerte mich, daß ich irgendwo — des Ortes konnte ich mich nicht mehr entsinnen — Käfer auf Steine geschnitten gesehen hatte.

„Ich habe die Steine mit menschlichen Gestalten vorgezogen," sagte mein Vater, als ich in dieser Hinsicht eine Bemerkung machte, „weil sie mir doch dasjenige schienen, was zu dem Menschen in der nächsten

Beziehung ſteht. Ich bin nicht reich genug, eine große Sammlung von geſchnittenen Steinen anlegen zu können, in welcher alle Gattungen enthalten ſind, ſo fern man überhaupt Gelegenheit hat, ſie zu kaufen, und weil ich das nicht konnte, ſo habe ich mich lediglich auf menſchliche Geſtalten beſchränkt, und unter dieſen wieder auf jene, deren Erwerb mir ohne Einfluß auf mein Hausweſen möglich war; denn es gibt da Kunſtwerke in dieſem Fache, welche ein ganzes Vermögen in Anſpruch nehmen, von deſſen Rente manche kleine Familie, deren Anſprüche nicht zu bedeutend ſind, leben könnte."

Die Männer in den Helmen trugen dieſe Kopfbedeckung in der gewöhnlichen Art, wie man ſie auf den alten Münzen ſieht, und wie ich ſie ſchon auf Abbildungen von Kunſtwerken in halberhabener Arbeit geſehen habe, die ſich auf griechiſchen oder römiſchen Bauten befanden. Die einfache Art, den Helm zu tragen, wenn er auch eine noch ſo koſtbare Arbeit iſt, habe ich an Abbildungen aus ſpäteren Zeiten namentlich aus dem Mittelalter nicht mehr gefunden. Die Angeſichter hatten Züge, die etwas Fremdes wieſen, das jezt nicht mehr vorkömmt, und auf eine entlegene Zeit zurückdeutet. Die Züge waren meiſtens

einfach, ja ſogar oft unbegreiflich einfach, und doch waren ſie ſchön, ſchöner und menſchlich richtiger — ſo ſchien es mir wenigſtens — als ſie jezt vorkommen. Die Stirnen die Naſen die Lippen waren ſtrenger ungekünſtelter, und ſchienen der Urſprünglichkeit der menſchlichen Geſtalt näher. Dies war ſelbſt bei den Abbildungen der Greiſe der Fall, und ſogar da, wo man vermuthen durfte, das abgebildete Haupt ſei das Bildniß eines Menſchen, der wirklich gelebt hat. Es konnte dieſe Geſtaltung nicht Eingebung des Künſtlers ſein, da offenbar die Steine verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Meiſtern angehörten; ſie mußte alſo Eigenthum jener Vergangenheit geweſen ſein. Die Köpfe der Frauen waren auch ſchön, oft überraſchend ſchön; ſie hatten aber auch etwas Eigenthümliches, das ſich von unſern gewohnten Vorſtellungen entfernte, ſei es in der Art, das Haupthaar aufzuſtecken, und es zu tragen, ſei es, wie ſich Stirne und Naſe zeigten, ſei es im Nacken im Halſe im Beginne der Bruſt oder der Arme, wenn dieſe Theile noch auf dem Bilde waren, ſei es in dem uns fernliegenden Ganzen. Allgemein aber waren dieſe Köpfe kräftiger, und erinnerten mehr an die Männlichkeit als die unſerer heutigen Frauen. Sie erſchienen dadurch reizen-

der und ehrfurchterweckender. Die Ausführung dieſer Abbildungen zeigte ſich ſo rein ſo entwickelt und folgerichtig, daß man nirgends, auch nicht im Kleinſten, verſucht wurde, zu denken, daß etwas fehle, ja daß man im Gegentheile die Gebilde wie Naturnothwendigkeiten anſah, und daß einem in der Erinnerung an ſpätere Werke war, dieſe ſeien kindliche Anfänge und Verſuche. Die Künſtler haben alſo große und einfache Schönheitsbegriffe gehabt, ſie haben ſich dieſe aus der Schönheit ihrer Umgebung genommen, und dieſe Schönheit der Umgebung durch ihre Schönheitsbegriffe wieder verſchönert. So ſehr mir die Bilder des Vaters gefielen, ſo ſehr mir die Bilder meines Gaſtfreundes gefallen hatten, ſo ſehr wurde ich, wie ich durch die Marmorgeſtalt meines Gaſtfreundes ernſter und höher geſtimmt worden war als durch ſeine Bilder, auch durch die geſchnittnen Steine meines Vaters ernſter und höher geſtimmt als durch ſeine Bilder. Er mußte das fühlen. Er ſagte nach einer Weile, da wir die Steine angeſchaut hatten, da ich mich in dieſelben vertieft, und manchen mehrere Male in meine Hände genommen hatte: „Das, was die Griechen in der Bildnerei geſchaffen haben, iſt das Schönſte, welches auf der Welt be-

ſteht, nichts kann ihm in andern Künſten und in ſpäteren Zeiten an Einfachheit Größe und Richtigkeit an die Seite geſezt werden, es wäre denn in der Muſik, in der wir in der That einzelne Sazſtücke und vielleicht ganze Werke haben, die der antiken Schlichtheit und Größe verglichen werden können. Das haben aber Menſchen hervorgebracht, deren Lebensbildung auch einfach und antik geweſen iſt, ich will nur Bach Händel Haidn Mozart nennen. Es iſt ſehr ſchade, daß von der griechiſchen Malerei nichts übrig geblieben iſt als Theile von dem, was in dieſer Kunſt immer als ein untergeordneter Zweig betrachtet worden iſt, von der Wandmalerei und Gebäudeverzierung. Da die griechiſche Dichtkunſt das Höchſte iſt, was in dieſer Kunſtabtheilung beſteht, da ihre Baukunſt als Muſter einfacher Schönheit beſonders für die Geſtaltungen ihres Landes gilt, da ihre Geſchichtſchreiber und Redner kaum ihres Gleichen haben, ſo iſt anzunehmen, daß ihre Malerei auch dieſen Dingen gleichgeartet geweſen ſein müſſe. Sie ſprechen in Schriften, die bis auf unſere Tage gekommen ſind, von ihren Bauwerken von ihrer Weltweisheit Geſchichtſchreibung Dichtkunſt und Bildnerkunſt nicht höher als von ihrer Malerei, ja nicht ſelten ſcheint

es, als zögen sie diese noch vor, also muß auch sie vom höchsten Belange gewesen sein; denn es ist nicht anzunehmen, daß Schriftsteller, die doch endlich der Ausdruck wenn auch der gehobene ihrer Zeit und ihres Volkes sind, so feine Kenntnisse und so feines Gefühl in andern Künsten gehabt haben, und für Fehler der Malerei blind gewesen wären. Wahrscheinlich würden wir uns an Strenge und Rundung in ihrer Malerei ergözen und sie bewundern, wie wir es mit ihren Bildsäulen thun. Ob wir an ihnen für unsere Malerei etwas lernen könnten, weiß ich nicht, so wie ich nicht weiß, wie viel es ist, was wir an ihrer Bildhauerei gelernt haben. Diese Steine sind durch viele Jahre mein Vergnügen gewesen. Oft in trüben Stunden, wenn Sorgen und Zweifel das Leben seines Duftes beraubten, und es dürr vor mich hinzubreiten schienen, bin ich zu dieser Sammlung gegangen, habe diese Gestalten angeschaut, bin in eine andere Zeit und in eine andere Welt versezt worden, und bin ein anderer Mensch geworden."

Ich sah meinen Vater an. Hatte ich früher schon oft Gelegenheit gehabt, ihn hoch zu achten, und hatte ich zu verschiedenen Zeiten entdeckt, daß er bedeutendere Eigenschaften besize, als ich geahnt hatte,

ſo war ich doch nie in der Lage, ihn beurtheilen zu können, wie ich ihn jezt beurtheilte. In Geſchäfte der eintönigſten Art gezwungen, oder vielleicht ſelber und freiwillig in dieſe Geſchäfte gegangen — denn er führte ſie mit einer Ordnung mit einer Rechtlichkeit mit einer Ausdauer mit einer Anhänglichkeit an ſie, daß man ſtaunen mußte — hatte er, der unſcheinbar ſeinen bürgerlichen Obliegenheiten nachkam, und von dem viele nur glauben mochten, daß er in ſeinem Hauſe einige Spielereien von alten Geräthen Bildern und Büchern habe, vielleicht einen tieferen und einſameren Kreis um ſich gezogen, als ich jezt noch erkennen konnte, und hatte ohne Anſpruch an dieſem Kreiſe fort gebaut. Ich empfand Ehrfurcht vor ihm, und fragte ihn, ob er die Schriftſteller, von denen er ſpreche, griechiſch geleſen habe.

„Wie könnte ich ſie denn anders geleſen haben, und noch leſen, wenn ich ſie lieben ſoll," antwortete er, „die alte vorchriſtliche Welt hat ſo ganz andere Vorſtellungen als die unſere, die Völkerwanderung hat ſo ſehr einen Abſchnitt in der Geſchichte gemacht, daß die Werke der vorher geweſenen Völker gar nicht überſezt werden können, weil unſere Sprachen in ihrem Körper und in ihrem Geiſte auf die alten Vor-

ſtellungen nicht paſſen. Im Leſen in ihrer Sprache und in ihren Dichtungen und Geſchichten wird man nach und nach einer von ihnen, und lernt ihre Art beurtheilen, was man ſonſt nie mehr kann. In unſern Schulen lernen wir ja römiſch und griechiſch, und wenn man in der Zeit nach der Schule noch etwas nachhilft, und fleißig in den alten Schriften lieſt, ſo fügt ſich die Sache ohne Mühe, und gelingt leichter, als man etwa das Franzöſiſche Italieniſche oder Engliſche lernt, wie es ja jezt die meiſten Leute thun."

„Du haſt ja aber auch dieſe Sprachen gelernt," ſagte ich.

„Wie ſie auch andere lernen," antwortete er, „und wie es mein Stand foderte."

„Ich habe es bis heute nicht gewußt, daß du in den alten Sprachen Bücher lieſeſt," ſagte ich, „und was noch mehr iſt, daß du dich in die Dichtkunſt in die Geſchichte und Weltweisheit der Völker, deren Schriften du lieſeſt, vertiefeſt. Du weißt, daß wir uns nie anmaßten, die Bücher zu unterſuchen, in denen du lieſeſt."

„Es war keine Urſache vorhanden, dir zu erzäh-

len, was ich leſe," antwortete er, „ich dachte, es wird ſich ſchon geben. Deine Mutter wußte es wohl."

Die Hochachtung für den Vater, der ohne Aufheben mehr war, als der Sohn geahnt hatte, und der geduldig auf den Sohn gewartet hatte, ob er auf dem Wege zu ihm ſtoßen werde, war nicht die einzige Frucht dieſes Tages. Ich empfand recht wohl, daß der Vater auch mich höher achtete, und daß er eine große Freude habe, daß der Sohn nun auch in Kunſtdingen ſich ihm nähere. Daß wir in einigen wiſſenſchaftlichen Sachen zuſammen trafen, wußte ich wohl, da wir über Gegenſtände der Geſchichte der Dichtungen und über andere in jüngſter Zeit manchmal geſprochen hatten, ich wußte aber nie, in wie ferne und auf welchen Wegen der Vater zu dieſen Dingen gekommen war. Heute hatte ich einen größern Einblick gethan, und ich wußte nun auch gar nicht, welch eine geregelte wiſſenſchaftliche Bildung der Vater aus ſeinen früheren Jahren hinter ſich habe, und ob es nicht etwa gar aus dieſer wiſſenſchaftlichen Bildung herzuſchreiben ſei, daß er mich gerade meinen Weg habe gehen laſſen, der mir ſelber zuweilen abenteuerlich vorgekommen war. Ich mußte jezt doppelt wünſchen, daß mein Vater einmal mit meinem Gaſtfreunde zu-

sammen käme, um mit ihm über ähnliche Gegenstände zu sprechen, wie er heute zu mir gesprochen hatte. Ich konnte doch nicht hinreichend eingehen, und wußte auch nicht, in wie ferne er in seinen Urtheilen über altgriechische Bildnerkunst Dichtkunst Malerei und über die neuere Musik Recht habe. Allein der Vater arbeitete so ruhig in seinem Berufsgeschäfte weiter, er war in alle Einzelheiten desselben so vertieft, und sorgte für den regelmäßigen Fortgang desselben, daß es nicht leicht zu erwarten war, daß er sich zu einer Reise entschließen würde.

Gegen das Ende unseres Gespräches kam auch die Mutter und Klotilde herein. Das Angesicht der Mutter wurde sehr heiter, als sie uns bei den Steinen stehen sah, als sie sah, daß der Vater sie mir zeigte und erklärte, und als sie auch erkennen mochte, daß in dem Wesen des Vaters eine Freude sei, und daß die Annäherung, die sie geahnt habe, wirklich eingetreten sei.

Wir gingen noch einige Male bald in das Bilderzimmer bald in das Alterthumszimmer, in welchem noch immer die Lade mit den Steinen auf dem Tische stand, und redeten über Verschiedenes.

„Diese Kunstwerke," sagte der Vater, da er die

Steine wieder verſchloſſen hatte, und da wir uns aus dieſem Zimmer entfernten, „könnt ihr in euren Beſitz bringen. Wenn ihr Sinn und tiefe Liebe für dieſelben habet, ſo werdet ihr ſie nach unſerem Tode in einer von mir gemachten und, wie ich glaube, gerechten Theilung empfangen. Sterbe ich vor eurer Mutter, ſo bleiben ſie als Denkmal unſeres friedlichen Hauſes in der Lage, in der ſie jezt ſind, und ſie werden euch erſt eingehändigt, wenn mir auch die Mutter gefolgt iſt. Will Klotilde dir ihren Antheil abtreten, ſo iſt die Summe ſchon beſtimmt, welche du ihr dafür geben mußt, und ſo auch umgekehrt. Iſt bei beiden nach unſerm Abſterben eine ſolche Liebe zu dieſen Bildern und Steinen nicht vorhanden, daß ihr ſie unzerſplittert bewahret, ſo iſt ſchon beſtimmt, daß auf eure hierin eingeholte Erklärung dieſelben gegen ein Entgelt, das nicht unbillig iſt, an einen Ort übergehen, an welchem ſie beiſammen bleiben. Ich glaube aber wohl, daß dieſe Neigung in unſerm Hauſe fortdauern werde.“

Wir antworteten auf dieſe Rede nichts, weil ſie einen Gegenſtand berührte, der, wie entfernt wir ihn uns auch denken mußten, doch ſchmerzlich auf uns einwirkte.

Ich verlegte mich nach dieſer gemachten Erfahrung mit noch größerem Eifer auf die Kenntniß der Werke der bildenden Kunſt. Ich lernte mich in die Bilder des Vaters bis in die kleinſten Einzelheiten hinein, und war zu dieſem Zwecke ſehr oft und zuweilen lange in dem Bilderzimmer, ich beſuchte alle größeren zugänglichen Sammlungen, und ſuchte deren Bilder zu ergründen, ich beſah alle Bildnerwerke, die in unſerer Stadt einen Ruf hatten, und ſtrebte nach einer genauen Kenntniß ihrer Beſchaffenheiten, ich las endlich namhafte Werke über die Kunſt, und verglich meine Gedanken und Gefühle mit den in den Büchern gefundenen. Ich ſprach viel mit meinem Vater über dieſe Gegenſtände, wir näherten uns immer mehr, meine Empfindungen wurden ſtets inniger, und ich verſenkte meine Seele in ſie. Unſern Erzdom bewunderte ich jezt in einem höheren Maße als in allen früheren Zeiten, und ich ſtand manche Stunde vor ſeinem ungeheuren Baue. Selbſt die Gebilde der Mathematik, wenn ich wieder zu Zeiten etwas in ihr zu thun hatte, erſchienen mir zuweilen ſchön und zierlich, was mir namentlich bei einigen franzöſiſchen Mathematikern geſchah. Das Malen ſchöner Köpfe ſezte ich fort, und eben ſo wurde das Zeichnen und Malen

von Landſchaften, welches ich im vorigen Jahre mit der Schweſter begonnen hatte, nicht bei Seite geſezt. Ich nahm mit ihr die Zeichnungen vor, welche ſie im vergangenen Sommer während meiner Abweſenheit gemacht hatte, und ſo wie ich von meinem Gaſtfreunde von Euſtach und von dem Vater über die Fehler belehrt worden war, die ſich in meinen Landſchaftsverſuchen befanden, ſo belehrte ich Klotilden wieder über die ihrigen.

Seit ich Mathilden kannte, beſonders aber jezt, nachdem ich öfter in ihrer Geſellſchaft geweſen war, und im Spätherbſte die Reiſe mit ihr und den andern in das Hochland gemacht hatte, war ich auch auf die Angeſichter ältlicher und alter Frauen aufmerkſam geworden. Man thut ſehr Unrecht, und ich bin mir bewußt, daß ich es auch gethan habe, und gewiß handeln andere Leute in ihrer Jugend ebenfalls ſo, wenn man die Angeſichter von Frauen und Mädchen, ſobald ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, ſofort beſeitigt, und ſie für etwas hält, das die Betrachtung nicht mehr lohnt. Ich fing jezt zu denken an, daß es anders ſei. Die große Schönheit und Jugend reißt unſere Aufmerkſamkeit hin, und erregt ein tiefſtes Gefallen; warum ſollten wir aber mit dem Geiſte nicht

auch ein Angeſicht betrachten, über welches Jahre hingegangen ſind? Liegt nicht eine Geſchichte darin, oft eine unbekannte voll Schmerzen oder Schönheit, die ihren Widerſchein auf die Züge gießt, daß wir ſie mit Rührung leſen oder ahnen? Die Jugend weist auf die Zukunft hin, das Alter erzählt von einer Vergangenheit. Hat dieſe kein Recht auf unſern Antheil? Als ich Mathilden das erſte Mal ſah, fiel mir das Bild der verblühenden Roſe ein, welches mein Gaſtfreund von ihr gebraucht hatte, es fiel mir ein, weil ich es ſo treffend fand; und ſpäter oft, wenn ich Mathilden betrachtete, geſellte ſich das Bild wieder zu meinen Gedanken, es erregten ſich neue, und es erzeugte ſich eine ganze Folge davon. Ich hatte mir einmal gedacht, daß Mathilde ausſehe, wie ein Bild der Vergebung, und ſpäter dachte ich es mir öfter. Ihr Angeſicht mußte ſehr ſchön geweſen ſein, vielleicht gar ſo ſchön wie jezt Nataliens, nun iſt es ganz anders; aber es ſpricht leiſe von einer Vergangenheit, daß wir meinen, wir müßten ſie vernehmen können, und wir vernähmen ſie auch gerne, weil ſie uns ſo anziehend ſcheint. Sie muß manche Neigungen gehabt haben, ſie muß manche Freuden erlebt und manches Gut verloren haben, ſie hat Schmerzen und Kummer

ertragen; aber ſie hat alles Gott geopfert, und hat geſucht, mit ſich in das Gleiche zu kommen, ſie iſt mit den Menſchen gut geweſen, und jezt iſt ſie in tiefem Glücke mit manchem unerfüllten Wunſche, und mit mancher kleinern und größern Sorge, die ſie ſinnen macht. Als ich einen Mann ſagen gehört hatte, daß die Fürſtin, in deren Abendgeſellſchaften ich zuweilen ſein durfte, ſo ſchöne Töne in dem Angeſichte habe, daß ſie nur Rembrand zu malen im Stande wäre, wurde ich nicht blos auf die Fürſtin noch mehr aufmerkſam, die in ihrem hohen Alter noch ſo ſchön war, ſondern ich betrachtete auch Mathilden wieder genauer, und lernte die Schönheit, wenn ſchon manche Jahre über ſie gegangen ſind, beſſer kennen. Ich fing nun an, Männer und Frauen, die in höherem Alter ſind, zu betrachten, und ſie um die Bedeutung ihrer Züge zu erforſchen. Dabei fielen mir die Greiſenköpfe auf den Steinen meines Vaters ein. Ich betrachtete die Steine öfter, da mir der Zugang zu denſelben erlaubt war, und verglich die Köpfe, die ſich auf ihnen befanden, mit denjenigen, die mir in dem jezt lebenden Geſchlechte aufſtießen. Beide Arten waren wirklich nicht mit einander vergleichbar, und es zeigten ſich in ihnen die Verſchiedenheiten menſch-

licher Geſchlechter. Das Antliz der Fürſtin erſchien mir nun um vieles ſchöner als in der früheren Zeit, daß ich aber nicht auf den Wunſch gerieth, es malen zu wollen, alſo noch weniger dem Wunſche einen Ausdruck gab, begreift ſich. In den Angeſichtern der Manchen, welche ich jezt eifriger betrachtete, fand ich freilich oft etwas, das mir nicht gefiel, ſei es Neid ſei es irgend eine Begierlichkeit ſei es bloße Abgelebtheit oder Geiſtloſigkeit, ſei es etwas anderes, ich ſtellte bei ſolchen Gelegenheiten meine Betrachtung bald ein, und hegte nicht den Wunſch, das Geſehene zu malen. Seit ich Guſtav beſſer kennen gelernt hatte, und näher mit ihm befreundet worden war, betrachtete ich auch gerne Köpfe von Jünglingen, ob ſie nicht Gegenſtände zum Malen abgäben. Wenn gleich ſein Angeſicht ebenfalls nicht jenen ſchönen und einfachen Angeſichtern auf den Steinen meines Vaters glich, die beſonders edel und merkwürdig aus den Helmen heraus ſahen, ſo war es ihnen doch näher als alle andern, welche ich jezt zu erblicken Gelegenheit hatte, und war überhaupt ſo ſchön wie es ſelten einen Kopf eines Knaben geben wird, der eben in das Jünglingsalter übertritt. Wenn der Ausdruck der Mienen der Jünglinge unſerer Stadt

ſehr oft darauf hinwies, daß ihr Geiſt verzogen worden ſein mag, wenn ſie etwas Weichliches oder etwas zu ſehr Herausforderndes oder etwas hatten, das ſchon über ihre Jahre hinausging, ohne doch Kraft zu zeigen: ſo war Guſtavs Antliz ſo kräftig, daß es vor Geſundheit zu ſchwellen ſchien, es war ſo einfach, daß es gleichſam keinen Wunſch keine Sorge kein Leiden keine Bewegung ausſprach, und doch war es wieder ſo weich und gütig, daß man, wenn der feurige Blick nicht geweſen wäre, in das Angeſicht eines Mädchens zu blicken geglaubt haben würde.

Ich zeichnete und malte meine Köpfe jezt anders als noch kurz vorher. Wenn ich früher, vorzüglich bei Beginne dieſer meiner Beſchäftigung, nur auf Richtigkeit der äußeren Linien ſah, ſo weit ich dieſelbe darzuſtellen vermochte, und wenn ich nur die Farben annäherungsweiſe zu erringen im Stande war, ſo glaubte ich, mein Ziel erreicht zu haben: jezt ſah ich aber auf den Ausdruck, gleichſam, wenn ich das Wort gebrauchen darf, auf die Seele, welche durch die Linien und die Farben dargeſtellt wird. Seit ich die Marmorgeſtalt in dem Hauſe meines Gaſtfreundes ſo lieben gelernt hatte, und in die Bilder mich vertiefte, welche ich in dem Roſenhauſe getroffen hatte,

und in dem Hauſe meines Vaters vorfand, war alles anders als früher, ich ſuchte und haſchte nach irgend einem Innern, nach irgend etwas, das weit außer dem Bereiche von Linien und Farben lag, das größer war als dieſe Dinge, und doch durch ſie darzuſtellen ſein mußte. Einen Kopf ſo zu zeichnen oder gar zu malen, wie ich jezt wollte, war viel ſchwerer, als wie ich früher anſtrebte, es war ohne einen Vergleich zuzulaſſen, ſchwerer; aber es war nicht zu umgehen, wenn man überhaupt die Sache machen wollte, es war dichten, wenn ein Dichtungswerk geliefert ſein ſollte. Ich ſtellte meine Aufgabe kleiner, ich ſuchte die Züge auf einem beſcheidenen Raume zu entwerfen, und begnügte mich mit den Andeutungen in Zeichnung und Farben, wenn nur ein Inneres zu ſprechen begann, ohne daß ich darauf beharrte, daß aus dem Begonnenen ein ausgeführtes Bild werden ſollte, was nicht ſelten, wenn ich es verſuchte, das Innere wieder vertilgte, und das Gemälde ſeelenlos machte. Mein Vater wurde der Richter, und war jezt ein ſtrenger, während er früher alles einfach hatte gelten laſſen, was ich unternahm. Er pflegte zu ſagen, das, was ich jezt vor Augen habe, ſei das Künſtleriſche, mein Früheres ſei ein Vergnügen geweſen. Ich nahm

häufig, wenn ich nicht in das Reine kommen konnte, zu den Bildern meine Zuflucht, und ſuchte zu ergründen, wie es dieſer und jener gemacht habe, um zu dem Ausdrucke zu gelangen, den er darſtellte. Mein Vater ſagte, das ſei der geſchichtliche Weg der Kunſt, man könne ihn verfolgen, wenn man große Bildersammlungen beſuche, und wenn die Werke ohne große Lücken da ſind, um ſie vergleichen zu können. Das ſei auch außer der genaueſten Betrachtung der Natur und der Liebe zu ihr der Weg, auf dem die Kunſt wachſe, und auf dem ſie bei den verſchiedenen Anfängen, die ſie in verſchiedenen Zeiten und Räumen gehabt habe, gewachſen iſt, bis ſie wieder verſank oder zerſtört wurde, um wieder zu beginnen, und zu verſuchen, ob ſie ſteigen könne. Wo der bare Hochmuth auftritt, der alles Geweſene verwirft, und aus ſich ſchaffen will, dort iſt es mit der Kunſt wie auch mit andern Dingen in dieſer Welt aus, und man wirft ſich in das bloße Leere.

Außer dem Zeichnungsunterrichte ſezte ich mit der Schweſter auch die Übungen in der ſpaniſchen Sprache und im Zitherſpiele fort. Sie war ohnehin von Kindheit an geneigt geweſen, alles, was ich that, ein wenig nachzuahmen, und ich hatte immer die Luſt

gehabt, ihr Führer zu werden. Dies blieb jezt zum Theile auch so fort.

Der Unterricht, welchen mir mein Freund der Sohn des Juwelenhändlers in der Edelsteinkunde gegeben hatte, wurde wieder aufgenommen und fortgesezt. Da wir auch außerdem in manchen Stunden einen freundlichen Umgang mit einander pflegten, so nahm ich mir eines Tages, obwohl es mir stets schwer wird, jemanden über seinen ihm eigenthümlichen Beruf etwas zu sagen, doch den Muth, ihn meine Gedanken über die Fassung der Edelsteine wissen zu lassen, wie ich nehmlich glaube, daß es nicht richtig sei, wenn die Edelsteine von der Fassung erdrückt würden; daß ich es aber auch für nicht richtig halte, wenn sie keine andere Fassung hätten, als die sie brauchten, um an dem Kleidungsstücke mit dem Halt, den sie benöthigen, befestigt werden zu können; und daß daher der Mittelweg sich darbiethe, daß die Schönheit des Steines durch die Schönheit der Gestaltgebung vergrößert werde, wodurch es sich möglich mache, daß der an sich so kostbare Stoff das Kostbarste würde, nehmlich ein Kunstwerk. Ich wies hiebei auf die Gestaltungen hin, welche die Kunst des Mittelalters hege,

und aus denen geſchöpft und weiter fortgeſchritten werden könne.

„Du haſt im Grunde vollkommen Recht,“ erwiederte mein Freund, „wir fühlen das alle mehr oder minder klar, außer denen, welchen alles gleichgültig und unweſentlich iſt, was nicht unmittelbar zum Erwerbe führt; darum ſind auch allerlei Verſuche gemacht worden, und werden noch gemacht, die Faſſung zu vergeiſtigen. Sie gelingen in ſo ferne mehr oder weniger, je nachdem es größere oder kleinere Künſtler ſind, welche die Entwürfe machen. Hierin liegt aber eine mehrfache Schwierigkeit. Zuerſt ſind die, welche in Juwelen und Perlen arbeiten, ſehr ſelten Künſtler, ſie können es nicht leicht werden, weil die Vorbereitung dazu zu viel Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen würde; werden ſie es aber, ſo bleiben ſie gleich Künſtler, verfertigen Kunſtwerke, und arbeiten nicht in Edelſteinen, was ihrem Geiſte und ihrem Einkommen abträglich wäre. Müſſen nun Künſtler um Entwürfe angegangen werden, ſo biethet ſich zweitens der Übelſtand, daß der Künſtler die Juwelen zu wenig kennt, und die Faſſung daher zu wenig auf ihre Natur berechnen kann, wozu ſich noch geſellt, daß die großen Künſtler ſchwer zugänglich

ſind, Entwürfe für Edelſteinfaſſungen auszuarbeiten, es müßte denn dies eine beſondere Liebhaberei ſein; und wenn ſie es thun, ſo kömmt die Faſſung ſehr theuer. Deßhalb muß man zu geringeren Künſtlern ſeine Zuflucht nehmen, welche dann auch wieder geringere Entwürfe liefern. Wir haben die Sache in unſerer Handelsſtube ganz im Klaren. Wir verſuchen auch von Zeit zu Zeit ein wirkliches Kunſtwerk in Perlen und edlen Steinen darzuſtellen, und warten, ob ein Kenner komme, und es übernehme; denn der Leute, welche Edelſteine brauchen, ſind viel mehr, als welche Kunſtdinge ſuchen. Solche Werke in großer Zahl ausführen zu laſſen hindert uns der Mangel an zahlreichen trefflichen Entwürfen und der Mangel an Käufern, da der Juwelenverkauf doch endlich unſer Erwerb iſt. Da unſere gewöhnlichen Kunden aber doch ſo viel Geſchmack haben, daß ſie eine unedle Faſſung beleidigen würde, ſo wählen wir den natürlichſten Weg, die Faſſung im Stoffe edel und in der Geſtalt auf das Einfachſte zu machen, ſo daß die Schönheit der Steine oder der Perlen allein es iſt, was herrſcht, und der Anker, an dem es haftet, ſich verbirgt. Was deinen Gedanken von mittelalterlichen Geſtaltungen anbelangt, ſo iſt er nicht

neu; man hat ſchon ſolche verſucht, und der Freiherr von Riſach hat bei uns nach beigebrachten Zeichnungen Dinge ähnlicher Art verfertigen laſſen."

Mir leuchtete die Sache ſehr ein, und ich konnte ſie nicht weiter beregen. Ich betrachtete von nun an mit noch größerer Sorgfalt und Genauigkeit die Arbeiten, welche mein Freund in den verſchiedenen Werkſtätten der Stadt machen ließ. Sie waren meiſtens ſehr ſchön, ja ich glaube, ſchöner, als man ſie irgendwo zu ſehen gewohnt iſt. Deßungeachtet mußte ich behaupten, daß, wenn nur überhaupt ein edlerer und höherer Sinn für Kunſt vorhanden wäre, diejenigen Leute, welche große Summen für Schmuck ausgeben, dieſelben Summen oder vielleicht noch größere dahin verwenden würden, daß ſie gleich wirkliche Kunſtwerke in Juwelen beſtellten. Dagegen erwiederte mein Freund, daß, wie hoch der Kunſtſinn auch ſtehe und wie weit er ſich verbreite, doch die Zahl derer immer größer bleiben würde, welche blos Schmuck als Schmuckſachen kaufe, als derer, welche Kunſtwerke in Kleinodien entwerfen und ausführen laſſen, was er allerdings als die höchſte Spize ſeines Berufes anſehen würde. Dazu komme noch, daß mancher, der Kunſtſinn habe, von der Schönheit

der Steine ſich gefangen nehmen laſſe, und zulezt nichts begehre als dieſe einzige Schönheit. In dem lezten Grunde hatte mein Freund ganz beſonders Recht; denn je mehr ich ſelber die Steine betrachtete, je mehr ich mit ihnen umging, eine deſto größere Macht übten ſie auf mich, daß ich begrif, daß es Menſchen gibt, welche blos eine Edelſteinſammlung ohne Faſſung anlegen, und ſich daran ergözen. Es liegt etwas Zauberhaftes in dem feinen ſammtartigen Glanze der Farbe der Edelſteine. Ich zog die farbigen vor, und ſo ſehr die Diamanten funkelten, ſo ergrif mich doch mehr das einfache reiche tiefe Glühen der farbigen.

Meinen Beruf, den ich im Sommer bei Seite geſezt hatte, nahm ich wieder auf. Ich machte mir gleichſam Vorwürfe, daß ich ihn ſo verlaſſen und mich einem planloſen Leben hatte hingeben können. Ich that das, wozu der Winter gewöhnlich auserſehen war, und ſezte die Arbeiten der vorigen Zeiten fort. Das Regelmäßige der Beſchäftigung übte bald ſeine ſanfte Wirkung auf mich; denn was ich troz der freudigen Stimmung, in welcher ich aus meinen Erringungen in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft war, doch Schmerzliches in mir hatte, das wich zurück, und mußte erblaſſen vor der feſten ernſten ſtrengen

Beſchäftigung, die der Tag foderte, und die ihn in ſeine Zeiten zerlegte.

Ich beſuchte auch, wie im vergangenen Winter, meine Kreiſe, dann Muſik- und Kunſtanſtalten.

Daß das alles vereinigt werden konnte, mußte eine genaue Zeiteintheilung gemacht werden, und ich mußte die Zeit richtig verwenden. Dazu war ich wohl von Kindheit an gewöhnt worden, ich ſtand ſehr früh auf, und hatte Manches für den Tag ſchon an der Lampe fertig gemacht, wenn die allgemeine Frühſtunde in unſerm Hauſe heran rückte, und man ſich zu dem Frühmahle verſammelte. Dazu brauchte ich nicht viel Schlaf, und konnte manche Stunde von der beginnenden Nacht nehmen. Die Thätigkeit ſtärkte, und wenn ein Schwung und eine Erhebung in meinem Weſen war, ſo wurde der Schwung und die Erhebung durch die Thätigkeit noch klarer und feſter.

Einer meiner erſten Gänge war nach meiner Zurückkunft zu der Fürſtin, um mich ihr vorzuſtellen. Sie war ſelber erſt vor wenigen Tagen von ihrem Lieblingslandſize in die Stadt zurückgekehrt, und noch nicht recht heimiſch. Sie empfing mich ſehr freundlich wie immer, und fragte mich um meine Beſchäftigun-

gen während des Sommers. Ich konnte ihr nicht viel sagen, und erzählte ihr außer den Messungen, die ich am Lautersee vorgenommen hatte, von meinen Kunstbestrebungen meiner Kunstneigung und meiner Liebe zu den Dichtungen. Von den besonderen Verhältnissen zu meinem Gastfreunde erwähnte ich nur das Allgemeine, weil ich es für anmaßend gehalten hätte, einer alten würdigen Frau, deren Beziehungen ausgebreitet und inhaltsreich waren, unaufgefodert Einzelheiten von meinem Leben mitzutheilen. Sie ging auch nicht näher darauf ein, dafür verweilte sie desto eifriger bei der Kunst und bei den Dichtern. Sie fragte mich, was ich gelesen hätte, wie ich es aufgefaßt hätte, und was ich darüber dächte. Sie zeigte sich hiebei mit allen den Werken bekannt, welche ich ihr nannte, nur hatte sie das Griechische, von dem ich ihr erzählte, blos in der Übersezung gelesen. Sie ging im Allgemeinen auf die Gegenstände ein, und verweilte bei manchem Einzelnen ganz besonders. Unsere Ansichten trafen oft zusammen, oft gingen sie auch auseinander, und sie suchte ihre Meinung zu begründen, was mir zum mindesten immer manche neue Gesichtspunkte gab. In Bezug auf die Kunst verlangte sie, daß ich ihr einige Zeichnungen und

Malereien zeigen möchte, deren Wahl ich ſelber vornehmen könne, wenn ich ſchon nicht alle vor ihre Augen bringen wollte. Ich ſagte, daß alle wohl zu viel wären, namentlich, da ich in erſter Zeit ſo viele blos naturwiſſenſchaftliche Zeichnungen gemacht habe, und daß ich ſelber die Gränze nicht angeben könne, wo die naturwiſſenſchaftlichen Zeichnungen in die künſtleriſch angelegten übergingen. Ich würde aus allen Zeitabſchnitten etwas auswählen, und es ihr bringen. Es wurde ein Tag beſtimmt, an welchem ich zur Mittagszeit zu ihr kommen ſollte.

Ich kam an dem Tage, es war niemand als die Vorleſerin zugegen, und es wurde der Befehl gegeben, niemanden vorzulaſſen; denn ihr allein hätte ich ja die Zeichnungen gebracht, nicht jedem fremden Auge, das dazu käme. Sie ſah alle Blätter an, und billigte alle, beſonders erregten naturwiſſenſchaftliche Pflanzenzeichnungen ihre Aufmerkſamkeit, weil ſie ſich viel mit Pflanzenkunde beſchäftigt hatte, noch jezt Antheil an dieſer Wiſſenſchaft nahm, und ſie beſonders bei ihren Landaufenthalten pflegte. Sie freute ſich an der Genauigkeit der Abbildungen, und ſagte mir ganz richtig, welche den Urbildern am meiſten entſprächen. Nach dieſen Pflanzenzeichnungen ſagten ihr am mei-

ſten die der Köpfe zu. An den landſchaftlichen Verſuchen mochte ihr die Einſeitigkeit aufgefallen ſein, da ſie gewiß eine Kennerin landſchaftlicher Bildungen war, weil ſie ſehr gerne im Sommer einige Wochen an irgend einer der ſchönſten Stellen unſeres Landes verweilte. Sie äußerte ſich aber in dieſer Richtung nicht. Von den Köpfen ſagte ſie, daß man auf dieſe Weiſe eine ganze Sammlung merkwürdiger Menſchen anlegen könnte. Ich erwiederte, darauf ſei ich nicht ausgegangen, ich könnte auch nicht ſo leicht beurtheilen, wer ein merkwürdiger Menſch ſei. Es habe mir nur, da ich lange Zeit Gegenſtände der Natur gezeichnet hatte, eingeleuchtet, daß das menſchliche Antliz der würdigſte Gegenſtand für Zeichnungen ſei, und da habe ich die Verſuche begonnen, es in ſolchen auszudrücken. Ich habe Anfangs dabei unwiſſend faſt immer die Richtung von Naturzeichnungen verfolgt, bis ſich mir etwas Höheres zeigte, deſſen Darſtellung darüber hinausgeht, das uns erſt die Züge und Mienen recht menſchlich macht, und deſſen Vergegenwärtigung ich nun anſtrebe, in Ungewißheit, ob es gelingen werde oder nicht.

Sie fragte auch nach denjenigen von meinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die ich im Zuſammenhange

aufgeſchrieben habe, und ließ den Wunſch blicken, etwas Zuſammengehöriges zu erfahren. Die Geſchichte, wie unſere Erde entſtanden ſei, und wie ſie ſich bis auf die heutigen Tage entwickelt habe, müßte den größten Antheil erwecken. Ich entgegnete, daß wir nicht ſo weit ſeien, und daß ich am wenigſten zu denen gehöre, welche einen ergiebigen Stoff zu neuen Schlüſſen geliefert haben, ſo ſehr ich mich auch beſtrebe, für mich, und wenn es angeht, auch für andere ſo viel zu fördern, als mir nur immer möglich iſt. Wenn ſie davon und auch von dem, was andere gethan haben, Mittheilungen zu empfangen wünſche, ohne ſich eben in die vorhandenen wiſſenſchaftlichen Werke vertiefen und den Gegenſtand als eigenen Zweck vornehmen zu wollen, ſo werde ſich wohl Zeit und Gelegenheit finden. Sie zeigte ſich zufrieden, und entließ mich mit jener Güte und Anmuth, die ihr ſo eigen war.

Seit dieſer Zeit verwandelte ſich mein Verhältniß zu ihr in ein anderes. Da ich nun einmal unter Tags in ihrer Wohnung geweſen war, geſchah dies öfter, entweder, wenn wir Werke oder Abbildungen anzuſchauen hatten, wozu das Licht der abendlichen Lampen nicht ausreichend geweſen wäre, oder wenn ſie

mich zu Geſprächen einladen ließ, die dann gewöhnlich zwiſchen ihr ihrer Geſellſchafterin und mir vorfielen — ſelten geſchah es, daß einer ihrer Söhne gelegentlich anweſend war oder eine Enkelin oder jemand von ihren näheren Anverwandten — und bei denen meiſtens die Geſchichte der Erde oder etwas in die Naturlehre Einſchlägiges der Gegenſtand war. Öfter machte ich auch ſelber einen kurzen Beſuch, um mich um den Zuſtand ihrer Geſundheit zu erkundigen. Auch die Abende kamen in Bezug auf mich in eine andere Geſtalt. Da wir einmal von Dichtungen geredet hatten, mit denen ich mich in der lezten Zeit beſchäftigte, und da gerade dieſe Dichtungen aus einer vergangenen Zeit ſtammten, die nichts mit den Tageserzeugniſſen gemein hatte, da die Fürſtin ſich in ihren jezigen Jahren mit dieſen Dingen nicht beſchäftigte, und die Zeit ſchon ziemlich weit hinter ihr lag, in der ſie Kenntniß von ſolchen Werken genommen hatte: ſo wurde beſchloſſen, wieder das eine oder das andere vorzunehmen, und es gemeinſchaftlich zu genießen. Das geſchah an Abenden, und ich mußte oft die Pflicht des Vorleſers übernehmen, beſonders wenn die Geſellſchaft nicht zahlreich war, was ſich gerne an Abenden ereignete, in denen

Dichtungen vorgenommen wurden. In dieſe Pflicht gerieth ich bei Gelegenheit der Vornahme einiger ſpaniſchen Romanzen. Die Fürſtin die Geſellſchafterin ich und noch ein Mann, welcher zugegen war, verſtanden ſchlecht ſpaniſch; doch war beſchloſſen worden, die Romanzen in ſpaniſcher Sprache zu leſen. Das Vorleſen wurde mir aufgetragen, und wie ſchlecht oder gut es ging, wir verſtanden doch mit eingemiſchten Erklärungen und mit gelegentlichen Geſprächen in unſerer Mutterſprache zulezt die Romanzen. Nach dieſem Vorgange mußte ich nun auch öfter in deutſcher Sprache vorleſen, und es geſchah nicht ſelten, daß ich um meine Meinung über Theile des Geleſenen befragt wurde, und daß man eine Erklärung verlangte. Dies wurde um ſo mehr der Fall, als wir uns auch über Abtheilungen aus Cervantes und Calderon wagten. In andern Sprachen beſonders im Italieniſchen des Dante und Taſſo las ſehr gerne die Geſellſchafterin der Fürſtin. Das Alte aus dem Griechiſchen — es wurde nur die Ilias und Odyſſeus dann einiges aus Äſchylos vorgenommen — mußte ich ganz allein in deutſcher Überſezung vorleſen Es wurde da auch ſehr viel über das uralte geſellſchaftliche Leben der Griechen über ihre

häuslichen Einrichtungen über ihren Staat ihre Kunst und über die Gestalt und Beschaffenheit ihres Landes und ihrer Meere gesprochen. Ich wurde zu diesen Beschäftigungen in diesem Winter weit öfter zu der Fürstin eingeladen, als es früher der Fall gewesen war. Der Frühling und die Zeit, in welcher man wieder den Landaufenthalt zu suchen pflegt, kam uns zu früh, wir verabredeten noch, was wir in dem nächsten Winter vorzunehmen gedächten, und die Fürstin beurlaubte mich mit vieler und sehr gewinnender Freundlichkeit.

Die Beschäftigungen im Kreise unserer Familie bestanden jezt in sehr häufigen Gesprächen zwischen dem Vater und mir über die Kunst und über Bücher. Er erzählte mir, wie er dazu gekommen wäre, Bilder lieb zu gewinnen, und sich Bilder zu sammeln. Er kam hiebei auf seine Jugend, und da er in einer freudigeren und erregteren Stimmung war, als sonst, so erzählte er mir ausführlich, wie er dieselbe verlebt habe. Er stellte mir dar, wie er sich die Mittel, um etwas lernen zu können, selber habe verschaffen müssen, und wie ihm sein älterer Bruder, der ein sehr begabter Mensch gewesen wäre, hierin zwar ein wenig aber in der That sehr wenig habe beistehen

können, weil er ſich ſelbſt alles habe herbei ſchaffen müſſen, und nur um wenige Jahre älter geweſen ſei. Nach Anweiſung vernünftiger Menſchen habe er zu leſen begonnen, und manchen freien Tag in ſeiner Lehrzeit habe er in ſeiner Kammer bei den Büchern zugebracht. Er habe, da er frei wurde, und theils in unſerer Stadt theils in den erſten Handelsplätzen Europas Dienſte that, die Bekanntſchaft von Künſtlern gemacht, habe ſie in ihren Arbeitsſtuben beſucht, habe über die Art zu malen ſich Kenntniſſe geſammelt, und ſei mit dieſen Kenntniſſen in die berühmteſten Bilderſammlungen der größten Städte gegangen. Hiebei ſei es ihm widerfahren, daß er zweimal im Lernen habe von vorne anfangen müſſen. So ſei es ihm in Rom, wohin er ſich von Trieſt aus begeben hatte, um dort ein halbes Jahr für ſich ſelber zu leben, klar geworden, daß er gar nichts wiſſe. Er habe wieder unverdroſſen angefangen, und von Rom ſchreibe ſich ſeine Liebe für alte Bilder her. Sein Bruder habe den Weg durch die Staatsſchulen gemacht, und da er ihn ſehr liebte, habe er von ihm auch die Liebe zu den alten Sprachen angenommen. In ſeinen Dienſten habe er mehr freie Zeit gehabt, als da er noch lernte, und dieſe Zeit habe er zu ſeinen

Lieblingsneigungen angewendet. Mit einem alten Abte, der die Verwaltung seines Klosters abgegeben hatte und seine würdevolle Muße, wie er sich ausdrückte, im Winter in unserer Stadt genoß, habe er alte Dichter und Geschichtschreiber gelesen. Der Abt sei ein großer Freund der alten Schriften gewesen, habe bei ihm Neigung zu diesen Dingen entdeckt, und sei ihm mit seinen Kenntnissen beigestanden. Er habe sehr oft im Zimmer des Abtes laut aus den sogenannten Classikern lesen müssen. Die Bekanntschaft desselben habe er bei seinem Dienstherrn in unserer Stadt gemacht, in dessen Hause dem Abte, der einst Lehrer dieses Dienstherrn gewesen sei, jährlich ein oder zwei Male ein Fest gegeben wurde. Der Dienstherr, der lezte, bei dem sich mein Vater befunden, sei ein Ehrenmann gewesen, der seinen Leuten nicht nur Gelegenheit verschafft habe, etwas lernen zu können, indem er sie zu den vorkommenden Reisen benüzte, auf denen sie Geschäftsfreunde Handelsverbindungen Verkehrswege und dergleichen kennen lernten, sondern der ihnen auch Zeit gönnte, selber, wenn sie nicht die Mittel zu großen Geschäftsanlagen besaßen, mit kleinen Anfängen zu größeren Unternehmungen und zu endlicher Selbstständigkeit schreiten zu können. So

habe auch der Vater mit kleinen Erſparniſſen begonnen, habe ſich ausgedehnt, und ſei endlich, da die Anfänge unter den Flügeln ſeines Herrn geſchehen ſeien, mit deſſen Unterſtüzung ein ſelbſtſtändiger Kaufmann geworden. Was er zu Vergnügungen hätte verwenden können, habe er bei Seite gelegt, und habe ſich entweder ein Buch oder ein Kunſtwerk gekauft, oder habe eine Reiſe zu ſeiner Belehrung gemacht. Da ſich ſeine Verbindungen mehrten, und ſtets ergiebiger zu werden verſprachen, habe er meine Mutter kennen gelernt, und ihre Hand gewonnen. Sie habe eine nicht unbeträchtliche Mitgift in das Haus gebracht, und ſo ſei gemeinſchaftlich der Grund gelegt worden, daß wir Kinder nun nicht nur frei und unabhängig bei unſern Eltern in ihrem eigenen Hauſe leben können, ſondern auch für die Zukunft einen Nothpfennig zu erwarten hätten, und daß er ſelber ſich mit Manchem habe umringen können, was ihm die ſanfte Neigung ſeines Herzens gebothen habe, und was ihm als Erheiterung und nach der Liebe ſeiner Gattin und der Wohlgerathenheit ſeiner Kinder auch als Lohn ſeines Alters dienen werde. Der betagte Abt habe ihn als ſeinen lezten Schüler noch getraut, und ſei bald darauf geſtorben. Mit der jungen Frau

habe er dreimal seine alten Eltern, welche ferne in einem waldigen Lande von einer wenig ergiebigen Feldwirthschaft lebten, besucht, sie seien dann kurz darauf eins nach dem andern gestorben. Sein edler Dienstherr habe uns noch aus der Taufe gehoben, sei dann von den Geschäften zurück getreten, habe bei seinem einzigen Kinde einer Tochter die an einen angesehenen Güterbesizer verheirathet war, gelebt, und sei bei ihr auch endlich gestorben. So haben sich alle Verhältnisse geändert. Das heimatliche Waldhaus mit der geringen Feldwirthschaft habe er und sein Bruder einer Schwester geschenkt, diese sei ohne Kinder gestorben, und da weder er noch der Bruder das Haus bewirthschaften konnten, so haben sie eingewilligt, daß es an einen entfernten Verwandten falle. Der Bruder sei während unserer Unmündigkeit gestorben, eben so die Großeltern von mütterlicher Seite, und endlich ein Großoheim von eben dieser Seite, der uns Kinder zu Erben eingesezt, und da die Mutter keine Geschwister gehabt habe, so seien wir nun allein, und so sei keine Verwandtschaft weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite übrig. Er habe die Liebe, welche ihm durch den Tod seiner Angehörigen, denen er, besonders dem

Bruder, eine treue Erinnerung weihe, anheimgefallen sei, an die Mutter und uns übertragen, sein Haus sei nun sein Alles, und wir zwei, die Schwester und ich, sollten verbunden bleiben, und sollten in Neigung nicht von einander lassen, besonders wenn auch wir allein sein, und er und die Mutter im Kirchhofe schlummern würden.

Diese Ermahnung zur Liebe war nicht nöthig; denn daß wir, die Schwester und ich, uns mehr lieben könnten, als wir thaten, schien uns nicht möglich, nur die Eltern liebten wir beide noch mehr, und wenn eine Anspielung darauf gemacht wurde, daß sie uns einst verlassen sollten, so betrübte uns das außerordentlich, und wohin wir die Liebe, die uns dann zurückfallen sollte, wenden würden, wußten wir sehr wohl, wir würden sie an gar nichts wenden, sie würde von selber über die Grabhügel hinaus gegen die verstorbenen Eltern bis an unser Lebensende fortdauern.

Die andern Vorkommnisse, die zwar auch in unserer Familie aber nicht in ihr allein sondern zugleich in Gesellschaft von geladenen Menschen vorfielen, waren mir nicht so angenehm als in früheren Zeiten, ja sie waren mir eher widerwärtig und dünkten mir Zeitverlust. Sie bestanden beinahe

gleichmäßig wie in früheren Jahren aus abendlichen Kreiſen, in denen geſprochen wurde, oder aus Geſellſchaften, in denen etwas Muſik oder gar Tanz vorkam. An dem lezteren nahm ich gar keinen Theil, und die Schweſter, welche, wie ich ſchon ſeit länger wahrnahm, ſchier alle meine Neigungen theilte, that es ſehr wenig, und flüchtete an ſolchen Abenden ſehr gerne zu mir. Ich hatte die Leute, darunter aber vorzüglich die jungen, welche bei ſolchen Gelegenheiten zu uns kamen, ſchon genau kennen gelernt, und wenn ich in früherer Zeit eine Scheu, ja ſogar eine gewiſſe Gattung von Ehrfurcht vor ihnen gehabt hatte, ſo war dies jezt nicht mehr der Fall; ich hatte durch Nachdenken und durch Erfahrungen im Umgange mit andern Menſchen einſehen gelernt, daß das, wovor ich beſonders eine Scheu hatte, nehmlich ihre Sicherheit und Vornehmheit, nur ein Ding iſt, welches man lernt, wenn man ſehr viel in ſolchen Geſellſchaften iſt, wie ſie bei uns waren, und wenn man in dieſen Geſellſchaften viel ſpricht, und in den Vordergrund tritt. Und daß dieſes Ding nicht ſchwer zu erlernen iſt, ſah ich daraus, daß es ſolche inne hatten, deren Geiſteskräfte hoch zu achten ich nicht veranlaßt war. Meine Erfahrungen an Menſchen hatte ich

aber nicht blos in hohen Ständen gemacht, ſondern auch in niedern, und in dieſen zwar nicht in der Stadt, ſondern bei Gebirgsbewohnern und Landbebauern. In hohen Ständen ſah ich junge Leute, namentlich bei der Fürſtin war das der Fall, welche jenes Benehmen, das mir ſonſt ſo hoch über mir ſchien, nicht hatten, ſondern ſich einfach und wenig vortretend gaben, höflich und nicht linkiſch waren, und an das Wort, das ich öfter in meiner Jugend gehört aber falſch verſtanden hatte, „ein junger Mann von guter Erziehung“ erinnerten. In den untern Ständen habe ich manchen Mann kennen gelernt, der, wenn er vor ſolchen ſtand, die er für höher erachtete, als ſich ſelbſt, nicht die Mühe übernahm, auch höher in ſeinem Benehmen ſein zu wollen, ſondern der ruhig ſo ſprach, wie er die Sache verſtand, und ruhig die Rede anhörte, die ihm ein Anderer erwiederte. Dieſer Mann ſchien mir auch von höherer Erziehung als die, welche viele Arten des Benehmens wiſſen und erſichtlich machen. Ein gültiges Beiſpiel gab mein Gaſtfreund, der noch einfacher war als jene Männer, von denen ich ſagte, daß ich ſie bei der Fürſtin geſehen habe, und deſſen Rede und Thun ſo klare Achtung erzeugten. Selbſt ſein Anzug, der Anfangs auffiel, ſtimmte zu

Allem. Auch Euſtach, Guſtav aber ganz gewiß, ſtanden im entſchiedenen Vorzuge vor meinen Geſellſchaftsleuten. Weil ich nun dieſe Menſchen ſehr gut kannte, und weil ſie mir keine hohe Rückſichtnahme mehr einflößten, war es mir unerſprießlich, mit ihnen zu ſein, und es erſchien mir, daß ich die Zeit beſſer würde benützen können. Aber auch die Erfahrungen in dieſer Hinſicht mochte mein Vater für nüzlich gehalten haben. Ich machte ſie nur an jungen Männern. Über Mädchen konnte ich ein Urtheil gar nicht ſagen, weil ich ſehr wenig mit ihnen ſprach, und weil mich natürlich keine in meiner Zurückgezogenheit aufſuchen konnte. Bei älteren Leuten, Männern wie Frauen, kam mir oft jemand entgegen, dem ich Achtung zollen mußte; aber auch zu alten Leuten wie zu Mädchen konnte ich mich nicht drängen. Unter denen, welchen ich mehr zugethan war, ſtand der Sohn des Juwelenhändlers oben an, ich war ihm wirklich in der eigentlichen Bedeutung ein Freund. Wir brachten außer unſeren Kleinodienlehrſtunden manche Zeit mit einander zu, wir beſprachen verſchiedene Dinge, und laſen auch mitunter kleine Abſchnitte von Schriften mit einander, die wir gemeinſchaftlich achteten. Seine Eltern waren ſehr liebenswürdig und fein. Der junge

Breporn war mir auch nicht unangenehm. Er ſprach noch öfter von der ſchönen Tarona, und bedauerte ſehr, daß ſie auf weite Reiſen gegangen, und daher gar nicht in die Stadt gekommen ſei, weßwegen er mir ſie nie habe zeigen können. An den eigentlichen Vergnügungen, die junge Männer unter ſich anſtellten, nahm ich nur ungemein ſelten Theil. Daß ich aber auch überhaupt viel weniger mit Männern meines Alters umging, und nicht, wie es bei vielen jungen Leuten in unſerer Stadt der Gebrauch iſt, Tage mit ihnen zubrachte, und dies öfter wiederholte, rührte daher, daß ich viele Beſchäftigungen hatte, und daß mir daher zu wenig Zeit übrig blieb, ſie auf Anderes zu verwenden. Am liebſten war es mir, wenn ich mit meinen Angehörigen allein war.

Ich ging nach dem Winter ziemlich ſpät im Frühlinge auf das Land. So erfreulich der lezte Sommer für mich geweſen war, ſo ſehr er mein Herz gehoben hatte, ſo war doch etwas Unliebes in dem Grunde meines Innern zurück geblieben, was nichts anders ſchien als das Bewußtſein, daß ich in meinem Berufe nicht weiter gearbeitet habe, und einer planloſen Beſchäftigung anheim gegeben geweſen ſei. Ich wollte das nun einbringen, und den größten Theil

des Sommers einer festen und angestrengten Thätigkeit weihen. Ich nahm alle Geräthe und Werke mit, welche ich zur Fortsezung meiner Arbeiten brauchte. Freie Stunden, die nach genauer Zeiteintheilung übrig blieben, wollte ich dann meinen Lieblingsdingen widmen.

Ich kam in das Ahornwirthshaus, und bestellte mir dahin auch die Leute, die ich verwenden wollte, wenn sie sich nehmlich bereit erklärten, mir in entferntere Theile der Gebirge zu folgen, wohin mich heuer meine Arbeiten führen würden. Der alte Kaspar wollte mit gehen, zwei andere auch, und so hatte ich genug. Ich erkundigte mich nach meinem Zitherspiellehrer, er war fort, und so gut wie verschollen. Kein Mensch wußte etwas von ihm. Ich ging in das Rothmoor, um nachzusehen, wie weit die Marmorarbeiten gediehen waren. Sie wurden heuer fertig, und ich konnte sie im Herbste nach Hause bringen lassen. Da das geschehen war, verließ ich für diesen Sommer das Ahornwirthshaus, in welchem ich nun so lange gewohnt hatte, um mich in die Bergabtheilung zu begeben, die ich durchforschen wollte. Ich ging mit einem wehmüthigen Gefühle von dem Hause fort.

An einer Stelle, wo das Gebirge weit verzweigt

und wild verflochten aber deßohngeachtet bei Weitem nicht so schön war wie das, welches ich verlassen hatte, sezte ich mich wie in einem Mittelpunkte meiner Bestrebungen fest. Ich vermißte das heitere fensterschimmernde Ahornhaus, ich vermißte das ganze Thal, in dem ich beinahe heimisch geworden war. In einem Hause, das an der Öffnung dreier Thäler lag und mir daher den geeignetesten Plaz abgab, miethete ich mich ein. Schwarzer Tannenwald sah auf meine Fenster, schritt an den Bächen, welche aus den drei Thälern kamen, neben feuchten Wiesen und andern offnen Stellen in die Thalgründe hinein, und zog sich auf die Berge. Die höheren Kuppen oder gar die Schneeberge konnte man wegen der Enge des Thales über den finstern Tannen nicht sehen. Das mochte auch die Ursache sein, daß das Haus und die mehreren in den Waldlehnen zerstreuten und an den Bächen hingehenden Hütten die Tann hießen. Mauern mit grünem Moose bewachsen bildeten mein Haus, und grenzten an ein zerfallenes Gärtchen, in welchem wenig mehr als Schnittlauch wuchs. Auf der Gasse war der Boden schwarz, und dieselbe Schwärze zog sich in das Gras hinein; denn das Einzige, welches häufig an diesem Wirthshause ankam, und da hielt, da-

mit ſich Menſchen und Thiere erquickten, waren Kohlenfuhren. In dem ganzen bei näherer Beſichtigung ſich als ungeheuer zeigenden Waldgebiethe waren die Kohlenbrennereien zerſtreut, und ganze Züge von den ſchwarzen Fuhrwerken und den ſchwarzen Fuhrmännern zogen die düſtere Straße hinaus, um die Kohlen gegen die Ebenen zu bringen, von wo ſie ſogar bis in unſere Stadt befördert wurden. Nur ein einziges Zimmer mit kleinen Fenſtern und eiſernen Kreuzen daran konnte ich haben. In demſelben war ein Tiſch zwei Stühle ein Bett und eine bemalte Truhe, in die ich Kleider und andere Dinge legen konnte. Für meine größeren Kiſten wurde mir ein Verſchlag in einem Schoppen eingeräumt. Kaspar und die andern ſchliefen, wenn wir uns in dem Hauſe befanden, in der Scheuer im Heu. Ich ließ mein Gepäcke größtentheils in meinen Koffern, hing nur das Nöthige an Nägel, die in dem Zimmer waren, legte meine Schreibgeräthe meine wiſſenſchaftlichen Bücher und meine Dichter auf den Tiſch, füllte das Bettgeſtelle mit meinen von Hauſe mitgebrachten Bettſtücken, ſtellte meine Bergſtöcke in eine Ecke, und war eingerichtet. Die Sonne, welche am ſpäten Vormittage bei einem Fenſter meines Zimmers hereinkam, ſtreifte am Nachmit-

tage das andere, um bald die Spizen der Tannen zu vergolden und zu verſchwinden. Ich war in manchen ähnlichen Herbergen ſchon geweſen, war daran gewöhnt, fügte mich, und wurde mit dem Wirthe der Wirthin und einer rührigen Tochter, einfachen gutmüthigen Leuten, die einen kleinen Gedankenkreis hatten, bald bekannt. Sonſt kam noch manches Mal ein Gebirgsjäger ein ſeltener Wandersmann oder ein Hauſirer in das Tannwirthshaus. Die größte Zahl der Gäſte beſtand außer den Kohlenführern in Holzknechten, welche in den großen Wäldern zerſtreut waren, und welche gerne an Samſtagen oder an Tagen vor großen Feſten heraus kamen, um zu den Ihrigen zu gehen. Da verweilten ſie denn nun nicht ſelten gerne ein wenig in dem Tannwirthshauſe, um ſich ein Gutes zu thun. Die Hauptbeſchäftigung aller Bewohner der Tann war die Holzarbeit und ihr Hauptreichthum waren Kühe und Ziegen, welche täglich in die Wälder gingen, und von welchen die jüngeren den ganzen Sommer hindurch auf der Höhe der Waldungen und der Holzſchläge blieben.

Von dieſem Hauſe aus fingen wir nun an, unſere Beſchäftigungen zu betreiben. Durch die langen und weithingeſtreckten Waldungen ging unſer Ham-

mer, und die Leute trugen die Zeugen der verſchiedenen Bodenbeſchaffenheiten, auf denen die ausgedehnten Waldbeſtände wuchſen, in der Geſtalt der manigfaltigen Geſteine in die Tann. Wenn auch von unſerem Gaſthauſe aus die Felſenberge oder gar das Eis nicht zu erblicken waren, ſo waren ſie darum nicht weniger vorhanden. Weil hier Alles großartiger war, da wir uns tiefer im Gebirge und näher ſeinem Urſtocke befanden, ſo dehnten ſich auch die Wälder in mächtigeren Anſchwellungen aus, und wenn man durch eine Reihe von Stunden in dem dunkeln Schatten der feuchten Tannen und Fichten gegangen war, ſo wurden endlich ihre Reihen lichter, ihr Beſtand minderte ſich, erſtorbene Stämme oder ſolche, die durch Unfälle zerſtört worden waren, wurden häufiger, das trockene Geſtein mehrte ſich, und wenn nun freie Pläze mit kurzem Graſe oder Sandgries oder Knieholz folgten, ſo ſah man dämmerige Wände in rieſigen Abmeſſungen vor den Augen ſtehen, und blizende Schneefelder waren in ihnen, oder zwiſchen auseinanderſchreitenden Felſen ſchaute ein ganz in Weiß gehüllter Berg hervor. Die Geſteinwelt folgte nun in noch größeren Ausdehnungen auf die Waldwelt. Uns führte unſere Abſicht oft aus der Umſchließung der

Wälder in das Freie der Berge hinaus. Wenn die Beſtandtheile eines ganzen Geſteinzuges ergründet waren, wenn alle Wäſſer, die der Geſteinzug in die Thäler ſendet, unterſucht waren, um jedes Geſchiebe, das der Bach führt, zu betrachten und zu verzeichnen, wenn nun nichts Neues nach mehrfacher und genauer Unterſuchung ſich mehr ergab, ſo wurde verſucht, ſich des Zuges ſelbſt zu bemächtigen, und ſeine Glieder, ſo weit es die Macht und Gewalt der Natur zuließ, zu begehen. In die wildeſten und abgelegenſten Gründe führte uns ſo unſer Plan, auf die ſchroffſten Grate kamen wir, wo ein ſcheuer Geier oder irgend ein unbekanntes Ding vor uns aufflog, und ein einſamer Holzarm hervor wuchs, den in Jahrhunderten kein menſchliches Auge geſehen hatte; auf lichte Höhen gelangten wir, welche die ungeheure Wucht der Wälder, in denen unſer Wirthshaus lag, und die angebauteren Gefilde draußen, in denen die Menſchen wohnten, wie ein kleines Bild zu unſern Füßen legten. Meine Leute wurden immer eifriger. Wie überhaupt der Menſch einen Trieb hat, die Natur zu beſiegen, und ſich zu ihrem Herrn zu machen, was ſchon die Kinder durch kleines Bauen und Zuſammenfügen noch mehr aber durch Zerſtören zeigen, und was die

Erwachſenen dadurch darthun, daß ſie die Erde nicht nur zur nahrungſproſſenden machen, wie der Dichter des Achilleus ſo oft ſagt, ſondern ſie auch vielfach zu ihrem Vergnügen umgeſtalten, ſo ſucht auch der Bergbewohner ſeine Berge, die er lieb hat, zu zähmen, er ſucht ſie zu beſteigen zu überwinden, und ſucht ſelbſt dort hinan zu klettern, wohin ihn ein weiterer wichtigerer Zweck gar nicht treibt. Die Erzählung ſolcher beſtandener Züge bildet einen Theil der Würze des Lebens der Bergbewohner. Meine Leute waren in einer geſteigerten Freude und Empfindung, wenn wir mit dem Hammer und Meißel theils Stufen in die glatten Wände ſchlugen, theils Löcher machten, unſere vorräthigen Eiſen eintrieben, auf ſolche Weiſe Leitern verfertigten, und auf einen Standort gelangten, auf den zu gelangen eine Unmöglichkeit ſchien. Wir kamen oft eine Reihe von Tagen nicht in unſer Tannwirthshaus hinab.

Ich ſuchte auch gerne auf die Gipfel hoher Berge zu gelangen, wenn mich ſelbſt eben meine Beſchäftigung nicht dahin führte. Ich ſtand auf dem Felſen, der das Eis und den Schnee überragte, an deſſen Fuß ſich der Firnſchrund befand, den man hatte überſpringen müſſen, oder zu deſſen Überwindung wir

nicht ſelten Leitern verfertigten, und über das Eis trugen, ich ſtand auf der zuweilen ganz kleinen Fläche des lezten Steines, oberhalb deſſen keiner mehr war, und ſah auf das Gewimmel der Berge um mich und unter mir, die entweder noch höher mit den weißen Hörnern in den Himmel ragten, und mich beſiegten, oder die meinen Stand in anderen Luftebenen fortſezten, oder die einſchrumpften, und hinab ſanken, und kleine Zeichnungen zeigten, ich ſah die Thäler wie rauchige Falten durch die Gebilde ziehen und manchen See wie ein kleines Täfelchen unten ſtehen, ich ſah die Länder wie eine ſchwache Mappe vor mir liegen, ich ſah in die Gegend, wo gleichſam wie in einen ſtaubigen Nebel getaucht die Stadt ſein mußte, in der alle lebten, die mir theuer waren, Vater Mutter und Schweſter, ich ſah nach den Höhen, die von hier aus wie blauliche Lämmerwolken erſchienen, auf denen das Asperhaus ſein mußte und der Sternenhof, wo mein lieber Gaſtfreund hauste, wo die gute klare Mathilde wohnte, wo Euſtach war, wo der fröhliche feurige Guſtav ſich befand, und wo Nataliens Augen blickten. Alles ſchwieg unter mir, als wäre die Welt ausgeſtorben, als wäre das, daß ſich Alles von Leben rege und rühre, ein Traum ge-

weſen. Nicht einmal ein Rauch war auf die Höhe hinauf zu ſehen, und da wir zu ſolchen Beſteigungen ſtets ſchöne Tage wählten, ſo war auch meiſtens der Himmel heiter und in der dunkelblauen Finſterniß hin eine endloſere Wüſte, als er in der Tiefe und in den mit kleinen Gegenſtänden angefüllten Ländern erſcheint. Wenn wir hinab ſtiegen, wenn Kaspar hinter uns die Eiſen aus den Steinen zog, und in den Sack that, den er an einem Stricke um die Schultern hängen hatte, wenn wir nun die Leiter über den Firnſchrund zurückzogen, oder im Falle, daß wir keine Leiter gebraucht hatten, über den Spalt geſprungen waren, ſo zeigte ſich in dem Ernſte von Kaſpars harten Zügen oder in den Angeſichtern der andern, die uns begleiteten, eine gewiſſe Veränderung, ſo daß ich ſchloß, daß der Stand, auf dem wir geſtanden waren, einen Eindruck auf ſie gemacht haben mußte.

Die Stunden oder Tage, die ich mir von meiner Arbeit abdingen konnte, weil ich Ruhe brauchte, oder das Wetter mich hinderte, wendete ich zur Entwerfung leichter Landſchaftsgebilde an, und die Tiefe der Nacht wurde, ehe ſich die Augen ſchloſſen, durch die großen Worte Eines, der ſchon längſt geſtorben war, und der ſie uns in einem Buche hinterlaſſen hatte, er-

hellt, und wenn die Kerze ausgelöſcht war, wurden die Worte in jenes Reich mit hinüber genommen, das uns ſo räthſelhaft iſt, und das einen Zuſtand vorbildet, der uns noch unergründlicher erſcheint.

Wie in der jüngſtvergangenen Zeit konnte ich auch jezt nicht mehr mit der bloßen Sammlung des Stoffes meiner Wiſſenſchaft mich begnügen, ich konnte nicht mehr das Vorgefundene blos einzeichnen, daß ein Bild entſtehe, wie Alles über einander und neben einander gelagert iſt — ich that dieſes zwar jezt auch ſehr genau — ſondern ich mußte mich ſtets um die Urſachen fragen, warum etwas ſei, und um die Art, wie es ſeinen Anfang genommen habe. Ich baute in dieſen Gedanken fort, und ſchrieb, was durch meine Seele ging, auf. Vielleicht wird einmal in irgend einer Zukunft etwas daraus.

Zur Zeit der Roſenblüthe machte ich einen Abſchnitt in meinem Beginnen, ich wollte mir eine Unterbrechung gönnen, und den Asperhof beſuchen.

Ich lohnte meine Leute ab, gab ihnen das Verſprechen, daß ich ſie in Zukunft wieder verwenden werde, legte zu ihrem Lohne noch ein kleines Heimreiſegeld, und entließ ſie. In dem Tannhauſe verpackte ich Alles wohl, was mein Eigenthum war, be-

richtigte das, was ich ſchuldig geworden, ſagte, daß ich wieder kommen werde, daß man mir das Dagelaſſene unterdeſſen gut bewahren möge, und fuhr in einem einſpännigen Gebirgswäglein durch den tiefen Weg, der von dem rauſchenden Bache des Tannwirthshauſes waldaufwärts führt, davon. Als ich die Heerſtraße erreicht hatte, ſendete ich meinen Fuhrmann zurück, und wählte für die weitere Fahrt einen Plaz im Poſtwagen. Die Strecke von der lezten Poſt zu meinem Freunde legte ich zu Fuße zurück. Für Nachſendung meines Gepäckes trug ich Sorge.

Ich war ſpäter gekommen, als ich eigentlich beabſichtigt hatte. In der tiefen Abgeſchiedenheit und in der hohen kühlen Lage der Tann hatte ich mich über das, was draußen geſchah, getäuſcht. In dem freieren Lande war ein warmer Frühling und ein ſehr warmer Frühſommer geweſen, was ich in den Bergen nicht ſo genau hatte ermeſſen können. Darum blühten ſchon die Roſen mit freudiger Fülle in allen Gärten, an denen ich vorüber kam. In ſchöner Vollkommenheit ſchauten die untadeligen Laubkronen meines Gaſtfreundes über das dunkle Dach des Hauſes und ſtanden an den beiden Flügeln des Gartengitters, als ich den Hügel hinan ſtieg. Die Fenſtervorhänge, welche

theils ein wenig geöffnet theils der Hize willen geſchloſſen waren, luden mich gaſtlich ein, und der Schmelz des Geſanges der Vögel und mancher lautere vereinzelte Ruf grüßte mich wie einen, der hier ſchon lange bekannt iſt.

Da ich die Einrichtung des Gitterthores kannte, drückte ich an der Vorrichtung, der Flügel öffnete ſich, und ich trat in den Garten.

Mein Gaſtfreund war bei den Bienen. Ich erfuhr das von dem Gärtner, welcher der erſte war, den ich zu ſehen bekam. Er ordnete etwas an einem Geranienbeete in der Nähe des Einganges. Ich ſchlug den Weg zu den Bienen ein. Mein Gaſtfreund ſtand vor der Hütte, und erwartete das Erſcheinen einer jungen Familie, die ſchwärmen wollte. Er ſagte mir dieſes, als ich hinzutrat, ihn zu begrüßen. Der Empfang war beinahe bewegt, wie zwiſchen einem Vater und einem Sohne, ſo ſehr war meine Liebe zu ihm ſchon gewachſen, und eben ſo mochte auch er ſchon eine Zuneigung zu mir gewonnen haben.

Da er doch wohl von ſeinem Vorhaben nicht weggehen konnte, ſagte ich, ich wolle die andern auch begrüßen, und er billigte es. Er hatte mir erzählt, daß Mathilde und Natalie in dem Asperhofe ſeien.

Ich ging gegen das Haus. Guſtav hatte es ſchon erfahren, daß ich da ſei, er flog die Treppe herunter, und auf mich zu. Gruß, Gegengruß, Fragen, Antworten, Vorwürfe, daß ich ſo ſpät gekommen ſei, und daß ich in dem Frühlinge doch nicht einige Tage benüzt habe, um in den Asperhof zu gehen. Er ſagte, daß er mir ſehr viel zu erzählen habe, daß er mir alles erzählen wolle, und daß ich recht lange lange da bleiben müſſe.

Er führte mich nun zu ſeiner Mutter. Dieſe ſaß an einem Tiſche im Gebüſche, und las. Sie ſtand auf, da ſie mich nahen ſah, und ging mir entgegen. Sie reichte mir die Hand, die ich, wie es in unſerer Stadt Sitte war, küſſen wollte. Sie ließ es nicht zu. Ich hatte wohl ſchon früher bemerkt, daß ſie nicht zugab, daß ihr die Hand geküßt werde; aber ich hatte in dem Augenblicke nicht daran gedacht. Sie ſagte, daß ich ihr ſehr willkommen ſei, daß ſie mich ſchon früher erwartet habe, und daß ich nun eine nicht zu kurze Zeit meinen hieſigen Freunden ſchenken müſſe. Wir gingen unter dieſen Worten wieder zu dem Tiſche zurück, auf den ſie ihr Buch gelegt hatte, und ſie hieß mich an ihm Plaz nehmen. Ich ſezte mich auf einen der daſtehenden Stühle. Guſtav blieb neben uns

ſtehen. Ihr Angeſicht war ſo heiter und freundlich, daß ich meinte, es nie ſo geſehen zu haben. Oder es war wohl immer ſo, nur in meiner Erinnerung war es ein wenig zurück getreten. Wirklich, ſo oft ich Mathilden nach längerer Trennung ſah, erſchien ſie mir, obwohl ſie eine alternde Frau war, immer lieblicher und immer anmuthiger. Zwiſchen den Fältchen des Alters und auf den Zügen, welche auf eine Reihe von Jahren wieſen, wohnte eine Schönheit, welche rührte, und Zutrauen erweckte. Und mehr als dieſe Schönheit war es, wie ich wohl jezt erkannte, da ich ſo viele Angeſichter ſo genau betrachtet hatte, um ſie nachzubilden, die Seele, welche gütig und abgeſchloſſen ſich darſtellte, und auf die Menſchen, die ihr naheten, wirkte. Um die reine Stirne zog ſich das Weiß der Haubenkrauſe, und ähnliche weiße Streifen waren um die feinen Hände. Auf dem Tiſche ſtand ein Blumentopf mit einer dunkeln faſt veilchenblauen Roſe. Sie lehnte ſich in dem Rohrſtuhle, auf dem ſie ſaß, zurück, faltete die Hände auf ihrem Schooße, und ſagte: „Wir werden in dem Sternenhofe ein kleines Feſt feiern. Ihr wißt, daß wir begonnen haben, die Tünche, womit die großen Steinflächen, die die Mauern unſers Hauſes bekleiden, in frühe-

ren Jahren überſtrichen worden ſind, wegzunehmen, weil unſer Freund meinte, daß dieſelbe das Haus entſtelle, und daß es ſich weit ſchöner zeigen würde, wenn ſie weggenommen, und der bloße Stein ſichtbar wäre. Heuer iſt nun die ganze vordere Fläche des Hauſes fertig geworden, die Gerüſte werden eben abgebrochen, und da werden, wenn die Spuren auch auf dem Boden vor dem Hauſe vertilgt ſind, wenn der Sand geebnet iſt, wenn der Raſen gereinigt und gewaſchen iſt, daß er keine Kalkflecke, ſondern das reine Grün zeigt, wir alle hinausfahren, um die Sache zu betrachten und ein Urtheil abzugeben, ob das Haus den Gewinn gemacht habe, der ſich uns verſprochen hat. Es werden auch andere Menſchen kommen, es werden wahrſcheinlich ſich einige Nachbarn einfinden, und da ihr zu unſern Freunden aus dem Asperhofe gehört, und da wir alle euer Urtheil in Anſchlag bringen möchten, ſo ſeid ihr gebethen, auch dabei zu ſein, und die Geſellſchaft zu vermehren."

„Mein Urtheil iſt wohl ſehr geringe," antwortete ich, „und wenn es nicht ganz verwerflich iſt, und wenn ich mir einige Kenntniſſe und eine beſtimmte Empfindung des Schönen erworben habe, ſo danke ich alles dem Beſitzer dieſes Hauſes, der mich ſo gütig aufge-

nommen, und manches in mir hervor gezogen hat, das wohl ſonſt nie zu irgend einer Bedeutung gekommen wäre. Ich werde alſo kaum zur Feſtſtellung der Sache auf dem Sternenhofe etwas beitragen können, und meine Anſicht wird gewiß die meines Gaſtfreundes und Euſtachs ſein: aber da ihr mich ſo freundlich einladet, und da es mir eine Freude macht, in eurem Hauſe ſein zu können, ſo nehme ich die Einladung gerne an, vorausgeſezt, daß die Zeit nicht zu ſpät beſtimmt iſt, da ich doch wohl noch in dieſem Sommer in den Ort meiner jezigen Thätigkeit zurückkehren, und Einiges vor mich bringen möchte."

„Die Zeit iſt ſehr nahe," erwiederte ſie, „es iſt ohnehin ſchon ſeit länger her gebräuchlich, daß nach der Roſenblüthe, zu welcher ich immer in dieſem Hauſe eingeladen bin, unſere hieſigen Freunde auf eine Weile in den Sternenhof hinüber fahren. Das wird auch heuer ſo ſein. Während hier die feinen Blätter dieſer Blumen ſich vollkommen entwickeln und endlich welken und abfallen, wird unſer Hausverwalter in dem Sternenhofe Alles in Ordnung bringen, daß keine Verwirrung mehr zu ſehr ſichtbar iſt, er wird uns hierüber einen Brief ſchreiben und wir werden den Tag der Zuſammenkunft beſtimmen. Von dem

Urtheile, wenn irgend eines mit einem überwiegenden Gewichte zu Stande kömmt, wird es abhängen, ob auch die Koſten zu der Reinigung der andern Theile des Hauſes verwendet werden, oder ob der jezige Zuſtand, daß eine Seite von der Tünche befreit iſt, die übrigen aber damit behaftet ſind, der gewiß weniger ſchön iſt, als wenn alles übertüncht geblieben wäre, fortbeſtehen, oder ob gar das Befreite wieder übertüncht werden ſolle. Daß ihr übrigens eure Anſichten geringe achtet, daran thut ihr Unrecht. Wenn in der Nähe unſers Freundes Einiges an euch früher zur Blüthe kam, ſo iſt dies wohl ſehr natürlich; es iſt ja Alles an uns Menſchen ſo, daß es wieder von andern Menſchen groß gezogen wird, und es iſt das glückliche Vorrecht bedeutender Menſchen, daß ſie in andern auch das Bedeutende, das wohl ſonſt ſpäter zum Vorſcheine gekommen wäre, früher entwickeln. Wie ſicher in euch die Anlage zu dem Höheren und Größeren vorhanden war, zeigt ſchon die Wahl, mit der ihr aus eigenem Antriebe auf eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung gekommen ſeid, die ſonſt unſere jungen Leute in den Jahren, in denen ihr euch entſchieden habt, nicht zu ergreifen pflegen, und daß euer Herz dem Schönen zugewendet war, geht daraus

hervor, daß ihr schon bald begannet, die Gegenstände eurer Wissenschaft abzubilden, worauf der, dem der bildende Sinn mangelt, nicht so leicht verfällt, er macht sich eher schriftliche Verzeichnisse, und endlich habt ihr ja in Kurzem die Abbildung anderer Dinge menschlicher Köpfe Landschaften versucht, und habt euch auf die Dichter gewendet. Daß es aber auch nicht ein unglücklicher Tag war, an welchem ihr über diesen Hügel herauf ginget, zeigt sich in einer Thatsache: ihr liebt den Besitzer dieses Hauses, und einen Menschen lieben können ist für den, der das Gefühl hat, ein großer Gewinn."

Gustav hatte während dieser Rede die Mutter stets freundlich angesehen.

Ich aber sagte: „Er ist ein ungewöhnlicher ein ganz außerordentlicher Mensch."

Sie erwiederte auf diese Worte nichts, sondern schwieg eine Weile. Später fing sie wieder an: „Ich habe mir diese Rosenpflanze auf den Tisch gestellt, gewissermaßen als die Gesellschafterin meines Lesens — gefällt euch die Blume?"

„Sie gefällt mir sehr," antwortete ich, „wie mir überhaupt alle Rosen gefallen, die in diesem Hause gezogen werden."

„Sie iſt eine neue Art," ſagte ſie, „ich habe aus England einen Brief bekommen, in welchem eine Freundin mit Auszeichnung von einer Roſe ſprach, die ſie in Kew geſehen habe, und deren Namen ſie hinzu fügte. Da ich in dem Verzeichniſſe unſerer Roſen den Namen nicht fand, dachte ich, daß dies eine Art ſein dürfte, welche unſer Freund nicht hat. Ich ſchrieb an die Freundin, ob ſie mir eine ſolche Roſenpflanze verſchaffen könne. Mit Hilfe eines Mannes, der uns beide kennt, erhielt ſie die Pflanze, und in dieſem Frühlinge wurde ſie mir in einem Topfe ſehr wohl und ſinnreich verpackt aus England geſchickt. Ich pflegte ſie, und da die Blumen ſich entwickeln wollten, brachte ich ſie unſerm Freunde. Die Roſen öffneten ſich hier vollends, und wir ſahen, — beſonders er, der alle Merkmale genau kennt — daß dieſe Blume ſich in der Sammlung dieſes Hauſes noch nicht befindet. Euſtach bildete ſie ab, daß wir ſie feſthalten, und ob die, welche in Zukunft kommen werden, ihr gleichen. Mein Freund ſchrieb nach England um Pfropfreiſer für den nächſten Frühling, dieſe Pflanze bleibt indeſſen in dem Topfe, und wird hier beſorgt werden."

Während ſie ſo ſprach, regten ſich die Zweige

neben einem ſchmalen Pfade, der aus dem Gebüſche auf den Plaz führte, und Natalie trat auf dem Pfade hervor. Sie war erhizt, und trug einen Strauß von Feldblumen in der Hand. Sie mußte nicht gewußt haben, daß ein Fremder bei der Mutter ſei; denn ſie erſchrak ſehr, und mir ſchien, als ginge durch das Roth des erwärmten Angeſichtes eine Bläſſe, die wieder mit einem noch ſtärkeren Roth wechſelte. Ich war ebenfalls beinahe erſchrocken, und ſtand auf.

Sie war an der Ecke des Gebüſches ſtehen geblieben, und ich ſagte die Worte: „Mich freut es ſehr, mein Fräulein, euch ſo wohl zu ſehen.“

„Mich freut es auch, daß ihr wohl ſeid,“ erwiederte ſie.

„Mein Kind, du biſt ſehr erhizt,“ ſagte die Mutter, „du mußt weit geweſen ſein, es kömmt ſchon die Mittagsſtunde, und in derſelben ſollteſt du nicht ſo weit gehen. Seze dich ein wenig auf einen dieſer Seſſel, aber ſeze dich in die Sonne, damit du nicht zu ſchnell abkühleſt.“

Natalie blieb noch ein ganz kleines Weilchen ſtehen, dann rückte ſie folgſam einen von den herumſtehenden Seſſeln ſo, daß er ganz von der Sonne beſchienen wurde, und ſezte ſich auf ihn. Sie hatte

den runden Hut mit dem nicht gar großen Schirme, wie ihn Mathilde und sie sehr gerne auf Spaziergängen in der Nähe des Rosenhauses und des Sternenhofes trugen, als sie aus dem Gebüsche getreten war, in der Hand gehabt, jezt, da die Sonne auf ihren Scheitel schien, sezte sie ihn auf. Sie legte den Strauß von Feldblumen, den sie gebracht hatte, auf den Tisch, und fing an, die einzelnen Gewächse heraus zu suchen, und gleichsam zu einem neuen Strauße zu ordnen.

„Wo bist du denn gewesen?“ fragte die Mutter.

„Ich bin zu mehreren Rosenstellen in dem Garten gegangen,“ antwortete Natalie, „ich bin zwischen den Gebüschen neben den Zwergobstbäumen und unter den großen Bäumen, dann zu dem Kirschbaume empor und von da in das Freie hinaus gegangen. Dort standen die Saaten und es blühten Blumen zwischen den Halmen und in dem Grase. Ich ging auf dem schmalen Wege zwischen den Getreiden fort, ich kam zur Felderraft, saß dort ein wenig, ging dann auf dem Getreidehügel auf mehreren Rainen ohne Weg zwischen den Feldern herum, pflückte diese Blumen, und ging dann wieder in den Garten zurück.“

„Und hast du dich denn lange auf dem Berge auf-

hatten genau etwas, was die Frauen dieſer Steine hatten, das Freie das Hohe das Einfache das Zarte und doch das Kräftige, welches auf einen vollſtändig gebildeten Körper hinweiſt, aber auch auf einen eigenthümlichen Willen und eine eigenthümliche Seele. Ich blickte auf Guſtav, der noch immer neben dem Tiſche ſtand, ob ich auch an ihm etwas Ähnliches entdecken könnte. Er war noch nicht ſo entwickelt, daß ſich an ihm ſchon das Weſen der Geſtalt ausſprechen konnte, die Züge waren noch zu rund und zu weich; aber es däuchte mir, daß er in wenigen Jahren ſo ausſehen würde, wie die Jünglingsangeſichter unter den Helmen auf den Steinen ausſehen, und daß er dann Natalien noch mehr gleichen würde. Ich blickte auch Mathilden an; aber ihre Züge waren wieder in das Sanftere des Alters übergegangen; ich glaubte deßohngeachtet, vor nicht langer Zeit müßte auch ſie ausgeſehen haben wie die älteren Frauen auf den Steinen ausſehen. Natalie ſtammte alſo gleichſam aus einem Geſchlechte, das vergangen war, und das anders und ſelbſtſtändiger war als das jezige. Ich ſah lange auf die Geſtalt, welche beim Sprechen bald die Augen zu uns aufſchlug, bald ſie wieder auf ihre Blumen nieder ſenkte. Daß ihr Haupt ſo antik

erſchien, wie der Vater mit einem altrömiſchen Beiworte von ſeinen Steinen ſagte, mochte zum Theile auch daher kommen — wenigſtens gewann ihre Erſcheinung dadurch — daß es mit einem richtig gebildeten Halſe aus einem ganz einfachen ſchmuckloſen Kleide hervor ſah. Keine überflüſſige Zuthat von Stoffen und keine Kette oder ſonſt ein Schmuck umgab den Hals — dieſes macht nur die blos anmuthigen Angeſichter noch anmuthiger — ſondern das Kleid mit einer nicht auffallenden Farbe und mit einem nicht auffallenden Schnitte ſchloß den reinen Hals, und ging an der übrigen Geſtalt hernieder.

Die Mutter ſah Natalien freundlich an, da ſie ſprach, und ſagte dann: „Der Jugend iſt alles gut, der Jugend ſchlägt alles zum Gedeihen aus, ſie wird wohl auch empfinden, was ihr noth thut, wie das Alter empfindet, was es bedarf — Ruhe und Stille — und unſer Freund ſagt ja auch, man ſoll der Natur ihr Wort reden laſſen; darum magſt du gehen, wie du fühleſt, daß du es bedarfſt, Natalie, du wirſt kein Unrecht begehen, wie du es ja nie thuſt, du wirſt keine Maßregel außer Acht laſſen, die wir dir geſagt haben, und du wirſt dich in deine Gedanken nicht ſo vertiefen, daß du deinen Körper vergäßeſt.“

hatten genau etwas, was die Frauen dieſer Steine hatten, das Freie das Hohe das Einfache das Zarte und doch das Kräftige, welches auf einen vollſtändig gebildeten Körper hinweiſt, aber auch auf einen eigenthümlichen Willen und eine eigenthümliche Seele. Ich blickte auf Guſtav, der noch immer neben dem Tiſche ſtand, ob ich auch an ihm etwas Ähnliches entdecken könnte. Er war noch nicht ſo entwickelt, daß ſich an ihm ſchon das Weſen der Geſtalt ausſprechen konnte, die Züge waren noch zu rund und zu weich; aber es däuchte mir, daß er in wenigen Jahren ſo ausſehen würde, wie die Jünglingsangeſichter unter den Helmen auf den Steinen ausſehen, und daß er dann Natalien noch mehr gleichen würde. Ich blickte auch Mathilden an; aber ihre Züge waren wieder in das Sanftere des Alters übergegangen; ich glaubte deßohngeachtet, vor nicht langer Zeit müßte auch ſie ausgeſehen haben wie die älteren Frauen auf den Steinen ausſehen. Natalie ſtammte alſo gleichſam aus einem Geſchlechte, das vergangen war, und das anders und ſelbſtſtändiger war als das jezige. Ich ſah lange auf die Geſtalt, welche beim Sprechen bald die Augen zu uns aufſchlug, bald ſie wieder auf ihre Blumen nieder ſenkte. Daß ihr Haupt ſo antik

erſchien, wie der Vater mit einem altrömiſchen Beiworte von ſeinen Steinen ſagte, mochte zum Theile auch daher kommen — wenigſtens gewann ihre Erſcheinung dadurch — daß es mit einem richtig gebildeten Halſe aus einem ganz einfachen ſchmuckloſen Kleide hervor ſah. Keine überflüſſige Zuthat von Stoffen und keine Kette oder ſonſt ein Schmuck umgab den Hals — dieſes macht nur die blos anmuthigen Angeſichter noch anmuthiger — ſondern das Kleid mit einer nicht auffallenden Farbe und mit einem nicht auffallenden Schnitte ſchloß den reinen Hals, und ging an der übrigen Geſtalt hernieder.

Die Mutter ſah Natalien freundlich an, da ſie ſprach, und ſagte dann: „Der Jugend iſt alles gut, der Jugend ſchlägt alles zum Gedeihen aus, ſie wird wohl auch empfinden, was ihr noth thut, wie das Alter empfindet, was es bedarf — Ruhe und Stille — und unſer Freund ſagt ja auch, man ſoll der Natur ihr Wort reden laſſen; darum magſt du gehen, wie du fühleſt, daß du es bedarfſt, Natalie, du wirſt kein Unrecht begehen, wie du es ja nie thuſt, du wirſt keine Maßregel außer Acht laſſen, die wir dir geſagt haben, und du wirſt dich in deine Gedanken nicht ſo vertiefen, daß du deinen Körper vergäßeſt.“

„Das werde ich nicht thun, Mutter," entgegnete Natalie, „aber laſſe mich gehen, es iſt ein Wunſch in mir, ſo zu verfahren. Ich werde ihn mäßigen, wie ich kann; ich thue es um deinetwillen, Mutter, daß du dich nicht beunruhigeſt. Ich möchte auf dem Felderhügel herum gehen, dann auch in dem Thale und in dem Walde, ich möchte auch in dem Lande gehen, und alles darin beſchauen und betrachten. Und die Ruhe ſchließt dann ſo ſchön das Gemüth und den Willen ab."

Daß Natalie doch durch das Wandeln in der heißen Sonne unmittelbar vor der Mittagszeit ſich erhizt habe, zeigte ihr Angeſicht. Dasſelbe behielt die Röthe, welche es nach dem erſten Erblaſſen erhalten hatte, und verlor ſie nur in geringem Maße, während ſie an dem Tiſche ſaß, was doch eine geraume Zeit dauerte. Es blühte dieſes Roth wie ein ſanftes Licht auf ihren Wangen, und verſchönerte ſie gleichſam wie ein klarer Schimmer.

Sie fuhr in ihrem Geſchäfte mit den Blumen fort, ſie legte eine nach der andern von dem größeren Strauße zu dem kleineren, bis der kleinere Strauß der größere wurde, der größere aber ſich immer verkleinerte. Sie ſchied keine einzige Blume aus, ſie

warf nicht einmal einen Grashalm weg, der ſich eingefunden hatte; es erſchien alſo, daß ſie weniger eine Ausleſe der Blumen machen als dem alten Strauße eine neue ſchönere Geſtalt geben wollte. So war es auch; denn der alte Strauß war endlich verſchwunden, und der neue lag allein auf dem Tiſche.

Mathilde hatte ihr Buch immer vor ſich auf dem Tiſche liegen, und ſah nicht wieder hinein. Sie frug mich um meinen lezten Aufenthalt und um meine lezten Arbeiten. Ich ſezte ihr beides auseinander.

Guſtav hatte ſich indeſſen auch auf einen Seſſel ganz nahe an mir geſezt, und hörte aufmerkſam zu.

Als die Sonne im Mittage angekommen war, und nachgerade unſern ganzen Tiſch erfüllt hatte, erſchien Arabella, um uns zum Mittageſſen zu rufen.

Ein Mann, der in dem Garten arbeitete, mußte den Blumentopf in das Haus tragen. Mathilde nahm das Buch und ein Arbeitskörbchen, das neben ihr auf dem Tiſche geſtanden war, Natalie nahm ihren Blumenſtrauß, hing ihren Hut wieder an ihren Arm, und ſo gingen wir in das Haus. Die Frauen wandelten vor uns, Guſtav und ich gingen hinter ihnen.

Daß ich mich gegen meinen Gaſtfreund gegen

Euſtach gegen Guſtav und ſelbſt gegen die Leute des Hauſes vertheidigen mußte, weil ich heuer ſo ſpät gekommen ſei, nahm mich nicht Wunder, da ich immer ſo freundlich hier aufgenommen worden war, und da man ſich beinahe daran gewöhnt hatte, daß ich alle Sommer in das Roſenhaus komme, wie ja auch mir dieſe Beſuche zur Gewohnheit geworden waren.

Mein Gaſtfreund und ich ſprachen von den Dingen, welche ich im Laufe des heurigen Sommers unternommen hatte, ſo wie er mir auch in den erſten Tagen alles zeigte, was in dem Roſenhauſe geſchah, und was ſich in meiner Abweſenheit verändert hatte.

Ich ſah, daß die Zeit der Roſenblüthe nicht ſo lange dauern werde, weil ich ja auch nicht zu ihrem erſten Anfange ſondern etwas ſpäter gekommen war.

Die Bilder gaben mir wieder eine ſüße Empfindung, und die hohe Geſtalt auf der Treppe trat mir immer näher, ſeit ich die geſchnittenen Steine geſehen hatte, und ſeit ich wußte, daß etwas unter den Lebenden wandle, das ähnlich ſei. Ich ging mit Guſtav oder allein öfter in der Gegend herum.

Eines Nachmittages waren wir in dem Roſenzimmer. Mathilde ſprach recht freundlich von ver-

ſchiedenen Gegenſtänden des Lebens, von den Erſcheinungen desſelben, wie man ſie aufnehmen müſſe, und wie ſie in dem Laufe der Jahre ſich ablöſen. Mein Gaſtfreund antwortete ihr. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich erſt, wie zart und ſchön für das Zimmer geſorgt worden war; denn die vier an Größe wie an Rahmen gleichen Gemälde, die in demſelben hingen, waren troz ihrer Kleinheit bei Weitem das Herrlichſte und Außerordentlichſte, was es an Gemälden im Roſenhauſe gab. Ich hatte mein Urtheil doch ſchon ſo weit gebildet, um bei dem großen Unterſchiede, der da waltete, das einſehen zu können. Doch leitete ich auch meinen Gaſtfreund auf den Gegenſtand, und er gab meine Wahrnehmung freilich in ſehr beſcheidenen Ausdrücken, weil Mathilde zugegen war, zu. Wir beſahen, nachdem das Geſpräch eine Wendung genommen hatte, die Bilder, und machten uns auf das Zarte Liebliche und Hohe derſelben aufmerkſam.

Beſuche, wie gewöhnlich zur Roſenzeit, kamen auch heuer; aber ich miſchte mich weniger als etwa in früheren Jahren unter die Leute.

Natalie ging wirklich, wie ich jezt ſelber wahrnahm, in dieſem Sommer mehr als in vergangenen im Garten und in der Gegend herum, ſie ging viel wei-

nicht Urſache ſein, daß ihr ſteht, ich bitte ſezet euch, ich will, ſo ſchnell ich kann, durch die Felder und den Garten eilen, und euch Guſtav herauf ſenden, daß er euch nach Hauſe begleite."

„Das wird nicht nöthig ſein," erwiederte ſie, „es iſt ja noch nicht Abend, und ſelbſt wenn es Abend wäre, ſo droht wohl nirgends ringsherum eine Gefahr. Ich bin ſchon viel weiter allein gegangen, ich bin allein nach Hauſe zurückgekehrt, meine Mutter und unſer Gaſtfreund haben deßhalb keine Beſorgniſſe gehabt. Heute bin ich bis auf dem Raitbühel bei dem rothen Kreuze geweſen, und bin von dort zu der Bank hieher zurück gegangen."

„Das iſt ja faſt über eine Stunde Weges," ſagte ich.

„Ich weiß nicht, wie lange ich gegangen bin," antwortete ſie, „ich ging zwiſchen den Feldern hin, auf denen die ungeheure Menge des Getreides ſteht, ich ging an manchem Strauche hin, den der Rain enthält, ich ging an manchem Baume vorbei, der in dem Getreide ſteht, und kam zu dem rothen Kreuze, das aus den Saaten empor ragt."

„Wenn ich ſehr gut gehe," ſagte ich, „ſo brauche ich von hier bis zu dem rothen Kreuze eine Stunde."

„Ich habe, wie ich ſagte, die Zeit nicht gezählt,“ entgegnete ſie, „ich bin von hier zu dem Kreuze gegangen, und bin von dem Kreuze wieder hieher zurück gekehrt.“

Während dieſer Worte war ich aus der ungefügen Stellung im Graſe hinter dem Bänklein auf den freien Raum herüber getreten, der ſich vor dem Baume ausbreitet, Natalie hatte eine leichte Bewegung gemacht, und ſich wieder auf das Bänkchen geſezt.

„Nach einem ſolchen Gange bedürft ihr freilich der Ruhe,“ ſprach ich.

„Es iſt auch nicht gerade deßwillen,“ antwortete ſie, „weßhalb ich dieſe Bank ſuchte. So ermüdet ich bin, ſo könnte ich wohl noch recht gut den Weg durch die Felder und den Garten nach Hauſe, ja noch einen viel weiteren machen; aber es geſellte ſich zu dem körperlichen Wunſche noch ein anderer.“

„Nun?“

„Auf dieſem Plaze iſt es ſchön, das Auge kann ſich ergehen, ich bin bei meinen Gedanken, ich brauche dieſe Gedanken nicht zu unterbrechen, was ich doch thun muß, wenn ich zu den Meinigen zurück kehre.“

„Und darum ruhet ihr hier?“

„Darum ruhe ich hier.“

nicht Urſache ſein, daß ihr ſteht, ich bitte ſezet euch, ich will, ſo ſchnell ich kann, durch die Felder und den Garten eilen, und euch Guſtav herauf ſenden, daß er euch nach Hauſe begleite."

„Das wird nicht nöthig ſein," erwiederte ſie, „es iſt ja noch nicht Abend, und ſelbſt wenn es Abend wäre, ſo droht wohl nirgends ringsherum eine Gefahr. Ich bin ſchon viel weiter allein gegangen, ich bin allein nach Hauſe zurückgekehrt, meine Mutter und unſer Gaſtfreund haben deßhalb keine Beſorgniſſe gehabt. Heute bin ich bis auf dem Raitbühel bei dem rothen Kreuze geweſen, und bin von dort zu der Bank hieher zurück gegangen."

„Das iſt ja faſt über eine Stunde Weges," ſagte ich.

„Ich weiß nicht, wie lange ich gegangen bin," antwortete ſie, „ich ging zwiſchen den Feldern hin, auf denen die ungeheure Menge des Getreides ſteht, ich ging an manchem Strauche hin, den der Rain enthält, ich ging an manchem Baume vorbei, der in dem Getreide ſteht, und kam zu dem rothen Kreuze, das aus den Saaten empor ragt."

„Wenn ich ſehr gut gehe," ſagte ich, „ſo brauche ich von hier bis zu dem rothen Kreuze eine Stunde."

„Ich habe, wie ich ſagte, die Zeit nicht gezählt,“ entgegnete ſie, „ich bin von hier zu dem Kreuze gegangen, und bin von dem Kreuze wieder hieher zurück gekehrt.“

Während dieſer Worte war ich aus der ungefügen Stellung im Graſe hinter dem Bänklein auf den freien Raum herüber getreten, der ſich vor dem Baume ausbreitet, Natalie hatte eine leichte Bewegung gemacht, und ſich wieder auf das Bänkchen geſezt.

„Nach einem ſolchen Gange bedürft ihr freilich der Ruhe,“ ſprach ich.

„Es iſt auch nicht gerade deßwillen,“ antwortete ſie, „weßhalb ich dieſe Bank ſuchte. So ermüdet ich bin, ſo könnte ich wohl noch recht gut den Weg durch die Felder und den Garten nach Hauſe, ja noch einen viel weiteren machen; aber es geſellte ſich zu dem körperlichen Wunſche noch ein anderer.“

„Nun?“

„Auf dieſem Plaze iſt es ſchön, das Auge kann ſich ergehen, ich bin bei meinen Gedanken, ich brauche dieſe Gedanken nicht zu unterbrechen, was ich doch thun muß, wenn ich zu den Meinigen zurück kehre.“

„Und darum ruhet ihr hier?“

„Darum ruhe ich hier.“

„Seid ihr von eurer Kindheit an gerne allein in den Feldern gegangen?“

„Ich erinnere mich des Wunſches nicht,“ antwortete ſie, „wie es denn überhaupt einige Zeitabſchnitte in meiner Kindheit gibt, an welche ich mich nicht genau erinnern kann, und da der Wunſch in meinem Gedächtniſſe nicht gegenwärtig iſt, ſo wird auch die Thatſache nicht geweſen ſein, obwohl es wahr iſt, daß ich als Kind lebhafte Bewegungen ſehr geliebt habe.“

„Und jezt führt euch eure Neigung öfter in das Freie?“ fragte ich.

„Ich gehe gerne herum, wo ich nicht beengt bin,“ antwortete ſie, „ich gehe zwiſchen den Feldern und den wallenden Saaten, ich ſteige auf die ſanften Hügel empor, ich wandere an den blätterreichen Bäumen vorüber, und gehe ſo fort, bis mich eine fremde Gegend anſieht, der Himmel über derſelben gleichſam ein anderer iſt, und andere Wolken hegt. Im Gehen ſinne und denke ich dann. Der Himmel die Wolken darin das Getreide die Bäume die Geſträuche das Gras die Blumen ſtören mich nicht. Wenn ich recht ermüdet bin, und auf einem Bänklein wie hier oder auf einem Seſſel in unſerem Garten oder ſelbſt auf einem Size in unſerem Zimmer ausruhen kann, ſo

denke ich, ich werde nun nicht wieder ſo weit gehen. — — Und wo ſeid denn ihr geweſen?“ fragte ſie, nachdem ſie ſich unterbrochen und ein Weilchen geſchwiegen hatte.

„Ich bin nach dem Eſſen von dem Erlenbache zu dem Teiche hinauf gegangen,“ antwortete ich, „dann durch das Gehölze auf den Balkhügel empor, von dem man die Gegend von Landegg ſieht, und den Thurm ſeiner Pfarrkirche erblicken kann. Von dem Balkhügel bin ich dann noch auf den Höhen fortgegangen, bis ich zu den Rohrhäuſern gekommen bin. Da ich dort ſchon zwei ſtarke Wegſtunden von dem Asperhofe entfernt war, ſchlug ich den Rückweg ein. Ich hatte im Hingehen viele Zeit verbraucht, weil ich häufig ſtehen geblieben war, und verſchiedene Dinge angeſehen hatte, deßhalb wählte ich nun einen kürzeren Rückgang. Ich ging auf Feldpfaden und manigfaltigen Kirchenwegen durch die Felder, bis ich zwiſchen Dernhof und Ambach wieder zu dem Seewalde und zu dem Erlenbache herabkam. Von dort aus waren mir Raine bekannt, die am kürzeſten auf die Felderraſt herüber führten. Obwohl auf ihnen kein Weg führt, ging ich doch auf ihrem Graſe fort, und kam ſo gegen euch herzu.“

„Da müßt ihr ja recht müde ſein," ſagte ſie, und machte eine Bewegung auf dem Bänklein, um mir Plaz neben ſich zu verſchaffen.

Ich wußte nicht recht, wie ich thun ſollte, ſezte mich aber doch an ihrer Seite nieder.

„Habt ihr etwa ein Buch mit euch genommen, um auf dieſer Bank zu leſen," fragte ich, „oder habt ihr nicht Blumen gepflückt?"

„Ich habe kein Buch mitgenommen, und habe keine Blumen gepflückt," antwortete ſie, „ich kann nicht leſen, wenn ich gehe, und kann auch nicht leſen, wenn ich im freien Felde auf einer Bank oder auf einem Steine ſize."

Wirklich ſah ich auch gar nichts neben ihr, ſie hatte kein Körbchen oder ſonſt irgend etwas, das Frauen gerne mit ſich zu tragen pflegen, um Gegenſtände hinein legen zu können; ſie ſaß müßig auf dem Bänklein, und ihr Strohhut, den ſie von dem Haupte genommen hatte, lag neben ihr in dem Graſe.

„Die Blumen pflücke ich," fuhr ſie nach einem Weilchen fort, „wenn ſie bei Gelegenheit an dem Wege ſtehen. Hier herum iſt meiſtens der Mohn, der aber wenig zu Sträußen paßt, weil er gerne die Blätter fallen läßt, dann ſind die Kornblumen die

Wegnelken die Glocken und andere. Oft pflücke ich auch keine Blumen, wenn sie noch so reichlich vor mir stehen."

Mir war es seltsam, daß ich mit Natalien allein unter der Esche der Felderrast size. Ihre Fußspizen ragten in den Staub der vor uns befindlichen offenen Stelle hinaus, und der Saum ihrer Kleider berührte denselben Staub. In der Krone der Esche rührte sich kein Blättchen; denn die Luft war still. Weit vor uns hinabgehend und weit zu unserer Rechten und Linken hin, so wie rückwärts war das grüne der Reife entgegen harrende Getreide. Aus dem Saume desselben, der uns am nächsten war, sahen uns der rothe Mohn und die blauen Kornblumen an. Die Sonne ging dem Untergange zu, und der Himmel glänzte an der Stelle, gegen die sie ging, fast weißglühend über die Saatfelder herüber, keine Wolke war, und das Hochgebirge stand rein und scharf geschnitten an dem südlichen Himmel.

„Und habt ihr bei dem rothen Kreuze auch ein wenig geruht?" fragte ich nach einer Weile.

„Bei dem rothen Kreuze habe ich nicht geruht," antwortete sie, „man kann dort nicht ruhen, es steht fast unter lauter Halmen des Getreides, ich lehnte

mich mit einem Arme an ſeinen Stamm, und ſah auf die Gegend hinaus, auf die Felder auf die Obſtbäume und auf die Häuſer der Menſchen, dann wendete ich mich wieder um, und ſchlug den Rückweg zu dieſem Bänklein ein.“

„Wenn heiterer Himmel iſt, und die Sonne ſcheint, dann iſt es in der Weite ſchön,“ ſagte ich.

„Es iſt wohl ſchön,“ erwiederte ſie, „die Berge gehen wie eine Kette mit ſilbernen Spizen dahin, die Wälder ſind ausgebreitet, die Felder tragen den Segen für die Menſchen, und unter all den Dingen liegt das Haus, in welchem die Mutter und der Bruder und der väterliche Freund ſind; aber ich gehe auch an bewölkten Tagen auf den Hügel, oder an ſolchen, an denen man nichts deutlich ſehen kann. Als Beſtes bringt der Gang, daß man allein iſt, ganz allein, ſich ſelber hingegeben. Thut ihr bei euren Wanderungen nicht auch ſo, und wie erſcheint denn euch die Welt, die ihr zu erforſchen trachtet?“

„Es war zu verſchiedenen Zeiten verſchieden,“ antwortete ich; „einmal war die Welt ſo klar als ſchön, ich ſuchte Manches zu erkennen, zeichnete Manches, und ſchrieb mir Manches auf. Dann wurden alle Dinge ſchwieriger, die wiſſenſchaftlichen Auf-

gaben waren nicht ſo leicht zu löſen, ſie verwickelten ſich, und wieſen immer wieder auf neue Fragen hin. Dann kam eine andre Zeit; es war mir, als ſei die Wiſſenſchaft nicht mehr das Lezte, es liege nichts daran, ob man ein Einzelnes wiſſe oder nicht, die Welt erglänzte wie von einer innern Schönheit, die man auf ein Mal faſſen ſoll, nicht zerſtückt, ich bewunderte ſie, ich liebte ſie, ich ſuchte ſie an mich zu ziehen, und ſehnte mich nach etwas Unbekanntem und Großem, das da ſein müſſe."

Sie ſagte nach dieſen Worten eine Zeit hindurch nichts; dann aber fragte ſie: „Und ihr werdet in dieſem Sommer noch einmal in euren Aufenthaltsort zurückkehren, den ihr euch jezt zu eurer Arbeit auserkoren habt?"

„Ich werde in denſelben zurück kehren," antwortete ich.

„Und den Winter bringt ihr bei euren lieben Angehörigen zu?" fragte ſie weiter.

„Ich werde ihn wie alle bisherigen in dem Hauſe meiner Eltern verleben," ſagte ich.

„Und ſeid ihr in dem Winter im Sternenhofe?" fragte ich nach einiger Zeit.

„Wir haben ihn früher zuweilen in der Stadt zu-

gebracht," antwortete ſie, „jezt ſind wir ſchon einige Male in dem Sternenhofe geblieben, und zwei Mal haben wir eine Reiſe gemacht."

„Habt ihr außer Klotilden keine andere Schweſter?" fragte ſie, nachdem wir wieder ein Weilchen geſchwiegen hatten.

„Ich habe keine andere," erwiederte ich, „wir ſind nur zwei Kinder, und das Glück, einen Bruder zu beſizen, habe ich gar nie kennen gelernt."

„Und mir iſt wieder das Glück eine Schweſter zu haben nie zu Theil geworden," antwortete ſie.

Die Sonne war ſchon untergegangen, die Dämmerung trat ein, und wir waren immer ſizen geblieben. Endlich ſtand ſie auf, und langte nach ihrem Hute, der in dem Graſe lag. Ich hob denſelben auf, und reichte ihn ihr dar. Sie ſezte ihn auf, und ſchickte ſich zum Fortgehen an. Ich both ihr meinen Arm. Sie legte ihren Arm in den meinigen, aber ſo leicht, daß ich ihn kaum empfand. Wir ſchlugen nicht den Weg auf den Anhöhen hin zu dem Gartenpförtchen ein, das in der Nähe des Kirſchbaumes iſt, ſondern wir gingen auf dem Pfade, der von der Felderraſt zwiſchen dem Getreide abwärts läuft, gegen den Meierhof hinab. Wir ſprachen nun gar nicht mehr.

Ihr Kleid fühlte ich ſich neben mir regen, ihren Tritt fühlte ich im Gehen. Ein Wäſſerlein, das unter Tags nicht zu vernehmen war, hörte man rauſchen, und der Abendhimmel, der immer goldener wurde, flammte über uns und über den Hügeln der Getreide und um manchen Baum, der beinahe ſchwarz da ſtand. Wir gingen bis zu dem Meierhofe. Von demſelben gingen wir über die Wieſe, die zu dem Hauſe meines Gaſtfreundes führt, und ſchlugen den Pfad zu dem Gartenpförtchen ein, das in jener Richtung in der Gegend der Bienenhütte angebracht iſt. Wir gingen durch das Pförtchen in den Garten, gingen an der Bienenhütte hin, gingen zwiſchen Blumen die da ſtanden, zwiſchen Geſträuch das den Weg ſäumte, und endlich unter Bäumen dahin, und kamen in das Haus. Wir gingen in den Speiſeſaal, in welchem die andern ſchon verſammelt waren. Natalie zog hier ihren Arm aus dem meinigen. Man fragte uns nicht, woher wir gekommen wären, und wie wir uns getroffen hätten. Man ging bald zu dem Abendeſſen, da die Zeit desſelben ſchon heran gekommen war. Während des Eſſens ſprachen Natalie und ich faſt nichts.

Als wir uns im Speiſeſaale getrennt hatten, und

als jedes in ſein Zimmer gegangen war, löſchte ich die Lichter in dem meinigen ſogleich aus, ſezte mich in einen der gepolſterten Lehnſtühle, und ſah auf die Lichttafeln, welche der inzwiſchen heraufgekommene Mond auf die Fußböden meiner Zimmer legte. Ich ging ſehr ſpät ſchlafen, las aber nicht mehr, wie ich es ſonſt in jeder Nacht gewohnt war, ſondern blieb auf meinem Lager liegen, und konnte ſehr lange den Schlummer nicht finden.

In den Tagen, die auf jenen Abend folgten, ſchien es mir, als weiche mir Natalie aus. Die Zithern hörte ich wieder in ein paar Nächten, ſie wurden ſehr gut geſpielt, was ich jezt mehr empfinden und beurtheilen konnte als früher. Ich ſprach aber nichts darüber, und noch weniger ſagte ich etwas davon, daß ich ſelber in dieſem Spiele nicht mehr ſo unerfahren ſei. Meine Zither hatte ich nie in das Roſenhaus mitgenommen.

Endlich nahte die Zeit, in welcher man in den Sternenhof gehen ſollte. Mathilde und Natalie reiſten in Begleitung ihrer Dienerin früher dahin, um Vorkehrungen zu treffen und die Gäſte zu empfangen. Wir ſollten ſpäter folgen.

In der Zeit zwiſchen der Abreiſe Mathildens und

der unſrigen that mein Gaſtfreund eine Bitte an mich. Sie beſtand darin, daß ich ihm in dem kommenden Winter eine genaue Zeichnung von den Vertäflungen anfertigen möchte, welche ich meinem Vater aus dem Lauterthale gebracht hatte, und welche von ihm in die Pfeiler des Glashäuschens eingeſezt worden waren. Die Zeichnung möchte ich ihm dann im nächſten Sommer mitbringen. Ich fühlte mich ſehr vergnügt darüber, daß ich dem Manne, zu welchem mich eine ſolche Neigung zog, und dem ich ſo viel verdankte, einen Dienſt erweiſen konnte, und verſprach, daß ich die Zeichnung ſo genau und ſo gut machen werde, als es meine Kräfte geſtatten.

An einem der folgenden Tage fuhren mein Gaſtfreund Euſtach Roland Guſtav und ich in den Sternenhof ab.

4.

Das Feſt.

Ein Feſt in dem Sinne, wie man das Wort gewöhnlich nimmt, war es nicht, was in dem Sternenhofe vorkommen ſollte, ſondern es waren mehrere Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Beſuche eingeladen worden, und dieſe Einladungen hatte man auch nicht eigens und feierlich ſondern nur gelegentlich gemacht. Übrigens ſtand es in Hinſicht des Sternenhofes ſo wie des Asperhofes jedem Freunde und jedem Bekannten frei, zu was immer für einer Zeit einen Beſuch zu machen, und eine Weile zu bleiben.

Als wir am zweiten Tage nach unſerer Abreiſe von dem Asperhofe — wir hatten einen kleinen Umweg gemacht — in dem Sternenhofe eintrafen, waren ſchon mehrere Menſchen verſammelt. Fremde Diener, zuweilen ſeltſam gekleidet, gingen, wie ſich das alle-

mal findet, wenn mehrere Familien zuſammen kommen, in der Nähe des Schloſſes herum oder auf dem Wege zwiſchen dem Meierhofe und dem Schloſſe hin und her. Man hatte einen Theil der Wägen und Pferde in dem Meierhofe untergebracht. Wir fuhren bei dem Thore hinein, und unſer Wagen hielt im Hofe. Ich hatte ſchon, da wir den Hügel hinan fuhren, und uns dem Schloſſe näherten, einen Blick auf deſſen vorderſte Mauer geworfen, an der jezt die bloßen Steine ohne Tünche ſichtbar waren, und hatte mein Urtheil ſchnell gefaßt. Mir gefiel die neue Geſtalt um Außerordentliches beſſer als die frühere, an welche ich jezt kaum zurück denken mochte. Meine Begleiter äußerten ſich während des Hinzufahrens nicht, ich ſagte natürlich auch nichts. Im Hofe näherten ſich Diener, welche unſer Gepäcke in Empfang nehmen und Wagen und Pferde unterbringen ſollten. Der Hausverwalter führte uns die große Treppe hinan, und geleitete uns in das Geſellſchaftszimmer. Dasſelbe war eines von jenen Zimmern, die in einer Reihe fortlaufen, und mit den neuen im Asperhofe verfertigten Geräthen verſehen ſind. Die Thüren aller dieſer Zimmer ſtanden offen. Mathilde ſaß an einem Tiſche und eine ältliche Frau neben ihr. Mehrere an-

dere Frauen und Mädchen ſo wie ältere und jüngere Männer ſaßen an verſchiedenen Stellen umher. Auf dem unſcheinbarſten Plaze ſaß Natalie. Mathilde ſo wie Natalie waren gekleidet, wie die Frauen und Mädchen von den beſſeren Ständen gekleidet zu ſein pflegten; aber ich konnte doch nicht umhin, zu bemerken, daß ihre Kleider weit einfacher gemacht und verziert waren als die der anderen Frauen, daß ſie aber viel beſſer zuſammen ſtimmten und ein edleres Gepräge trugen, als man dies ſonſt findet. Mir war, als ſähe ich den Geiſt meines Gaſtfreundes daraus hervorblicken, und wenn ich an höhere Kreiſe unſerer Stadt, zu denen ich Zutritt hatte, dachte, ſo ſchien es mir auch, daß gerade dieſer Anzug derjenige vornehme ſei, nach welchem die andern ſtrebten. Mathilde ſtand auf und verbeugte ſich freundlich gegen uns. Das thaten die andern auch, und wir thaten es gegen Mathilde und gegen die andern. Hierauf ſezte man ſich wieder, und der Hausverwalter und zwei Diener ſorgten, daß wir Size bekamen. Ich ſezte mich an eine Stelle, welche ſehr wenig auffällig war. Die Sitte des gegenſeitigen Vorſtellens der Perſonen, wie ſie faſt überall vorkömmt, ſcheint in dem Roſenhauſe und in dem Sternenhofe nicht

ſtrenge gebräuchlich zu ſein; denn ich wußte ſchon mehrere Fälle, in denen es unterblieben war; beſonders wenn ſich mehrere Menſchen zuſammen gefunden hatten. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit unterblieb es auch. Man überließ es eher den Bemühungen des Einzelnen, ſich die Kenntniß über eine Perſon zu verſchaffen, an der ihm gelegen war, oder man überließ es eher dem Zufalle, mit einander bekannt zu werden, als daß man bei jedem neuen Ankömmlinge das Verzeichniß der Anweſenden gegen ihn wiederholt hätte. Zudem ſchienen ſich hier die meiſten Perſonen zu kennen. Mich wollte man wahrſcheinlich aus dem Spiele laſſen, weil ich nie, wenn fremde Menſchen in den Asperhof gekommen waren, gefragt hatte, wer ſie ſeien. Guſtav benahm ſich hier auch beinahe wie ein Fremder. Nachdem er ſich gegen ſeine Mutter ſehr artig verbeugt, in die allgemeine Verbeugung gegen die andern eingeſtimmt, und Natalien zugelächelt hatte, ſezte er ſich beſcheiden auf einen abgelegenen Plaz, und hörte aufmerkſam zu. Mein Gaſtfreund und Euſtach ſo wie auch Roland waren in den gebräuchlichen Beſuchkleidern, ich ebenfalls. Mir kamen dieſe Männer in ihren ſchwarzen Kleidern fremder und faſt geringer vor als in

ihrem gewöhnlichen Hausanzuge. Mein Gastfreund war bald mit verschiedenen Anwesenden im Gespräche. Allgemein wurde von allgemeinen und gewöhnlichen Dingen geredet, und das Gespräch ging bald zwischen einzelnen bald zwischen mehreren Personen hin und wider. Ich sprach wenig und fast ausschließlich nur, wenn ich angeredet und gefragt wurde. Ich sah auf die Versammlung vor mir oder auf manchen Einzelnen oder auf Natalien. Roland rückte einmal seinen Stuhl zu mir, und knüpfte ein Gespräch über Dinge an, die uns beiden nahe lagen. Wahrscheinlich that er es, weil er sich eben so vereinsamt unter den Menschen empfand wie ich.

Nachdem man den Nachmittagsthee, bei dem man eigentlich versammelt war, verzehrt, und sich schon zum größten Theile erhoben hatte, und in Gruppen zusammen getreten war, wurde der Vorschlag gemacht, sich in den Garten zu begeben, und dort einen Spaziergang zu machen. Der Vorschlag fand Beifall. Mathilde erhob sich und mit ihr die älteren Frauen. Die jüngeren waren ohnehin schon gestanden. Ein schöner alter Herr, wahrscheinlich der Gatte der ältlichen Frau, welche neben Mathilden gesessen war, both der Hausfrau den Arm, um sie über die Treppe

hinab zu geleiten, dasſelbe that mein Gaſtfreund mit der ältlichen Frau. Einige Paare entſtanden noch auf dieſe Weiſe, das Andere ging gemiſcht. Ich blieb ſtehen, und ließ die Leute an mir vorüber gehen, um mich nicht vorzudrängen. Natalie ging mit einem ſchönen Mädchen an mir vorüber, und ſprach mit demſelben als ſie an mir vorbei ging. Ich war mit Roland und Guſtav der lezte, welcher über die Treppe hinab ging. Im Garten war es ſo, wie es bei einer größeren Anzahl von Gäſten in ähnlichen Fällen immer zu ſein pflegt. Man bewegte ſich langſam vorwärts, man blieb bald hier bald da ſtehen, betrachtete dieſes oder jenes, beſprach ſich, ging wieder weiter, löste ſich in Theile, und vereinigte ſich wieder. Ich achtete auf alles, was geſprochen wurde, gar nicht. Natalie ſah ich mit demſelben Mädchen gehen, mit dem ſie an mir in dem Geſellſchaftszimmer vorüber gegangen war, dann geſellten ſich noch ein paar hinzu. Ich ſah ſie mit ihrem lichtbraunen Seidenkleide zwiſchen andern hervorſchimmern, dann ſah ich ſie wieder nicht, dann ſah ich ſie abermals wieder. Gebüſche deckten ſie dann ganz. Die jungen Männer, welche ich in der Geſellſchaft getroffen hatte, gingen bald mit dem älteren Theile bald mit dem jüngeren.

Roland und Guſtav geſellten ſich zu mir, und wenn Guſtav fragte, wie es dort ausſehe, wo ich jezt gearbeitet habe, ob hohe Berge ſind weite Thäler, und ob es ſo freundlich iſt wie am Lauterſee, und ob ich noch weiter vordringen wolle, und in welche Berge ich dann komme: ſo ſprach Roland wieder von den Anweſenden, und nannte mir manchen, und erzählte mir von ihren Verhältniſſen. Durch ſeine Reiſen in dem Lande durch ſeinen Aufenthalt in Kirchen Kapellen verfallenen Schlöſſern und an allen bedeutenderen Orten erfuhr er mehr als irgend ein anderer erfahren konnte, und durch ſein lebhaftes Weſen und ſein gutes Gedächtniß wurde er zur Erforſchung angeleitet, und war im Stande, das Erforſchte zu bewahren. Die ältliche Frau, welche wir bei unſerem Eintritte in das Geſellſchaftszimmer neben Mathilden ſizen geſehen hatten, war die Beſizerin eines großen Anweſens etwa eine halbe Tagereiſe von dem Sternenhofe entfernt. Ihr Name war Tillburg, wie auch ihr Schloß hieß. Sie hatte ſich mit allen Annehmlichkeiten und mit allem, was prächtig war, umringt. Ihre Gewächshäuſer waren die ſchönſten im Lande, ihr Garten enthielt alles, was in der Zeit als vorzüglich auftauchte, und wurde von zwei Gärtnern und einem

Obergärtner nebſt vielen Gehilfen beſorgt, ihre Zimmer wieſen Geräthe und Stoffe von allen Hauptſtädten der Welt auf, und ihre Wägen waren das Bequemſte und Zierlichſte, was man in dieſer Art hatte. Gemälde Bücher Zeitſchriften kleine Spielereien waren in ihren Wohnzimmern zerſtreut. Sie machte Beſuche in der Umgegend, und empfing auch ſolche gerne. Im Winter iſt ſie ſelten in ihrem Schloſſe und immer nur auf kurze Zeit, ſie macht gerne Reiſen, und hält ſich beſonders oft in ſüdlichen Gegenden auf, von denen ſie Merkwürdigkeiten zurückbringt. Sie war die einzige Tochter und Erbin ihrer Eltern, ein Bruder, den ſie hatte, war in der zarteſten Jugend geſtorben. Der Mann mit dem freundlichen Angeſichte, welcher Mathilden aus dem Saale geführt hatte, war ihr Gatte. Er war ebenfalls das einzige Kind reicher Eltern, die Verbindung hatte ſich ergeben, und ſo waren zwei große Vermögen in eins zuſammen gekommen. Er theilte nicht gerade die Liebhabereien ſeiner Gattin, war ihnen aber auch nicht entgegen. Er hatte keine Leidenſchaften, war einfach, machte ſeiner Gattin, die er ſehr liebte, gerne eine Freude, und fand in den Reiſen derſelben, auf denen er ſie begleitete, halb ſein eigenes Vergnügen halb

eines, weil er das ihrige theilte. Er verwaltete aber von jeher die Beſitzungen ſehr einſichtig. Die Tillburg ſtammt von ihm. Einer von den jungen Männern, die im Geſellſchaftszimmer waren, der ſchlanke Mann mit den lebhaften dunkeln Augen iſt der Sohn und zwar das einzige Kind dieſer Eheleute, er iſt gut erzogen worden, und man kann nicht wiſſen, ob von Tillburg her nicht zartere Beziehungen zu dem Sternenhofe gewünſcht werden.

Guſtav machte bei dieſen Worten eine leichte Seitenbewegung gegen Roland, ſah ihn an, ſagte aber nichts.

Ich erinnerte mich der Tillburg, die ich ſehr gut kannte aber nie betreten hatte. Ich war öfter in ihrer Nähe vorüber gekommen, und hatte die vier runden Thürme an ihren vier Ecken, denen man in der neueren Zeit eine lichte Farbe gegeben hatte, eine Tünche, wie man ſie gerade jezt von dem Sternenhofe wieder weg haben will, nicht angenehm empfunden, wie ſie ſich ſo ſcharf von dem Grün der nahen Bäume und dem Blau der fernen Berge und des Himmels abhoben, welchen lezteren ſie beinahe finſter machten.

„Der kleinere Mann mit den weißen Haaren, der in der Nähe des mittleren Fenſters geſeſſen und öfter

aufgestanden war," fuhr Roland fort, „ist der Besitzer von Haßberg. Sein Vater hatte die Besitzung erst gekauft, und sie ursprünglich für einen jüngeren Sohn bestimmt, da der ältere das Stammgut Weißbach erben sollte; allein der jüngere Sohn und der Vater starben, und so hatte der ältere Weißbach und Haßberg. Er übergab nach einiger Zeit seinem Sohne das Stammgut, und zog sich nach Haßberg zurück. Er ist einer jener Männer, die immer erfinden und bauen müssen. In Weißbach hat er schon mehrere Bauten aufgeführt. In Haßberg richtete er eine Musterwirthschaft ein, er verbesserte die Felder und Wiesen, und friedigte sie mit schönen Hecken ein, er errichtete einen auserlesenen Viehstand, und führte in geschützten Lagen den Hopfenbau ein, der sich unter seine Nachbarn verbreitete und eine Quelle des Wohlstandes eröffnete. Er dämmte dem Ritflusse Wiesen ab, er mauerte die Ufer des Mühlbaches heraus, er baute eine Flachsröstanstalt, baute neue Ställe Scheuern Trockenhäuser Brücken Stege Gartenhäuser, und ändert im Innern des Schlosses beständig um. Er ist im Laufe des ganzen Tages mit Nachschauen und Anordnen beschäftigt, zeichnet und entwirft in der Nacht, und wenn irgendwo im Lande über Führung

einer Straße oder Anlegung eines Bewirthſchaftungsplanes oder Errichtung eines Gebäudes Rath gepflogen wird, ſo wird er gerufen, und er macht bereitwillig die Reiſen auf ſeine eigenen Koſten. Selbſt bei der Regierung des Landes iſt ſein Wort nicht ohne Bedeutung. Die Frau mit dem aſchgrauen Kleide iſt ſeine Gattin und die zwei Mädchen, welche vor Kurzem mit Natalie gegen die Eichen zugingen, ſind ſeine Töchter. Frau und Töchter reden ihm zu, er ſolle ſich mehr Ruhe gönnen, da er ſchon alt wird, er ſagt immer: ‚Das iſt das Lezte, was ich baue;‘ allein ich glaube, den lezten Plan zu einem Baue wird er auf ſeinem Todtenbette machen. Unſer Freund hält in dieſen Dingen große Stücke auf ihn.“

Da wir um die Ecke eines Gebüſches bogen, und gegen die Eichen, welche an der Eppichwand ſtehen, zugingen, ſahen wir wieder eine Menſchengruppe vor uns. Roland, der einmal im Zuge war, ſagte: „Der Mann in dem feinen ſchwarzen Anzuge, vor dem ſeine Gattin in dem nelkenbraunen Seidenkleide geht, iſt der Freiherr von Wachten, deſſen Sohn hier ebenfalls zugegen iſt, ein Mann von mittelgroßer Geſtalt, der im Geſellſchaftszimmer ſo lange am Eckfenſter geſtanden war, ein junger Mann von vielen ange-

nehmen Eigenſchaften, der aber zu oft in den Sternenhof kömmt, als daß es ſich durch bloßen Zufall erklären ließe. Der Freiherr verwaltet ſeine Beſitzungen gut, er hat keine beſondere Vorliebe, hält alles und jedes in der ihm zugehörigen Ordnung, und wird immer reicher. Da er nur den einzigen Sohn und keine Tochter hat, ſo wird die künftige Gattin ſeines Sohnes eine ſehr anſehnliche und ſehr reiche Frau. Die Familie lebt im Winter häufig in der Stadt. Die Güter liegen etwas zerſtreut. Thondorf mit den ſchönen Wieſen und dem großen Waldgarten müßt ihr ja kennen."

„Ich kenne es," antwortete ich.

„Auf dem Randek hat er ein zerfallendes Schloß," fuhr Roland fort, „in welchem wunderſchöne Thüren ſind, die aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſtammen dürften. Der Verwalter räth ihm, die Thüren nicht herzugeben, und ſo zerfallen ſie nach und nach. Sie ſind in unſern Zeichnungsbüchern enthalten, und würden Gemächer im Stile jener Zeit gebaut und eingerichtet ſehr zieren. Sogar zu Tiſchen oder anderen Dingen, falls man ſie als Thüren nicht verwenden könnte, würden ſie ſehr brauchbar ſein. Ich habe auch in der ſehr zerfallenen Kapelle von Randek außer-

ordentlich ſchöne Tragſteine gezeichnet. Meiſtens wohnt der Freiherr im Sommer in Wahlſtein ſchon ziemlich tief in den Bergen, wo die Elm hervorſtrömt."

„Ich kenne den Siz," antwortete ich, „und kenne auch die Familie im Allgemeinen."

„Der Mann mit den ſchneeweißen Haaren," ſprach Roland weiter, „heißt Sandung, er veredelt die Schafzucht, und der eine von den zwei neben ihm gehenden Männern iſt der Beſizer des ſogenannten Berghofes ein allgemein geachteter Mann und der andere iſt der Oberamtmann von Landegg. Es fehlen noch die vom Inghof, dann ſind mehrere Vertreter der hier herum wohnenden Leute vorhanden. Ich theile ſie, wenn ich in meiner Liebhaberei im Lande herum reiſe, nach ihren Liebhabereien in Gruppen ein, und man könnte eine Landmappe ſo nach dieſen Liebhabereien mit Farben zeichnen, wie ihr die Gebirge mit Farben zeichnet, um das Vorkommen der verſchiedenen Geſteine anzuzeigen."

Da wir wieder eine Wendung machten, ganz nahe an der rechten Seite der Eppichwand, ging Mathilde mit der Frau von Tillburg auf einem Nebenwege gegen uns hervor. Sie blieb vor uns ſtehen,

und sagte zu mir: „Ihr habt meiner Brunnennimphe nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt, als ihr solltet; ihr zieht die Gestalt auf der Treppe unsers Freundes zu sehr vor. Sie verdient es wohl; allein ihr müßt doch die hiesige auch ein wenig genauer ansehen, und sie mir ein wenig schön heißen."

„Ich habe sie schön geheißen," erwiederte ich, „und wenn meine ganz unbedeutende Meinung etwas gilt, so soll ihr die Anerkennung gewiß nicht entgehen."

„Wir besuchen nun ohnehin alle die Grotte," entgegnete sie.

Nach diesen Worten ging sie mit ihrer Begleiterin auf dem Hauptwege gegen die Eppichwand vor, wir folgten. Die anderen kamen in verschiedenen Richtungen herzu, und man ging zu der Marmorgestalt in der Brunnenhalle.

Einige gingen hinein, andere blieben mehr am Eingange stehen, und man redete über die Gestalt. Diese ruhte indessen in ihrer Lage, und die Quelle rann sanft und stetig fort. Es waren nur allgemeine Dinge, welche über das Bildwerk gesprochen wurden. Mir kam es fremd vor, die geputzten Menschen in den verschiedenfarbigen Kleidern vor dem reinen weißen

weichen Marmor ſtehen zu ſehen. Roland und ich ſprachen nichts.

Man entfernte ſich wieder von dem Marmor, ging langſam an der Eppichwand hin, und ſtieg die Stufen zu der Ausſicht empor. Auf dieſer verweilte man eine Zeit, und ging dann gegen die Linden zurück. Nach Betrachtung der Linden und des ſchönen Plazes unter ihnen begab ſich der Zug wieder auf den Rückweg in das Schloß. Euſtach hatte ich beinahe die ganze Zeit nicht geſehen.

Zugleich mit uns kamen im Schloſſe Wägen an, in denen die von Ingheim und noch einige Gäſte ſaßen. Nachdem man ſich bewillkommt hatte, und nachdem die Angekommenen ſich von den überflüſſigen Reiſekleidern befreit hatten, theilte ſich, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten ſtets vorkömmt, die Geſellſchaft in Gruppen, von denen einige vor dem Hauſe ſtanden und plauderten, andere auf den Sandwegen im Raſen herumgingen, wieder andere gegen den Meierhof wandelten. Als die Abendröthe hinter den Bäumen erſchien, die in ſchönen Zeilen im Weſten des Schloſſes die Felder ſäumten, und als ihr Glühen immer bläſſer wurde und dem Gelb des Spätabends Plaz machte, ſammelten ſich die Leute

wieder. Die einen kehrten von ihrem Spaziergange die anderen von ihrem Geſpräche die dritten von ihrer Betrachtung verſchiedener Gegenſtände zurück, und man begab ſich in das Speiſezimmer. In demſelben begann nun ein Abend, wie ſie auf dem Lande, wo man von dem Umgange mit Seinesgleichen viel ausgeſchloſſener iſt, zu den vergnügteſten gehören. Ich habe dieſe Betrachtung, da ich im Sommer immer ferne von der Stadt war, öfter machen können. Da man Menſchen, mit denen man gleiche Geſinnungen und gleiche Meinungen hat, auf dem Lande viel ſeltener ſieht als in der Stadt, da man mit dem Raume nicht ſo kargen muß wie in der Stadt, wo jede Familie nur das mit vielen Koſten erſchwingt, was ſie für ſich und nächſte Angehörige braucht, da die Lebensmittel auf dem Lande gewöhnlich aus der erſten und unmittelbaren Quelle bei der Hand ſind, auch ſtrenge Anforderungen hierin nicht gemacht werden: ſo iſt man auf dem Lande viel gaſtfreundlicher als in der Stadt, und Gelegenheiten, wo man ſich in einem Zimmer und um einen Tiſch verſammelt, werden da viel fröhlicher ungezwungener und auch herzlicher begangen, weil man ſich freut, ſich wieder zu ſehen, weil man um alles fragen will, was ſich an

den verſchiedenen Stellen, woher die Ankömmlinge gekommen ſind, zugetragen hat, weil man die eigenen Erlebniſſe mittheilen, und weil man ſeine Anſichten austauſchen will.

Der Tiſch war ſchon gedeckt, der Hausverwalter wies allen ihre Pläze an, die zur Vermeidung von dennoch möglichen Verwirrungen noch überdieß durch von ſeiner Hand geſchriebene Zettel bezeichnet waren, und man ſezte ſich. Der Mann hatte geſorgt, daß ſolche, die ſich gut kannten, nahe zuſammen kamen. Deßohngeachtet ſchritt man mit der Freimüthigkeit des Landes und alter Bekannter dazu, die Zettel noch zu verwechſeln, und ſich gegen die Anordnungen des Mannes zuſammen zu ſezen. Von der Decke des Zimmers hing eine ſanft brennende Lampe hernieder, und außer ihr wurde die Tafel noch durch vertheilte ſtrahlende Kerzen erhellt. Mathilde nahm den Mittelſiz ein, und richtete ihre Freundlichkeit und ihr ruhiges Weſen gegen alle, die in ihrem Bereiche waren, und ſelbſt gegen die entfernteſten Pläze ſuchte ſie ihre Aufmerkſamkeit zu erſtrecken. Die bekannteren und älteren Gäſte ſaßen ihr zunächſt, die jüngeren entfernter. Julie die Tochter Ingheims mit den heiteren braunen Augen ſaß mir faſt gegenüber, ihre

Schweſter die blauäugige Apollonia etwas weiter unten. Sie hatten ſehr geſchmackvolle Kleider an, das Geſchmeide, das ſie trugen, hätte, wie ich meinte, etwas weniger ſein ſollen. Neben beiden ſaßen die jungen Männer Tillburg und Wachten. Natalie ſaß zwiſchen Euſtach und Roland. Ob es ſo angeordnet, ob es ihre eigene Wahl war, wußte ich nicht. Man trug ein einfaches Mahl auf, und fröhliche Geſpräche belebten es. Man ſprach von den Begebniſſen der Gegend, man neckte ſich mit kleinen Erlebniſſen, man theilte ſich Erfahrungen mit, die man in ſeinem Kreiſe gemacht hatte, man ſprach von Büchern, die in der Gegend neu waren, und beurtheilte ſie, man erzählte, was man im Bereiche ſeiner Liebhaberei Neues erworben, was man für Reiſen gemacht und was man für fernere vorhabe. Auch auf die Geſchichte des Landes kam es, auf ſeine Verwaltung, auf Verbeſſerungen, die zu machen wären, und auf Schäze, die noch ungehoben liegen. Selbſt Wiſſenſchaft und Kunſt war nicht ausgeſchloſſen. Mancher Scherz erheiterte die Anweſenden, und man ſchien ſehr vergnügt, ſich ſo in einen Kreis verſammelt zu haben, wo ſich Neues ergab, und wo man Altes wieder beleben konnte.

Nach ein paar ſchnell vergangenen Stunden ſtand

man auf, die Lichter zu dem Gange in die verſchiedenen Schlafgemächer wurden angezündet, und man begab ſich allmählich zur Ruhe.

Am andern Morgen nach dem Frühmahle, da die höher geſtiegene Sonne die Gräſer bereits getrocknet hatte, begab man ſich in das Freie, um das Urtheil über die Arbeiten an der Vorderſeite des Hauſes zu fällen. Alle gingen mit. Selbſt Dienerſchaft ſtand ſeitwärts in der Nähe, als ob ſie wüßte, was geſchehe — und ſie wußte es wohl auch — und als ob ſie ſich dabei betheiligen ſollte. Man ging einige hundert Schritte von der Vorderſeite des Hauſes weg, wendete ſich dann um, blieb im Graſe ſtehen, und betrachtete die von der Tünche befreite Wand. Hierauf umging man in einem weiten Bogen eine Ecke des Hauſes, um auch eine Wand zu ſehen, auf welcher ſich noch die Tünche befand. Nachdem man beides wohl angeſchaut hatte, nahm man einen Stand ein, der beide Anſichten geſtattete.

Nach und nach wurden Meinungen laut. Man fragte zuerſt die älteren und anſehnlicheren Gäſte. Dieſe gaben faſt alle ihr Urtheil unbeſtimmt und mit Vorſicht ab. Beide Einrichtungen hätten ihr Gutes, an beiden wird etwas auszuſtellen ſein, und es komme

auf Geſchmack und Vorliebe an. Da das Geſpräch allgemeiner wurde, traten ſchon manche Meinungen abgeſchloſſener hervor. Einige ſagten, es ſei etwas Beſonderes und nicht überall Vorkommendes, die nackten Steine aus einer Wand ſtehen zu laſſen. Wenn die Koſten nicht zu ſcheuen ſind, möge man es an dem ganzen Schloſſe ſo machen, und man habe dann etwas ſehr Eigenes. Andere meinten, es ſei doch überall Sitte, die Wände ſelbſt gegen Außen mit einer Tünche zu bekleiden, ein licht getünchtes Haus ſei ſehr freundlich, darum hätten auch die Vorbeſizer dieſes Hauſes ſo gethan, um ſein Anſehen dem neuen Geſchmacke näher zu bringen. Darauf ſagten wieder andere, die Gedanken der Menſchen ſeien wechſelvoll, einmal habe man die großen viereckigen Steine, aus denen das Äußere dieſer Wände beſtehe, nackt hervor ſehen laſſen, ſpäter habe man ſie überſtrichen, jezt ſei eine Zeit gekommen, wo man wieder auf das Alte zurück gehe, und es verehre, man könne alſo die Steine wieder nackt legen. Mein Gaſtfreund vernahm die Meinungen, und antwortete in unbeſtimmten und nicht auf eine einzelne Anſicht geſtellten Worten, da alles, was geſagt wurde, ſich ungefähr in demſelben Kreiſe bewegte. Mathilde ſprach nur Unbedeutendes, und

Euſtach und Roland ſchwiegen ganz. Von der feurigen Natur des lezten wunderte es mich am meiſten. Ich ſchloß aus dieſer Thatſache, daß meine Freunde ihre Meinung entweder ſchon gefaßt hatten, oder daß ſie dieſelbe erſt für ſich faſſen wollten. Dieſe eben abgehaltene Beſchau erſchien mir alſo als etwas Allgemeines Unweſentliches als eine nachbarliche Artigkeit als eine Gelegenheit, zuſammen zu kommen, um ſich gemeinſchaftlich zu ſehen und zu ſprechen, wie man es bei andern Anläſſen auch thut.

Mir erſchien die Bloslegung der Steine unbedingt als das Natürlichſte. Wie ich wohl ſchon erkennen gelernt hatte, iſt bei Denkmälern — und je größer und würdiger ſie ſein ſollen, um deſto mehr iſt dies der Fall — der Stoff nicht gleichgültig, und dann darf er aber nicht mit Fremdartigem vermengt werden. Ein Siegesbogen, ſelbſt wenn er unter Dach ſteht, darf von Marmor ſein, weniger ſchon von Ziegeln oder Holz, ganz und gar nicht von gegoſſenem Eiſen oder feſtgeklebtem Papier. Eine Bildſäule kann von Marmor Metall oder Holz ſein, weniger von groben Steinen, ganz und gar nicht von allerlei zuſammengefügten Beſtandtheilen. Unſere neuen Häuſer, die nur beſtimmt ſind, Menſchen aufzunehmen,

um ihnen Obdach zu geben, haben nichts Denkmalartiges, ſei es ein Denkmal für den Glanz einer Familie, ſei es ein Denkmal der abgeſchloſſenen und wohlgenoſſenen Wohnlichkeit für irgend ein Geſchlecht. Darum werden ſie fachartig aus Ziegeln gebaut, und mit einer Schicht überſtrichen, wie man auch lackirtes Geräthe macht, oder künſtliches Geſtein malt. Schon die aus bloßem Holze zur Wohnung eines Geſchlechtes in unſern Gebirgsländern (nicht zur Spielerei in Gärten) erbauten Häuſer haben Denkmalartiges, noch mehr die Schlöſſer, die aus feſten Steinen gefügt ſind, die Thorbogen die Pfeiler die Brücken und noch mehr die aus Stein gebauten Kirchen. Daraus ergab ſich mir von ſelber, daß diejenigen, die dieſes Schloß ſo bauten, daß die Außenſeiten der Wände feſt gefügte viereckige unbeſtrichene Steine ſind, Recht gehabt haben, und daß die, welche die Steine beſtrichen, im Unrechte waren, und daß die, welche ſie wieder blos legen, abermals im Rechte ſind. Ich ſah, daß man an ſämmtlichen Steinen, weil ſonſt die Kalktünche nicht zu vertilgen geweſen wäre, die Oberfläche mit ſcharfen Hämmern erneuert hatte. Dies gab wohl den Steinen etwas, das ein lichteres Grau iſt, als die alten Simſe und Trag-

Euſtach und Roland ſchwiegen ganz. Von der feurigen Natur des lezten wunderte es mich am meiſten. Ich ſchloß aus dieſer Thatſache, daß meine Freunde ihre Meinung entweder ſchon gefaßt hatten, oder daß ſie dieſelbe erſt für ſich faſſen wollten. Dieſe eben abgehaltene Beſchau erſchien mir alſo als etwas Allgemeines Unweſentliches als eine nachbarliche Artigkeit als eine Gelegenheit, zuſammen zu kommen, um ſich gemeinſchaftlich zu ſehen und zu ſprechen, wie man es bei andern Anläſſen auch thut.

Mir erſchien die Bloslegung der Steine unbedingt als das Natürlichſte. Wie ich wohl ſchon erkennen gelernt hatte, iſt bei Denkmälern — und je größer und würdiger ſie ſein ſollen, um deſto mehr iſt dies der Fall — der Stoff nicht gleichgültig, und dann darf er aber nicht mit Fremdartigem vermengt werden. Ein Siegesbogen, ſelbſt wenn er unter Dach ſteht, darf von Marmor ſein, weniger ſchon von Ziegeln oder Holz, ganz und gar nicht von gegoſſenem Eiſen oder feſtgeklebtem Papier. Eine Bildſäule kann von Marmor Metall oder Holz ſein, weniger von groben Steinen, ganz und gar nicht von allerlei zuſammengefügten Beſtandtheilen. Unſere neuen Häuſer, die nur beſtimmt ſind, Menſchen aufzunehmen,

um ihnen Obdach zu geben, haben nichts Denkmalartiges, ſei es ein Denkmal für den Glanz einer Familie, ſei es ein Denkmal der abgeſchloſſenen und wohlgenoſſenen Wohnlichkeit für irgend ein Geſchlecht. Darum werden ſie fachartig aus Ziegeln gebaut, und mit einer Schicht überſtrichen, wie man auch lackirtes Geräthe macht, oder künſtliches Geſtein malt. Schon die aus bloßem Holze zur Wohnung eines Geſchlechtes in unſern Gebirgsländern (nicht zur Spielerei in Gärten) erbauten Häuſer haben Denkmalartiges, noch mehr die Schlöſſer, die aus feſten Steinen gefügt ſind, die Thorbogen die Pfeiler die Brücken und noch mehr die aus Stein gebauten Kirchen. Daraus ergab ſich mir von ſelber, daß diejenigen, die dieſes Schloß ſo bauten, daß die Außenſeiten der Wände feſt gefügte viereckige unbeſtrichene Steine ſind, Recht gehabt haben, und daß die, welche die Steine beſtrichen, im Unrechte waren, und daß die, welche ſie wieder blos legen, abermals im Rechte ſind. Ich ſah, daß man an ſämmtlichen Steinen, weil ſonſt die Kalktünche nicht zu vertilgen geweſen wäre, die Oberfläche mit ſcharfen Hämmern erneuert hatte. Dies gab wohl den Steinen etwas, das ein lichteres Grau iſt, als die alten Simſe und Trag-

ſteine hatten, die nicht getüncht waren; allein durch Zeit und Wetter werden ſich auch die erneuerten Steinoberflächen wieder dunkler färben.

Man ging, da man eine Weile geſprochen hatte, obwohl ein eigentliches Urtheil nicht gefällt worden war, wieder in das Haus zurück, und auch die Dienerſchaft, welche zugeſchaut hatte, ging auseinander, gleichſam als ob die Sache jezt aus wäre.

In dem Hauſe zerſtreuten ſich die Gäſte, manche begaben ſich in Zimmer, manche gingen in das Freie.

Ich nahm in meinem Schlafgemache, wozu mir das nehmliche Zimmer, welches ich früher bewohnt hatte, angewieſen worden war, einen leichteren Hut, und einen bequemeren Rock, und ging dann auch in den Garten. Ich ging ganz allein in einem dunkeln Gange zwiſchen Gebüſchen hin, und es war mir wohl, daß ich allein war. Ich ſchlug die abgelegenen wenig gangbaren und auch weniger im Stande gehaltenen Wege ein, damit ich niemanden begegne, und damit ſich niemand zu mir geſelle. Es war auch wirklich kein Menſch in den Gängen, und ich ſah nur kleine Vögel, welche ungeſcheut in ihnen liefen, und Futter von der Erde pickten. Ich umging den Lindenplaz, und kam hinter ihm aus dem Gebüſche heraus.

Von da ging ich in einem großen Umwege der Eppichwand zu, und hatte vor, in die Nimphengrotte zu treten, wenn niemand in ihr wäre. Als ich ſchon nahe an der Grotte war, und ſchief in dieſelbe blicken konnte, ſah ich, daß Natalie auf dem Marmorbänklein ſize, welches ſich ſeitwärts von der Nimphengeſtalt befand. Sie ſaß an dem innerſten Ende des Bänkleins. Ihr blaßgraues Seidenkleid ſchimmerte aus der dunkeln Höhlung heraus. Einen Arm ließ ſie an ihrer Geſtalt ruhen, den andern hatte ſie auf die Lehne des Bänkleins geſtüzt, und barg die Stirn in ihrer Hand. Ich blieb ſtehen, und wußte nicht, was ich thun ſollte. Daß ich nicht in die Grotte gehen wolle, war mir klar; allein die kleinſte Wendung, die ich machte, konnte ein Geräuſch erregen, und ſie ſtören. Aber ohne daß ich ein Geräuſch machte, ſah ſie auf, und ſah mich ſtehen. Sie erhob ſich, ging aus der Grotte, ging mit beeilten Schritten an der Eppichwand hin, und entfernte ſich in das Gebüſch. In Kurzem ſah ich den Schimmer ihres Kleides verſchwinden. Eine ganz kleine Zeit blieb ich ſtehen, dann ging ich in die Grotte hinein. Ich ſezte mich auf dieſelbe Marmorbank, auf der ſie geſeſſen war, und ſah in das Rinnen des Waſſers, ſah auf

die einſame Alabaſterſchale, die neben dem Becken ſtand, und ſah auf den ruhigen glänzenden Marmor. Ich ſaß ſehr lange. Da ſich Stimmen näherten, und da ich vermuthen mußte, daß man die Brunnengeſtalt beſuchen würde, ſtand ich auf, ging aus der Grotte, ging in das Gebüſch, und begab mich auf denſelben Wegen, auf denen ich gekommen war, in das Schloß zurück.

Der Mittag vereinigte noch einmal alle Gäſte bei dem Mahle. Mehrere von ihnen hatten beſchloſſen, gleich nach demſelben fort zu fahren, um noch vor der Nacht ihre Heimath zu erreichen. Man brachte einen fröhlichen Trinkſpruch aus auf die ſchöne Geſtaltung des Schloſſes und einen Dank für die herzliche Bewirthung. Der Spruch wurde mit einem Wunſche für das Wohl der Geſellſchaft und für baldiges Wiederſehen erwiedert. Die heitere Sommerſonne verklärte das Zimmer, und die Blumen des Gartens ſchmückten es.

Nach dem Mahle fuhren mehrere der Gäſte fort, und im Laufe des Nachmittages entfernten ſich alle.

Wir, die nach dem Asperhofe mußten, hatten beſchloſſen, morgen früh abzufahren.

Bei dem Abendeſſen kam das Geſpräch auf das

Unternehmen an dem Hauſe. Ich ſah, daß die Übrig-gebliebenen ſchon einig waren. Es ſprach nun mein Gaſtfreund, es ſprachen Euſtach und Roland. Sie hatten alle meine Anſicht. Ich wurde aufgefordert, auch meine Meinung zu ſagen. Ich ſprach ſie nach meiner innern Empfindung aus. Alle mochten ſie wohl ſo erwartet haben. Über den Aufwand zur Deckung der künftigen Koſten ſprach mein Gaſtfreund mit Mathilden beſonders. Durch das Abſchlagen der Steine mit ſcharfen Hämmern hatten ſich die Auslagen größer gezeigt, als man Anfangs vermuthen konnte. Mein Gaſtfreund rieth daher, daß man die Arbeit auf längere Friſten ausdehnen ſolle, wodurch die Koſten weniger empfindlich würden, und, da doch das Schaffen des Schönen das Vergnügen bilde, dieſes Vergnügen ſich verlängere. Man billigte den Vorſchlag, und freute ſich auf das Wachſen des Edleren, und freute ſich auf den Augenblick, wenn das Haus in einem würdigen Gewande da ſtehen würde, und man die Beruhigung hätte, es ſo dem künftigen Beſitzer übergeben zu können.

Mit dem Anbruche des nächſten Tages fuhren mein Gaſtfreund Euſtach Roland Guſtav und ich auf dem Wege nach dem Roſenhauſe dahin.

Als ich in Hinſicht der eben zugebrachten Tage etwas über das Landleben ſagte, und die Annehmlichkeiten desſelben berührte, und als wir eine Zeit über dieſen Gegenſtand geſprochen hatten, ſagte mein Gaſtfreund: „Das geſellſchaftliche Leben in den Städten, wenn man es in dem Sinne nimmt, daß man immer mit fremden Perſonen zuſammen iſt, bei denen man entweder mit andern zum Beſuche iſt, oder die mit andern bei uns ſind, iſt nicht erſprießlich. Es iſt das nehmliche Einerlei wie das Leben in Orten, die den großen Städten nahe ſind. Man ſehnt ſich ein anderes Einerlei aufzuſuchen; denn wohl iſt jedes Leben und jede Äußerung einer Gegend ein Einerlei, und es gewährt einen Abſchluß, von dem einen Einerlei in ein anderes über zu gehen. Aber es gibt auch ein Einerlei, welches ſo erhaben iſt, daß es als Fülle die ganze Seele ergreift, und als Einfachheit das All umſchließt. Es ſind erwählte Menſchen, die zu dieſem kommen, und es zur Faſſung ihres Lebens machen können.“

„In der Weltgeſchichte kömmt wohl Ähnliches vor,“ ſagte ich.

„In der Weltgeſchichte kömmt es vor,“ antwortete er, „wo ein Menſch durch eine große That, die ſein

Leben erfüllt, dieſem Leben eine einfache Geſtalt geben kann, abgelöst von allem Kleinlichen — in der Wiſſenſchaft, wo ein großartiges Feld höchſten Erringens vor dem Menſchen liegt — oder in der Klarheit und Ruhe der Lebensanſchauungen, die endlich Alles auf einige ausgedehnte aber einfältige Grundlinien zurück führt. Jedoch ſind auch hier Maße und Abſtufungen wie in allen andern Dingen des Lebens."

„Von den zwei Hauptzeiträumen, welche das menſchliche Geſchlecht betroffen haben," erwiederte ich, „von dem ſogenannten antiken und dem heutigen dürfte wohl der griechiſch-römiſche das Meiſte von dem Geſagten aufzuweiſen haben."

„Wir wiſſen zulezt gar nicht, welche Zeiträume es in der Geſchichte gegeben hat," antwortete er. „Die Griechen und Römer ſind unſerer Zeit am nächſten, wir ſind aus ihnen hervor gegangen, und wiſſen von ihnen auch das Meiſte. Wer weiß, wie viele Völkerabſchnitte es gegeben hat, und wie viele unbekannte Geſchichtsquellen noch verborgen ſind. Wenn einmal ganze Reihen ſolcher Völkerzuſtände wie Griechen- und Römerthum vorliegen, dann läßt ſich eher über unſere Frage etwas ſagen. Oder ſind etwa ſolche Reihen nur dageweſen und vergeſſen worden, und

werden überhaupt die hinterſten Stücke der Weltgeſchichte vergeſſen, wenn ſich vorne neue anſezen, und ihrer Entwicklung entgegen eilen? Wer wird dann nach zehntauſend Jahren noch von Hellenen oder von uns reden? Ganz andere Vorſtellungen werden kommen, die Menſchen werden ganz andere Worte haben, mit ihnen in ganz anderen Säzen reden, und wir würden ſie gar nicht verſtehen, wie wir nicht verſtehen würden, wenn etwas zehntauſend Jahre vor uns geſagt worden wäre, und uns vorläge, ſelbſt wenn wir der Sprache mächtig wären. Was iſt dann jeder Ruhm? Aber kehren wir zu unſerem Gegenſtande zurück, und ſehen wir von Egiptern Aſſirern Indern Medern Hebräern Perſern, von denen Kunde zu uns herüber gekommen iſt, ab, und vergleichen wir uns nur allein mit der griechiſch-römiſchen Welt, ſo dürfte in ihr wirklich mehr einfache Lebensgröße gelegen ſein als in der unſern liegt. Ich verwundere mich oft, wenn ich in der Lage bin, zu entſcheiden, welchen von beiden ich den Preis geben ſoll, Cäſars Thaten oder Cäſars Schriften, wie ſehr ich im Schwanken begriffen bin, und wie wenig ich es weiß. Beides iſt ſo klar ſo ſtark ſo unbeirrt, daß wir wenig deßgleichen haben dürften."

„Jene alten Verhältniſſe des Handelns und Denkens waren aber, wie ich glaube, auch weniger verwickelt als die unſrigen," ſagte ich.

„Sie hatten einen nicht ſo ausgedehnten Schauplaz, wie wir," erwiederte er, „obwohl auch der Plaz der Thaten zu Cäſars Zeit — Brittanien Gallien Italien Aſien Afrika —, oder zu Alexanders Zeit — Griechenland und Orient — nicht ganz klein war. Ihre Verhältniſſe nach Außen geſtalteten ſich daher leichter; aber im Innern dürften ſie bei der großen Zahl der mithandelnden Perſonen, von denen die meiſten Stimme und Gewalt in Staatsdingen hatten, nicht ſo leicht geweſen ſein, und die Macht, dieſe Gemüther durch Wort Erſcheinung und Handlung zu gewinnen und zu leiten, dürfte ſchwierig zu erwerben geweſen ſein, und dürfte eben dem Weſen eines Mannes die feſte Geſtalt aufgedrückt haben, die wir ſo oft an ihm bewundern. Unſere Zeit iſt eine ganz verſchiedene. Sie iſt auf den Zuſammenſturz jener gefolgt, und erſcheint mir als eine Übergangszeit, nach welcher eine kommen wird, von der das griechiſche und römiſche Alterthum weit wird übertroffen werden. Wir arbeiten an einem beſondern Gewichte der Weltuhr, das den Alten, deren Sinn vorzüglich

weit das geht, wie es werden wie es enden wird, vermag ein irdiſcher Verſtand nicht zu ergründen. Nur das ſcheint mir ſicher, andere Zeiten und andere Faſſungen des Lebens werden kommen, wie ſehr auch das, was dem Geiſte und Körper des Menſchen als lezter Grund inne wohnt, beharren mag."

Wir gingen nun in manches Einzelne dieſes Stoffes ein, behandelten es im Fahren, und ſuchten die möglichen Folgen anzugeben. Beſonders wurden Zweige der Naturwiſſenſchaften genannt, welche vorzugsweiſe vorgeſchritten waren, und Einfluß zu gewinnen ſchienen, wie die Chemie und andere. Roland war entſchieden für Neuerung, wenn ſie auch Alles umſtürzte, mein Gaſtfreund und Euſtach hegten den Wunſch, daß jenes Neue, welches bleiben ſoll, weil es gut iſt — denn wie vieles Neue iſt nicht gut — nur allgemach Plaz finden, und ohne zu große Störung ſich einbürgern möchte. So iſt der Übergang ein längerer aber er iſt ein ruhigerer und ſeine Folgen ſind dauernder.

Nach dem Mittagseſſen kam das Geſpräch auf die Brunnennimphe im Sternenhofe, und mein Gaſtfreund erzählte mir, wie ſie erworben worden war. Ein Mann, der entfernt mit Mathilden verwandt

war, hatte zu ſeinem großen Vermögen noch Erbſchaften gemacht. Er verlegte ſich auf Sammlungen. Er hatte Münzen, er hatte Siegel, er hatte keltiſche und römiſche Alterthümer, Muſikgeräthe Tulpen und Georginen Bücher Gemälde und Bildſäulen. Er baute in ſeinem Garten an ſein Haus, welches etwas erhöht ſtand, eine große Fläche, die er mit Steinen pflaſterte, und von welcher künſtliche ſteinerne Stufen in mehreren Richtungen nach dem Garten hinab gingen. Auf die Brüſtungen dieſer Fläche und auf die Einfaſſungen der Treppen wurden Bildſäulen geſezt. Es gehörte zu den größten Vergnügungen des Mannes, auf der Fläche hin und her zu gehen. Das that er auch oft, wenn die heißeſte Sonne am Himmel ſtand, und das Pflaſter in die Sohlen brannte. Außerdem hatte er auch noch Bildſäulen auf den Treppen des Hauſes und in den Zimmern. Die Nimphe, welche jezt Mathilde beſizt, hatte er in einem Brunnentempel im Garten. Er hatte ſie von ſeinem Großoheime geerbt. Sie ſoll zu den Jugendzeiten desſelben von einem italieniſchen Bildhauer für einen Fürſten verfertigt worden ſein, deſſen ſchneller Todfall das Übergehen an ihre Beſtimmung vereitelte. So kam ſie nach mehreren Zufällen an den Groß-

weit das geht, wie es werden wie es enden wird, vermag ein irdiſcher Verſtand nicht zu ergründen. Nur das ſcheint mir ſicher, andere Zeiten und andere Faſſungen des Lebens werden kommen, wie ſehr auch das, was dem Geiſte und Körper des Menſchen als lezter Grund inne wohnt, beharren mag."

Wir gingen nun in manches Einzelne dieſes Stoffes ein, behandelten es im Fahren, und ſuchten die möglichen Folgen anzugeben. Beſonders wurden Zweige der Naturwiſſenſchaften genannt, welche vorzugsweiſe vorgeſchritten waren, und Einfluß zu gewinnen ſchienen, wie die Chemie und andere. Roland war entſchieden für Neuerung, wenn ſie auch Alles umſtürzte, mein Gaſtfreund und Euſtach hegten den Wunſch, daß jenes Neue, welches bleiben ſoll, weil es gut iſt — denn wie vieles Neue iſt nicht gut — nur allgemach Plaz finden, und ohne zu große Störung ſich einbürgern möchte. So iſt der Übergang ein längerer aber er iſt ein ruhigerer und ſeine Folgen ſind dauernder.

Nach dem Mittagseſſen kam das Geſpräch auf die Brunnennimphe im Sternenhofe, und mein Gaſtfreund erzählte mir, wie ſie erworben worden war. Ein Mann, der entfernt mit Mathilden verwandt

war, hatte zu ſeinem großen Vermögen noch Erbſchaften gemacht. Er verlegte ſich auf Sammlungen. Er hatte Münzen, er hatte Siegel, er hatte keltiſche und römiſche Alterthümer, Muſikgeräthe Tulpen und Georginen Bücher Gemälde und Bildſäulen. Er baute in ſeinem Garten an ſein Haus, welches etwas erhöht ſtand, eine große Fläche, die er mit Steinen pflaſterte, und von welcher künſtliche ſteinerne Stufen in mehreren Richtungen nach dem Garten hinab gingen. Auf die Brüſtungen dieſer Fläche und auf die Einfaſſungen der Treppen wurden Bildſäulen geſezt. Es gehörte zu den größten Vergnügungen des Mannes, auf der Fläche hin und her zu gehen. Das that er auch oft, wenn die heißeſte Sonne am Himmel ſtand, und das Pflaſter in die Sohlen brannte. Außerdem hatte er auch noch Bildſäulen auf den Treppen des Hauſes und in den Zimmern. Die Nimphe, welche jezt Mathilde beſizt, hatte er in einem Brunnentempel im Garten. Er hatte ſie von ſeinem Großoheime geerbt. Sie ſoll zu den Jugendzeiten desſelben von einem italieniſchen Bildhauer für einen Fürſten verfertigt worden ſein, deſſen ſchneller Todfall das Übergehen an ihre Beſtimmung vereitelte. So kam ſie nach mehreren Zufällen an den Groß-

oheim, der Verbindungen mit dem Künſtler hatte. Man ſagt, dieſe Bildſäule ſei der Anfang zu der Bildſäulenliebhaberei des Vetters Mathildens geweſen. Als dieſer Mann ſtarb, fand ſich ein lezter Wille geſchrieben vor, daß alle Kunſtwerke an Kunſtkenner oder Kunſtliebhaber nicht aber an Händler verkauft werden, und daß das Geld dafür und die anderen Dinge, die er hinterlaſſen, und zwar leztere nach einem Schäzungswerthe unter ſeine entfernten Verwandten vertheilt werden ſollten; denn Kinder oder nähere Verwandte hatte er nicht. Da nun die Nimphe weitaus das ſchönſte Kunſtwerk war, welches er beſaß, da Mathilde es immer bewundert hatte, da ſie ſchon im Beſize des Sternenhofes war, und in demſelben ſchon ſchöne Gemälde untergebracht hatte: ſo war es ihr nicht ſchwer, ſich als eine Kunſtliebhaberin auszuweiſen, und das Bildwerk anzukaufen. Man gönnte es ihr mehr als einem Fremden, weil auf dieſe Weiſe das Kunſtwerk gewiſſermaßen in der Familie blieb, und ſie überdieß auch mehr in die gemeinſchaftliche Erbſchaft zahlte, als ein Fremder gethan haben würde. Sie brachte das ihr ſo liebe Werk in den Sternenhof und ſtellte es dort in einem Saale auf. Erſt lange darnach wurde durch Euſtachs und

meines Gaſtfreundes Bemühungen zwiſchen den Eichen, die ſchon ſtanden, die Eppichwand und die Quellengrotte gebaut, und ſo der Geſtalt ein würdiger und wirkungsvollerer Aufenthaltsort gegeben, da ſie für den Saal doch immer zu groß und ihre Stellung und ihre Beſchäftigung unpaſſend geweſen war. Den Krug, aus welchem das Waſſer rann, hatte ſie ſchon, das Becken und die Bank ſind neu gemacht worden, die Alabaſterſchale hat Mathilde aus ihrem Beſitzthume dazu gegeben.

Wir kamen am Abende im Roſenhauſe an. Am andern Tage bath ich meinen Gaſtfreund, er möge erlauben, daß ich eine Nachzeichnung von der Zeichnung des Kerberger Altares, die er beſitze, mache, und dieſe Zeichnung meinem Vater zum Geſchenke bringe. Er erlaubte es ſehr gerne. Die Zeichnung war nach dem Vorſchlage, welcher auf der Reiſe in das Hochland gemacht worden war, von Roland verbeſſert worden, und ſo wurde ſie mir übergeben.

Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, und arbeitete mehrere Tage fleißig von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, bis ich mit der Zeichnung fertig war. Ich verpackte ſie nun ſehr wohl, und gab meinem Gaſtfreunde die Urzeichnung zurück.

Nun hielt ich mich nicht mehr länger in dem Asperhofe auf, und eilte in die Tann.

Ich ſtieg dort auf Berge, ich arbeitete ſehr angeſtrengt, ich ſpielte ſehr viel auf meiner Zither, und las in meinen Büchern.

Eines Tages gegen den Spätſommer hin hörte ich mit Allem auf. Ich packte meine Kiſten, that die Werkzeuge und die Schriften, die ſich auf meine Arbeiten bezogen, in ihre Fächer und Koffer, entließ faſt alle Leute, verſah die Kiſten mit Aufſchriften, verordnete ihre Verſendung, und ging dann in das Lauterthal. Dort nahm ich nur den alten Kaspar und von den jungen Männern einen, der mir beſonders lieb geworden war, und beſchloß, die Meſſung des Lauterſees zu Ende zu bringen.

Ich miethete mich in dem Seewirthshauſe ein, richtete alle Geräthe, welche mir zu meinem Vorhaben nöthig waren, zurecht, ließ diejenigen neu verfertigen, welche ich nicht hatte, und ging ans Werk. Ich arbeitete recht fleißig. So lange das Licht des Tages leuchtete, waren wir auf dem Waſſer. Nachts — außer einigen Stunden Schlafes — war ich an dem Papiere theils mit Rechnungen theils mit Schreiben theils ſogar mit Zeichnen beſchäftigt. Ich wiederholte einige

Meſſungen, welche ich in früheren Zeiten vorgenommen hatte, um mich von der Beſtändigkeit oder Wandelbarkeit des Waſſerſtandes oder des Seegrundes zu überzeugen. Da ein durchaus gleicher Waſſerſtand nicht zu denken iſt, ſo bezog ich meine Meſſungen auf einen mittleren Stand, und ſtellte immer die Frage, wie tief unter dieſem Stande die beſtimmten Stellen des Seegrundes liegen. Dieſer mittlere Stand, der nach demjenigen genommen wurde, welcher in der meiſten Zeit des Jahres herrſcht, war in meiner Abbildung auch der Waſſerſpiegel. Ihn nahm ich bei den Nachmeſſungen zur Richtſchnur. In größeren Entfernungen von dem Ufer hatte ſich der Seegrund ſeit dem Beginne meiner Meſſungen nicht geändert, oder wenn er ſich geändert hatte, war es ſo wenig, daß es durch unſere Meßwerkzeuge nicht wahrzunehmen war. An jenen Ufern oder in der Nähe derſelben, wo große Tiefen herrſchten, und ſteile ruhige Wände ſtanden, an denen bei Regengüſſen höchſtens ſchmale Bänder oder ſeichte Waſſerflächen niederrieſeln, war ebenfalls keine Veränderung. Aber an ſeichten Stellen bei flacheren Ufern, wo der Regen Gerölle und andere Dinge einführt, fanden ſich ſchon Veränderungen vor. Am meiſten aber waren die Wandlungen und am größten,

wo eine Schlucht ſich gegen das Waſſer öffnete, aus welcher ein Bergbach hervorſtrömte, der, je nachdem er weiter her floß oder bei Güſſen heftiger anſchwoll, auch größere Berge von Gerölle in den See ſchob, und dort liegen ließ. Nach der Wiederholung dieſer alten Meſſungen wurde zu neuen geſchritten, die zur Vollendung der mir zum Ziele geſezten Kenntniſſe nothwendig waren. Ebenſo wurden die Zeichnungen der Gebilde, welche ſich außerhalb des Waſſers als Ufer befanden, fleißig fortgeſezt.

Zweimal wurde die Arbeit unterbrochen. Ich ging in das Rothmoor, um nachzuſehen, wie weit die Dinge, die aus meinen Marmoren verfertigt werden ſollten, gediehen wären, und wie gut ſie ausgeführt würden. Die Fortſchritte waren zu loben. Man ſagte, — und ich ſelber ſah die Möglichkeit ein — daß in dieſem Sommer noch alles fertig werden würde. Aber in Hinſicht der Güte hatte ich Ausſtellungen zu machen. Ich ordnete mit Bitten Vorſtellungen und Verſprechen an, daß man das, was ich angab, ſo genau und ſo rein mache, wie ich es wollte.

Wenn Regenzeit war, ſo daß die Wolken an den Bergen herum hingen, und weder dieſe noch die Geſtalt des Sees richtig zu überblicken waren, ſo blieb

ich zu Hauſe, und zeichnete und malte dasjenige in mein Hauptblatt, was ich im Freien auf viele Nebenblätter aufgenommen hatte. So rückte das Unternehmen der Vollendung immer näher.

Endlich waren die Arbeiten im Freien beendigt, und es erübrigte nur noch, die vielen Angaben, welche in meinen Papieren zerſtreut waren, und welche ich bisher nicht hatte bewältigen können, in die Zeichnung einzutragen, und die Geſtalten, welche ich auf einzelnen Blättern hatte, theils mit der Hauptzeichnung wegen der Richtigkeit zu vergleichen, theils dieſe, wo es noththat, zu ergänzen. Auch Farben mußten auf verſchiedene Stellen aufgetragen werden.

Nach langer Arbeit und nach vielen Schwierigkeiten, die ich zur Erzielung einer großen Genauigkeit zu überwinden hatte, war das Werk eines Tages fertig, und der ganze Entwurf lag in ſchwermüthiger Düſterheit und in einer Schönheit vor meinen Augen, die ich ſelber nicht erwartet hatte. Ich betrachtete allein die Abbildung eine Weile, da niemand war, der das Anſchauen mit mir getheilt hätte, rollte dann das Blatt auf eine Walze, verpackte es ſehr gut in einen Koffer, nahm von dem See und von allen Bewohnern des Seewirthshauſes Abſchied, und begab

mich auf den Weg in das Ahornhaus des Lauter thales.

Dort ſiedelte ich mich an. Ich ging nun täglich in das Rothmoor, blieb den ganzen Tag dort, und kehrte Abends zurück, ſo daß ich in der Dämmerung im Ahornhauſe ankam. Ich ſah im Rothmoore den Arbeiten an meinen Marmoren zu, dem Schneiden Feilen Reiben Schleifen und Glätten. Ich gab auch an, wie Manches zu behandeln ſei, und wie es einer größeren Vollendung namentlich aber einer größern Genauigkeit entgegen geführt werden könnte.

Das Waſſerbecken meines Vaters wurde nach und nach fertig und die kleineren Dinge, welche gemacht werden ſollten, waren ebenfalls vollendet. Die Sonne ſchien in die Bauhütte, und das Becken erglänzte recht rein und ſchön in derſelben. Ich ließ von ſtarken Balken Behältniſſe zimmern. In dieſe wurden die Theile des Beckens mit Winden Hebeln und Stricken gepackt und zur Verſendung bereitet. Die Wägen mußten eigens vorgerichtet werden, damit die Behältniſſe an den Strom gebracht werden könnten. Dieſe Vorrichtung war endlich fertig. Das Aufladen wurde bewerkſtelligt, und die Wägen gingen ab. Ich ging mit ihnen bis an den Strom, und verließ ſie keinen

Augenblick, um wo möglich jeden Unfall zu verhüten. Am Strome wurden die Behältniſſe auf ein Schif verladen, und weiter befördert. Von dem Landungsplaze vor unſerer Stadt wurden ſie endlich wieder durch ſtarke Wägen in unſern Garten gebracht.

Es wurde nun daran geſchritten, das Waſſerwerk in dieſem Herbſte noch fertig zu machen. Der Vater hatte auf Briefe von mir und auf geſendete Maße den Dingen bereits vorarbeiten laſſen. Es wurden nun noch mehrere Arbeiter gedungen und ein Waſſerbaukundiger genommen, welcher die Arbeiten zu leiten hatte. Ich war den ganzen Tag bei dem Werke zugegen, und half mit. Der Vater kargte ſich ebenfalls alle mögliche Zeit ab, um zugegen ſein und zuſchauen zu können. Die Röhren wurden gelegt, die Steigröhre verzapft, der Stengel über ſie gebaut, mit den nöthigen Eiſen geſtärkt und verlöthet, und an demſelben wurde das Blatt befeſtigt. Der Pfropfen, welcher den in das Blatt mündenden Stengel geſchloſſen gehalten hatte, wurde gelüftet, und der reine Strahl fiel auf die im Blatte liegende Einbeere hinunter, füllte das Becken, und glitt von demſelben, als es gefüllt war, auf den ſanften gelb marmornen Fußboden nieder, und rieſelte in deſſen Rinne weiter. Die Farben

ſtimmten ſehr gut zuſammen, das Dunkel des Stengels hob ſich von dem Roſenroth des Blattes ab, und das Gelb des Fußbodens gab dem Roſenroth eine ſchönere Farbe und einen feineren Glanz. Es waren mehrere Gäſte zur Eröffnung des Werkes geladen worden, und dieſe ſo wie Vater Mutter und Schweſter freuten ſich des Gelingens.

Der Vater reichte mir als Gegengeſchenk ſehr ſchön gebunden und auf den Deckeln mit halberhabener Arbeit verſehen das Niebelungenlied. Ich dankte ihm ſehr dafür.

Es wurde beſchloſſen, für den Winter ein Bretterhäuschen über das Waſſerwerk machen zu laſſen und dasſelbe gut zu verwahren, daß keine Kälte eindringen könne. Für den Frühling wurden Pläne entworfen, wie man die Gartenumgebungen des Beckens einrichten ſolle, daß der ganze Anblick ein deſto würdigerer und ſchönerer ſei. Man hoffte bis zum Eintritte der beſſeren Jahreszeit mit den Entwürfen im Reinen zu ſein, und beginnen zu können.

Ich übergab außer dem Becken auch die andern Marmorgegenſtände, welche in dem Rothmoore waren verfertiget worden. Darunter befanden ſich Säulen und Simſe, welche an einer Stelle verwendet werden

ſollten, die am Ende des Gartens lag, eine Ausſicht auf die Berge und auf die Umgebung both, und auf welcher der Vater etwas zu errichten vorhatte, das der Ausſicht würdig wäre, und ſie beſſer genießen laſſe. Ich meinte, es dürfte eine ſchöne Faſſung anzulegen ſein, die den Plaz begrenzt, die breite Flächen hat, daß man ſich auf dieſelben lehnen, und Dinge auf ſie legen könne, und an der ſich Size befänden, auf welchen man ausruhen könne. Wenn in der Nähe dieſer Faſſung ein Tiſch wäre, würde es noch beſſer ſein. Außerdem hatte ich Schalen zu beliebigem Gebrauche gebracht, Ringe, die einen Vorhang faſſen, Tiſchplatten Pfeilerverzierungen Steine von verſchiedener Farbe, die im Vierecke geſchliffen waren, und die man der Reihe nach auf Papier oder Ähnliches legen konnte, und noch mehrere Dinge dieſer Art.

Dem Vater zeigte ich die Zeichnung von dem Kerberger Altare, und ſagte, daß ich ſie eigens für ihn gemacht habe, und ſie ihm hiemit übergebe. Er war ſehr erfreut darüber, und dankte mir dafür. Der Altar war ihm zwar nicht neu, er hatte ihn in früherer Zeit, ehe er wieder hergeſtellt worden war, geſehen, und die Zeichnung des wiederhergeſtellten Altares war unter den von meinem Gaſtfreunde dem Vater

im vorigen Jahre gesendeten Zeichnungen gewesen. Deßohngeachtet war es ihm sehr angenehm, die Zeichnung zu besitzen, und sie öfter und nach Muße betrachten zu können. Er machte mich auf mehrere Dinge aufmerksam, die er nach wiederholter Betrachtung entdeckt hatte. Zuerst sah er, daß der Altar viel reicher und manigfaltiger sei, als da er ihn in noch unverbessertem Zustande vor vielen Jahren in Wirklichkeit gesehen hatte; dann machte er mich darauf aufmerksam, daß dieses Werk schon die Rundlinien habe, daß die Thürmchen durch gewundene Stäbe in Gestalten von Piramiden gebildet, und daß die menschlichen Gestalten schon sehr durchgearbeitet seien, was alles darauf hindeute, daß das Werk nicht mehr der Zeit der strengen gothischen Bauart angehöre, sondern derjenigen, wo diese Art sich schon zu verwandeln begonnen hatte. Auch zeigte er mir, daß Theile der Verzierungen im Laufe der Zeiten an andere Orte gestellt worden seien, als an die sie gehören, daß die Büsten sich nicht an dem rechten Plaze befinden, und daß menschliche Gestalten verloren gegangen sein müssen. Er holte Bücher aus seinem Bücherschreine herbei, in denen Abbildungen waren, und aus denen er mir die Wahrheit dessen bewies, was er behauptete.

Ich ſagte ihm, daß mein Gaſtfreund und Euſtach der nehmlichen Meinung ſind, daß aber die Wiederherſtellungen, welche man an dem Altare gemacht hat, im ſtrengen Wortverſtande nicht Wiederherſtellungen geweſen ſeien, ſondern daß man ſich zuerſt nur zum Zwecke geſezt habe, den Stoff zu erhalten, und weitere Umänderungen oder größere Ergänzungen einer ferneren Zeit aufzubewahren, wenn ſich überhaupt die Mittel und Wege dazu fänden. Nur ſolche Ergänzungen ſind gemacht worden, bei denen die Geſtalt des Gegenſtandes unzweifelhaft gegeben war.

Die Bücher des Vaters machten mich auf die Sache, die ſie behandelten, mehr aufmerkſam, ich bath ihn, daß er ſie mir in meine Wohnung leihe, und begann ſie durchzugehen. Sie führten mich dahin, daß ich die Baukunſt und ihre Geſchichte vom Anfange an genauer kennen zu lernen wünſchte, und mir alle Bücher, die hiezu nöthig waren, nach dem Rathe meines Vaters und anderer ankaufte.

5.

Der Bund.

Der Winter verging wie gewöhnlich. Ich richtete meine mitgebrachten Dinge in Ordnung, und holte an Schreibgeschäften nach, was im Sommer wegen der Thätigkeit im Freien und der anderweitig verlorenen Zeit im Rückstande geblieben war. Der Umgang mit den Meinigen in dem engsten Kreise des Hauses war mir das Liebste, er war mein größtes Vergnügen, er war meine höchste Freude. Der Vater bezeigte mir von Tag zu Tag mehr Achtung. Liebe konnte er mir nicht in größerem Maße bezeigen, denn diese hatte er mir immer höchstmöglich bewiesen; aber so wie er früher bei der zärtlichsten Sorgfalt für mein Wohl und bei der Herbeischaffung alles dessen, was zu meinem Unterhalte und meiner Ausbildung nothwendig gewesen ist, mich meine Wege gehen ließ, im-

mer freundlich und liebevoll war, und nicht begehrte, daß ich mich in andere Richtungen begebe, die ihm etwa bequemer sein mochten: so war er zwar dies jezt alles auch; aber er fragte mich doch häufiger um meine Bestrebungen, und ließ sich die Dinge, welche darauf Bezug hatten, auseinandersezen, er holte meinen Rath und meine Meinung in Angelegenheiten seiner Sammlungen oder in denen des Hauses ein, und handelte darnach, er sprach über Werke der Dichter der Geschichtschreiber der Kunst mit mir, und that dies öfter, als es in früheren Zeiten der Fall gewesen war. Er brachte in meiner Gesellschaft manche Zeit bei seinen Bildern bei seinen Büchern und bei seinen andern Dingen zu, und versammelte uns gerne in dem Glashäuschen, das eine erwärmte Luft durchwehte, die sich traulich um die alten Waffen die alten Schnizwerke und die Pfeilerverkleidungen ergoß. Er sprach von verschiedenen Dingen, und schien sich wohl zu fühlen, den Abend in dem engsten Kreise seiner Familie zubringen zu können. Mir schien es, daß er zu der jezigen Zeit nicht nur früher aus seiner Schreibstube nach Hause komme als sonst, sondern daß er sich auch mehr innerhalb der Mauern desselben aufhalte als in früheren Jahren. Die Mutter war sehr freu-

dig über die Heiterkeit des Vaters, ſie ging gerne in ſeine Pläne ein, und beförderte alles, was ſie in ihrem Kreiſe zu der Erfüllung derſelben thun konnte. Sie ſchien uns Kinder mehr zu lieben als in jeder vergangenen Zeit. Klotilde wendete ſich immer mehr und mehr zu mir, ſie war gleichſam mein Bruder, ich war ihr Freund ihr Rathgeber ihr Geſellſchafter. Sie ſchien gar keine andere Empfindung als für unſer Haus zu haben. Wir ſezten unſere Übungen im Spaniſchen im Zitherſpielen im Zeichnen und Malen fort. Troz dieſer Dinge war ſie auch im Hausweſen eifrig, um der Mutter Folge zu leiſten, und ihren Beifall zu gewinnen. Wenn etwas in dieſer Art, das eine größere Sorgfalt und Geſchicklichkeit erheiſchte, beſonders gelang, und dies erkannt wurde, ſo war ihre Befriedigung größer, als wenn ſie bei einer ernſten und wichtigen Bewerbung vor einer anſehnlichen Verſammlung den Preis davon getragen hätte.

In den Geſellſchaften, die in kleineren oder größeren Kreiſen nur ſeltener als in früheren Jahren in unſerem Hauſe ſtatt fanden, wurden jezt auch mehr Geſpräche geführt, als da wir auch jünger waren. Es wurden ernſthafte Dinge in Unterſuchung gezogen, Angelegenheiten des Staates allgemeine öffentliche

Unternehmungen oder Erſcheinungen, die von ſich reden machten. Man ſprach auch von ſeinen Beſchäftigungen von ſeinen Liebhabereien oder von dem gewöhnlichen Tagesſtoffe, wie etwa das Theater iſt, oder wie Begebenheiten ſind, die ſich in den nächſten Umgebungen zutragen. Im Übrigen wurde auch zu den bekannten Vergnügungen gegriffen, Muſik Tanz Liederſingen. Manche jüngere Leute lernten ſich da neu kennen, ältere ſezten die früher beſtandene Bekanntſchaft fort.

Ich beſuchte meine Freunde, beſprach mich mit ihnen, und erzählte ihnen im Allgemeinen, womit ich mich eben beſchäftige. Sie theilten mir aus dem Kreiſe ihrer Erlebniſſe mit, und machten mich auf manche Perſönlichkeiten aufmerkſam.

Ich ſezte meine Malerei fort, ich betrieb die Edelſteinkunde, und beſuchte manches Theater. Das Leſen der Bücher über Baukunſt vergnügte mich ſehr, und es eröffnete ſich mir da ein neues Feld, das manches Erſprießliche und manche Förderung verſprach.

Die Abende bei der Fürſtin erſchienen mir immer wichtiger. Es hatte ſich nach und nach eine Geſellſchaft zuſammen gefunden, deren Mitglieder ſich häufig und gerne in dem Zimmer der Fürſtin verſammel-

ten. Es wurden die anziehendſten Stoffe verhandelt, und man ſchrak nicht zurück, wenn jemand die Fragen der allerneueſten Weltweisheit auf die Bahn brachte. Man legte ſich die Dinge zurecht, wie man konnte, man kleidete die eigenthümliche Redeweiſe der ſogenannten Fachmänner in die gewöhnliche Sprache, und wendete den gewöhnlichen Verſtand darauf an. Was durch dieſe Mittel und durch die der Geſellſchaft herausgebracht werden konnte, das beſaß man, und wenn es von der Geſellſchaft als ein Gewinn betrachtet wurde, ſo behielt man es als einen Gewinn. Wenn aber nur Worte da zu ſein ſchienen, von denen man eine greifbare Bedeutung nicht ermitteln konnte, ſo ließ man die Sache dahin geſtellt ſein, ohne ihr eine Folge zu geben, und ohne über ſie aburtheilen zu wollen. Die Dichter und das Spaniſche wurden lebhaft fortgeſezt.

Wenn ſehr klare Tage waren, und eine heitere Sonne ein erhellendes Licht in den Zimmern vermittelte, ſo war ich in dem Glashäuschen, und arbeitete an den Abbildungen der Pfeilerverkleidungen für meinen Gaſtfreund. Ich wollte ſie ſo gut machen, als es mir nur möglich wäre, um dem Manne, dem ich ſo viel verdankte, und den ich ſo hoch achtete, Zufrie-

denheit abzugewinnen, oder ihm gar etwa ein Vergnügen zu bereiten. Ich wollte zuerſt Zeichnungen von den Verkleidungen entwerfen, und nach ihnen Bilder in Öhlfarben ausführen. Ich machte die Zeichnungen auf lichtbraunes Papier, tiefte die Schatten in Schwarz ab, erhöhte die Lichter in einem helleren Braun, und ſezte die höchſten Glanzſtellen mit Weiß auf. Als ich die Zeichnungen in dieſer Art fertig hatte, und durch vielfache Vergleichungen und Abmeſſungen überzeugt war, daß ſie in allen Verhältniſſen richtig ſeien, ſezte ich noch den Maßſtab hinzu, nach dem ſie ausgeführt waren. Ich ſchritt nun zur Verfertigung der Bilder. Sie wurden etwas kleiner als die Entwürfe gemacht, aber im genauen Verhältniſſe zu denſelben. Ich benuzte zum Malen immer die nehmlichen Vormittagsſtunden, um die Glanzpunkte die Lichter und die Schatten in ihrer vollen Richtigkeit zu erfaſſen, und auch der Farbe im Allgemeinen ihre Treue geben zu können. Es zeigte ſich mir da eine Erfahrung in den Farben wieder beſtätigt, die ich ſchon früher gemacht hatte. Auf die mit ſchwachem Firniſſe überzogenen Holzſchnizwerke nahmen die umgebenden Gegenſtände einen ſolchen Einfluß, daß ſich Schwerter Morgenſterne dunkelrothes Faltenwerk die Führung der Wände des Fuß-

bodens die Fenſtervorhänge und die Zimmerdecke in unbeſtimmten Ausdehnungen und unklaren Umriſſen in ihnen ſpiegelten. Ich merkte bald, daß, wenn alle dieſe Dinge in die Farbe der Abbildungen aufgenommen werden ſollten, die dargeſtellten Gegenſtände wohl an Reichthum und Reiz gewinnen, aber an Verſtändlichkeit verlieren würden, ſo lange man nicht das Zimmer mit allem, was es enthält, mit malt, und dadurch die Begründung aufzeigt. Da ich dies nicht konnte, und mein Zweck es auch nicht erheiſchte, ſo entfernte ich alles Zufällige und ſtark Einwirkende aus dem Zimmer, und malte dann die Schnizereien, wie ſie ſich ſammt den übergebliebenen Einwirkungen mir zeigten, um einerſeits wahr zu ſein, und um andererſeits, wenn ich jede Einwirkung der Umgebung weg ließe, nicht etwas geradezu Unmögliches an ihre Stelle zu ſezen und den Gegenſtand ſeines Lebens zu berauben, weil er dadurch aus jeder Umgebung gerückt würde, keinen Plaz ſeines Daſeins und alſo überhaupt kein Daſein hätte. Was die wirkliche Ortsfarbe der Schnizereien ſei, würde ſich aus dem Ganzen ſchon ergeben, und müßte aus ihm erkannt werden. Ich wendete bei der Arbeit ſehr viele Mühe auf, und ſuchte ſie ſo genau, als es meiner

Kraft und meinen Kenntniſſen möglich war, zu verrichten. Ich erhöhte und vertiefte die Farben ſo lange, und ſuchte nach dem richtigen Tone und dem erforderlichen Feuer ſo lange, bis das Bild neben die Gegenſtände geſtellt aus der Ferne von ihnen nicht zu unterſcheiden war. Die Zeichnung des Bildes mußte richtig ſein, weil ſie vollkommen genau nach dem urſprünglichen Entwurfe gemacht worden war, den ich nach mathematiſchen Weiſungen zuſammen geſtellt hatte. Als die Sache nach meiner Meinung fertig war, zeigte ich ſie dem Vater, welcher ſie auch mit Ausnahme von kleinen Anſtänden, die er erhob, billigte. Die Anſtände beſeitigte ich zu ſeiner Zufriedenheit. Hierauf wurde alles in taugliche Fächer gebracht, und zur Verführung bereit gehalten.

Es waren faſt die Tage des Vorfrühlings herangekommen, ehe ich mit dieſem Werke fertig war. Dies hatte ſeinen Grund auch vorzüglich darin, daß ich die ſpäteren hellen Wintertage mehr als die früheren trüben hatte benuzen können.

Im Frühlinge trat ich meine Reiſe wieder an.

Ich machte zuerſt einen Beſuch bei meinem Gaſtfreunde, brachte ihm die Fächer, in denen die Abbildungen der Pfeilerverkleidungen enthalten waren, und

händigte ihm ſowohl den Entwurf als auch das Farbenbild der Schnizereien ein. Er berief Euſtach in ſeine Stube, in welcher die Dinge ausgepackt wurden, herüber. Beide ſprachen ſich ſehr günſtig über die Arbeit aus, und zwar günſtiger als über jede frühere, die ich ihnen vorgelegt hatte. Ich war darüber ſehr erfreut. Euſtach ſagte, daß man ſehr gut die Ortsfarben und die, welche durch fremde Einwirkungen entſtanden waren, unterſcheiden könne, und daß man aus den lezten die Beſchaffenheit der Umgebungen zu ahnen vermöge. Sie ſtellten das Bild in die nöthige Entfernung und betrachteten es mit Gefallen. Beſonders anerkennend ſprach Euſtach über die Richtigkeit und Brauchbarkeit des unfarbigen Entwurfes.

Ich reiſte nach dem kurzen Beſuche in dem Roſenhauſe in die Gegend der Tann, blieb auch dort nur kurz, und drang tiefer in das Gebirge ein, um eine Mittelſtelle zu finden, von der aus ich meine neuen Arbeiten unternehmen könnte. Als ich eine ſolche gefunden hatte, ging ich in das Lauterthal und dort in das Ahornwirthshaus, um meinen Kaspar und die andern, welche mir im vorigen Jahre geholfen hatten, auch für das heurige zu dingen. Als dies, wie ich glaube, zu gegenſeitiger Zufriedenheit abgethan war,

blieb ich noch einige Tage in dem Ahornhause, theils damit sich meine Leute zu der Abreise rüsten konnten, theils um das mir liebgewordene Haus das liebgewordene Thal und die Umgebung wieder ein wenig zu genießen. Ich ging bei dieser Gelegenheit mehrere Male in das Rothmoor, um dort nachzusehen, was man eben für Gegenstände aus Marmor mache. Mir schien es, als wäre die Anstalt seit einem Jahre sehr gediehen. Ich besprach mich dort auch über Arbeiten, die für mich auszuführen wären, falls ich den hiezu nöthigen Marmor fände. Erkundigungen um auf Spuren der Ergänzungen der Pfeilerverkleidungen meines Vaters, die ich in dieser Gegend gekauft hatte, zu kommen, waren auch heuer wie in früherer Zeit fruchtlos.

Ein Ereigniß trat in dem Lauterthale ein, das mich sehr erheiterte. Mein Zitherspiellehrer, der einige Zeit gleichsam verschollen war, war wieder da. Er zeigte viele Freude, mich zu sehen, und sagte, er wolle mir in das Kargrat folgen, welches jezt der Mittelpunkt meiner Arbeiten war, ein Dörfchen auf grasigen baum- und buschlosen Anhöhen ganz nahe an dem ewigen Eise mit armen Bewohnern und einem vielleicht noch ärmeren genügsamen Pfarrer. Er sagte,

er wolle diejenigen Arbeiten, die ich ihm auftragen werde, gegen Lohn verrichten, und in freier Zeit wollen wir auf der Zither ſpielen. Er habe noch keinen Schüler gehabt, mit dem ihm die Übungen auf der Zither ſo viele Freude gemacht hätten. Ich beſchloß, einen Verſuch zu wagen, und wir wurden über die gegenſeitigen Bedingungen einig.

Als alles in Bereitſchaft war, gingen wir aus dem Ahornhauſe in das Kargrat ab. Ich ging mit den Leuten auf abgelegenen und ſchneller zum Ziele führenden Gebirgspfaden. Nur einmal hatten wir eine Strecke gebahnter Straße, auf welcher ich zwei leichte Wägen miethete. Im Kargrat fand ich ein kleines Zimmerchen. Für meine Leute wurde eine Scheune zurecht gerichtet, und zur Aufbewahrung meiner Gegenſtände wurde aus Brettern ein ganz kleines Häuschen eigens erbaut. Wir waren nun in der Nähe der höchſten Höhen. In mein winziges Fenſter ſahen die drei Schneehäupter der Leiterköpfe, hinter denen die ſteile ziemlich ſchlanke blendend weiße Nadel der Karſpize hervorragte, und neben denen die edelſteinglänzenden Bänke der Simmen oder des Simmieiſes ſich dehnten. Um den ſehr ſpizen Kirchthurm des Dörfchens wehte die ſcharfe faſt harte Gebirgsluft,

und senkte sich auf unsere Häupter und Angesichter nieder. Weit ab gegen die Tiefe zu lagen die anderen Berge und die dichter bewohnten und bevölkerten Länder.

Über das Zitherspiel meines wiedergefundenen Lehrers war ich wirklich sehr erfreut. Ich hatte in der Zeit, während welcher ich ihn nicht gesehen hatte, schon beinahe vergessen, wie vortrefflich er spiele. Alles, was ich seit dem gehört hatte, erblaßte zur Unbedeutenheit gegen sein Spiel, von dem ich den Ausdruck „höchste Herrlichkeit" gebrauchen muß. Er scheint von diesem seinem Musikgeräthe auch ergriffen und beherrscht zu sein; wenn er spielt, ist er ein anderer Mensch, und greift in seine und in die Tiefen anderer Menschen, und zwar in gute. Auf diesen Berghöhen war das schöne Spiel fast noch schöner noch rührender und einsamer.

Wie uns im vorigen Jahre Wälder und Wände eingeschlossen hatten, und nur wenige Stellen uns freien Umblick verschafften, so waren wir heuer fast immer auf freien Höhen, und nur ausnahmsweise umschlossen uns Wände oder Wälder. Der häufigste Begleiter unserer Bestrebungen war das Eis.

Als die Kalendertage sagten, daß die Rosenblüthe

ſchon beinahe vorüber ſein müſſe, beſchloß ich, meine Freunde zu beſuchen. Ich ordnete im Kargrat alles für meine Abweſenheit und Wiederkunft an, und begab mich auf den Weg.

Als ich in dem Asperhofe ankam, ſagten mir der Gärtner und die Dienſtleute, daß Mathilde Natalie mein Gaſtfreund Euſtach Roland und Guſtav in den Sternenhof fort ſeien. Die Roſen waren ſchon verblüht, und man hatte mich nicht mehr erwartet. Mein Gaſtfreund hatte geſagt, daß ich, weil ich ihm im Frühlinge mitgetheilt hatte, daß ich heuer ganz nahe an dem Simmieiſe wohnen werde, wahrſcheinlich im Sommer von dorther den weiten Weg nicht werde haben machen wollen, und daß zu vermuthen ſei, daß ich im Herbſte meine Arbeit abkürzen, und auf eine Zeit bei meinen Freunden einſprechen werde. Sollte ich aber dennoch kommen, ſo hatten die Leute den Auftrag, zu ſagen, daß man mich bitte, in den Sternenhof nach zu kommen.

Ich miethete alſo des andern Tages auf der Poſt einen leichten Wagen, und ſchlug die Richtung nach dem Sternenhofe ein.

Als ich in der Umgebung desſelben angekommen war, ſah ich an Zäunen und in Gärten noch manche

Roſe friſch blühen, obwohl im Asperhofe weder auf dem Gitter noch im Garten eine zu erblicken geweſen war, außer mancher welken und gerunzelten Blume, die man abzunehmen vergeſſen hatte. Auch auf der Anhöhe, die zu dem Schloſſe empor leitete, waren an Roſenbüſchen, die gelegentlich den Raſen ſäumten, weil man im Sternenhofe die Roſen nicht eigens pflegte, ſondern ſie nur wie gewöhnlich als ſchönen Gartenſchmuck zog, noch Knospen, die ihres Aufbrechens harrten. Dieſe Thatſache mag daher kommen, weil der Sternenhof näher an den Gebirgen und höher liegt als das Roſenhaus meines Freundes.

In dem Hofe des Hauſes nahmen die Leute mein Gepäck und die Pferde in Empfang, und wieſen mich die große Treppe hinan. Da ich gemeldet worden war, wurde ich in Mathildens Zimmer geführt, und fand ſie in demſelben allein. Sie ging mir faſt bis zu der Thür entgegen, und empfing mich mit derſelben offenen Herzlichkeit und Freundlichkeit, die ihr immer eigen war. Sie führte mich zu dem Tiſche, der an einem mit Blumen geſchmückten Fenſter ſtand, wo ſie gerne ſaß, und wies mir ihr gegenüber einen Stuhl an dem Tiſche an. Als wir uns geſezt hatten, ſagte ſie: „Es freut mich ſehr, daß ihr noch

gekommen ſeid, wir haben geglaubt, daß ihr heuer den weiten Weg nicht machen würdet.“

„Wo man mich ſo freundlich aufnimmt,“ antwortete ich, „und wo man mich ſo gütig behandelt, dahin mache ich gerne einen Weg, ich mache ihn jedes Jahr, wenn er auch weit iſt, und wenn ich auch meine Beſchäftigung unterbrechen muß.“

„Und jezt findet ihr mich und Natalien nur allein in dieſem Hauſe“ erwiederte ſie, „die Männer, da ſie ſahen, daß ihr nach dem Abblühen der Roſen noch nicht gekommen waret, meinten, ihr würdet im Sommer nun gar nicht mehr kommen, und haben eine kleine Reiſe angetreten, die auch Guſtav mitmacht, weil er das Reiſen ſo liebt. Sie beſuchen eine kleine Kirche in einem abgelegenen Gebirgsthale, deren Zeichnung Roland gebracht hat. Die Kirche wurde in der Zeichnung ſehr ſchön befunden, und zu ihr ſind ſie nun unter Rolands Führung auf dem Wege. Wo ſie nach der Beſichtigung derſelben hinfahren werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie nur einige Tage ausbleiben, und in den Sternenhof zurückkehren werden. Ihr müßt ſie hier erwarten, ſie werden eine Freude haben, euch zu ſehen, und ich werde mich bemühen, alles Erforderliche einzuleiten,

daß ihr indeſſen hier die beſte Bequemlichkeit haben könnet."

„Der Bequemlichkeit," erwiederte ich, „bin ich weder gewohnt, noch ſchlage ich ſie hoch an. Ich möchte nur nicht eine Störung in euer jeziges einſames Hausweſen bringen. Das Höchſte, was mir zu Theil werden kann, habe ich empfangen, eine freundliche Aufnahme."

„Wenn auch gewiß eine freundliche Aufnahme das Höchſte iſt, und wenn ihr auch eine Bequemlichkeit nicht begehret," antwortete ſie, „ſo iſt die Freundlichkeit in den Mienen bei der Aufnahme eines Gaſtes nicht das Einzige, ſo ſchäzenswerth ſie dort iſt, ſondern ſie muß ſich auch in der That äußern, und es muß uns erlaubt ſein, unſere Pflicht, die uns lieb iſt, zu erfüllen, und dem Gaſte eine ſo gute Wohnlichkeit zu bereiten, als es die Umſtände erlauben, er mag ſie nun benüzen oder nicht."

„Was ihr für eine Pflicht haltet, will ich nicht beſtreiten," antwortete ich, „ich will es nicht beirren, nur wünſchen muß ich, daß es mit ſo wenig eigener Aufopferung als möglich verbunden iſt."

„Dieſe wird nicht groß ſein," ſagte ſie, „auf einige Aufmerkſamkeit in Hinſicht der Genauigkeit und Wil-

ligkeit der Leute kömmt es an, und dieſe müſſet ihr mir ſchon erlauben."

Sie zog mit dieſen Worten an einer Glocken-ſchnur, und bedeutete den hereinkommenden Diener, daß er ihr den Hausverwalter rufe.

Da dieſer erſchienen war, ſagte ſie ihm mit ſehr einfachen und kurzen Worten, daß für einen längeren Aufenthalt für mich in dem Hauſe auf das Beſte ge-ſorgt werden möge. Als er ſich entfernen wollte, trug ſie ihm noch auf, vorerſt dem Fräulein zu ſagen, wer gekommen ſei, ſie würde es ſpäter auch ſelber melden, und zum Abendeſſen würden wir in dem Speiſezimmer zuſammen kommen.

Der Hausverwalter entfernte ſich, und Mathilde ſagte, jezt wäre das Hauptſächlichſte gethan, und es erübrige ſpäter nur noch, ſich einen Bericht über die Mittel und die Art der Ausführung geben zu laſſen.

Wir gingen nun auf andere Geſpräche über. Mathilde fragte mich um mein Befinden und um das Allgemeine meiner Beſchäftigungen, denen ich mich in dieſem Sommer hingegeben habe.

Ich antwortete ihr, daß mein körperliches Befin-den immer gleich wohl geblieben ſei. Man habe mich von Kindheit an zu einem einfachen Leben angeleitet,

und dieſes verbunden mit viel Aufenthalt im Freien habe mir eine dauernde und heitere Geſundheit gegeben. Mein geiſtiges Befinden hänge von meinen Beſchäftigungen ab. Ich ſuche dieſelben nach meiner Einſicht zu regeln, und wenn ſie geordnet und nach meiner Meinung mit Ausſicht auf einen Erfolg vor ſich gehen, ſo geben ſie mir Ruhe und Haltung. Sie ſind aber in den lezten Jahren, was meine Hauptrichtung anbelangt, faſt immer dieſelben geblieben, nur der Schauplaz habe ſich geändert. Die Nebenrichtungen ſind freilich andere geworden, und dies werde wohl fortdauern, ſo lange das Leben daure.

Hierauf fragte ich nach dem Wohlbefinden aller unſerer Freunde.

Mathilde antwortete, man könne hierüber ſehr befriedigt ſein. Mein Gaſtfreund fahre in ſeinem einfachen Leben fort, er beſtrebe ſich, daß ſein kleiner Fleck Landes ſeine Schuldigkeit, die jedem Landbeſize zum Zwecke des Beſtehenden obliege, beſtmöglich erfülle, er thue ſeinen Nachbarn und andern Leuten viel Gutes, er thue es ohne Gepränge, und ſuche hauptſächlich, daß es in ganzer Stille geſchehe, er ſchmücke ſich ſein Leben mit der Kunſt mit der Wiſſenſchaft und mit andern Dingen, die halb in dieſes Gebiet halb

beinahe in das der Liebhabereien ſchlagen, und er ſuche endlich ſein Daſein mit jener Ruhe der Anbethung der höchſten Macht zu erfüllen, die alles Beſtehende ordnet. Was zulezt auch noch zum Glücke gehört, das Wohlwollen der Menſchen komme ihm von ſelber entgegen. Euſtach und der ziemlich ſelbſtſtändige Roland haben ſich zum Theile an dieſes Gewebe von Thätigkeiten angeſchloſſen, zum Theile folgen ſie eigenen Antrieben und Verhältniſſen. Guſtav ſtrebe erſt auf der Leiter ſeiner Jugend empor, und ſie glaube, er ſtrebe nicht unrichtig. Wenn dieſes ſei, ſo werde dann die lezte Sproſſe an jede Höhe dieſes Lebens anzulegen ſein, auf der ihm einmal zu wandeln beſtimmt ſein dürfte. Was endlich ſie ſelber und Natalie betreffe, ſo ſei das Leben der Frauen immer ein abhängiges und ergänzendes, und darin fühle es ſich beruhigt und befeſtigt. Sie beide hätten den Halt von Verwandten und nahen Angehörigen, dem ſie zur Feſtigung von Natur aus zugewieſen wären, verloren, ſie leben unſicher auf ihrem Beſizthume, ſie müßten Manches aus ſich ſchöpfen wie ein Mann, und genießen der weiblichen Rechte nur in dem Widerſcheine des Lebens ihrer Freunde, mit dem der Lauf der Jahre ſie verbunden habe. Das ſei die Lage, ſie daure ihrer

Natur nach ſo fort, und gehe ihrer Entwicklung entgegen.

Mich hatte dieſe Darſtellung Mathildens beinahe ernſt gemacht. Die Stimmung milderte ſich wieder, da wir auf die Erzählung von Dingen kamen, die ſich in dieſem Sommer zugetragen hatten. Mathilde berichtete mir über die Roſenblüthe über die Beſuche in derſelben über ihr Leben auf dem Sternenhofe und über das Gedeihen alles deſſen, was der Jahresernte entgegen ſehe. Ich beſchrieb ihr ein wenig meinen jezigen Aufenthaltsort, erklärte ihr, was ich anſtrebe, und erzählte ihr, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln wir es auszuführen verſuchen.

Nachdem das Geſpräch auf dieſe Art eine Zeit gedauert hatte, empfahl ich mich, und begab mich in mein Zimmer.

Es war mir dieſelbe Wohnung eingeräumt und hergerichtet worden, welche ich jedes Mal, ſo oft ich in dem Sternenhofe geweſen war, inne gehabt hatte. Ein Diener hatte mich von dem Vorzimmer Mathildens in dieſelbe geführt. Sie hatte beinahe genau dasſelbe Anſehen wie früher, wenn ich ein Bewohner dieſes Hauſes geweſen war. Sogar die Bücher, welche der Hausverwalter jedes Mal zu meiner Beſchäftigung

herbeigeſchafft hatte, waren nicht vergeſſen worden. Nachdem ich mich eine Weile allein befunden hatte, trat dieſer Hausverwalter herein, und fragte mich, ob alles in der Wohnung in gehöriger Ordnung ſei, oder ob ich einen Wunſch habe. Als ich ihm die Verſicherung gegeben hatte, daß alles über meine Bedürfniſſe trefflich ſei, und nachdem ich ihm für ſeine Mühe und Sorgfalt gedankt hatte, entfernte er ſich wieder.

Ich überließ mich eine Zeit der Ruhe, dann ging ich in den Räumen herum, ſah bald bei dem einen bald bei dem andern Fenſter auf die bekannten Gegenſtände auf die nahen Felder und auf die entfernten Gebirge hinaus, und kleidete mich dann zu dem Abendeſſen anders an.

Zu dieſem Abendeſſen wurde ich bald, da ich ſpät am Tage in dem Schloſſe angekommen war, gerufen.

Ich begab mich in den Speiſeſaal, und fand dort bereits Mathilden und Natalien. Mathilde hatte ſich anders angekleidet, als ich ſie bei meiner Ankunft in ihrem Zimmer getroffen hatte. Von Natalien wußte ich dies nicht; aber da ſie ein ähnliches Kleid anhatte, wie Mathilde, ſo vermuthete ich es, und mußte überzeugt ſein, daß man ihr meine Ankunft gemeldet

habe. Wir begrüßten uns ſehr einfach, und ſezten uns zu dem Tiſche.

Mir war es äußerſt ſeltſam und befremdend, daß ich mit Mathilden und Natalien allein in ihrem Hauſe bei dem Abendtiſche ſize.

Die Geſpräche bewegten ſich um gewöhnliche Dinge.

Nach dem Speiſen entfernte ich mich bald, um die Frauen nicht zu beläſtigen, und zog mich in meine Wohnung zurück.

Dort beſchäftigte ich mich eine Zeit mit Papieren und Büchern, die ich aus meinem Koffer hervorgeſucht hatte, gerieth dann in Sinnen und Denken, und begab mich endlich zur Ruhe.

Der folgende Tag wurde zu einem einſamen Morgenſpaziergange benüzt, dann frühſtückten wir mit einander, dann gingen wir in den Garten, dann beſchäftigte ich mich bei den Bildern in den Zimmern. Der Nachmittag wurde zu einem Gange in Theile des Meierhofes und auf die Felder verwendet, und der Abend war wie der vorhergegangene.

Mit Natalien war ich, da ſie jezt mit ihrer Mutter allein in dem Schloſſe wohnte, beinahe fremder, als ich es ſonſt unter vielen Leuten geweſen war.

Wir hatten an dieſem Tage nicht viel mit einander geſprochen und nur die allergewöhnlichſten Dinge.

Der zweite Tag verging wie der erſte. Ich hatte die Bilder wieder angeſehen, ich war in den Zimmern mit den alterthümlichen Geräthen geweſen, und hatte den Gängen Gemächern und Abbildungen des oberen Stockwerkes einen Beſuch gemacht.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in dem Sternenhofe nachmittags, da ich eine Weile in die Zeilen des alten Homer geblickt hatte, wollte ich meine Wohnung, in der ich mich befand, verlaſſen, und in den Garten gehen. Ich legte die Worte Homers auf den Tiſch, begab mich in das Vorzimmer, ſchloß die Thür meiner Wohnung hinter mir ab, und ging über die kleinere Treppe im hinteren Theile des Hauſes in den Garten. Es war ein ſehr ſchöner Tag, keine einzige Wolke ſtand an dem Himmel, die Sonne ſchien warm auf die Blumen, daher es ſtille von Arbeiten und ſelbſt vom Geſange der Vögel war. Nur das einfache Scharren und leiſe Hämmern der Arbeiter hörte ich, welche mit der Hinwegſchaffung der Tünche des Hauſes in der Nähe meines Ausganges auf Gerüſten beſchäftigt waren. Ich ging neben Ge-

büſchen und verſpäteten Blumen einem Schatten zu, welcher ſich mir auf einem Sandwege both, der mit ziemlich hohen Hecken geſäumt war. Der Sandweg führte mich zu den Linden, und von dieſen ging ich durch eine Überlaubung der Eppichwand zu. Ich ging an ihr entlang, und trat in die Grotte des Brunnens. Ich war von der linken Seite der Wand gekommen, von welcher man beim Herannahen den ſchöneren Anblick der Quellnimphe hat, dafür aber das Bänkchen nicht gewahr wird, welches in der Grotte der Nimphe gegenüber angebracht iſt. Als ich eingetreten war, ſah ich Natalien auf dem Bänklein ſizen. Sie war ſehr erſchrocken, und ſtand auf. Ich war auch erſchrocken; dennoch ſah ich in ihr Angeſicht. In demſelben war ein Schwanken zwiſchen Roth und Blaß, und ihre Augen waren auf mich gerichtet.

Ich ſagte: „Mein Fräulein, ihr werdet mir es glauben, wenn ich euch ſage, daß ich von dem Laubgange an der linken Seite dieſer Wand gegen die Grotte gekommen bin, und euch nicht habe ſehen können, ſonſt wäre ich nicht eingetreten, und hätte euch nicht geſtört.“

Sie antwortete nichts, und ſah mich noch immer an.

Ich ſagte wieder: „Da ich euch nun einmal beunruhigt habe, wenn auch gegen meinen Willen, ſo werdet ihr mir es wohl gütig verzeihen, und ich werde mich ſogleich entfernen.“

„Ach nein, nein,“ ſagte ſie.

Da ich ſchwankte, und die Bedeutung der Worte nicht erkannte, fragte ich: „Zürnet ihr mir, Natalie?“

„Nein, ich zürne euch nicht,“ antwortete ſie, und richtete die Augen, die ſie eben niedergeſchlagen hatte, wieder auf mich.

„Ihr ſeid auf dieſen Plaz gegangen, um allein zu ſein,“ ſagte ich, „alſo muß ich euch verlaſſen.“

„Wenn ihr mich nicht aus Abſicht meidet, ſo iſt es nicht ein Müſſen, daß ihr mich verlaſſet,“ antwortete ſie.

„Wenn es nicht eine Pflicht iſt, euch zu verlaſſen,“ erwiederte ich, „ſo müßt ihr euren Plaz wieder einnehmen, von dem ich euch verſcheucht habe. Thut es, Natalie, ſezt euch auf eure frühere Stelle nieder.“

Sie ließ ſich auf das Bänkchen nieder ganz vorn gegen den Ausgang, und ſtüzte ſich auf die Marmorlehne.

Ich kam nun auf dieſe Weiſe zwiſchen ſie und die Geſtalt zu ſtehen. Da ich dieſes für unſchicklich hielt, ſo trat ich ein wenig gegen den Hintergrund. Allein

jezt ſtand ich wieder aufrecht vor dem leeren Theile der Bank in der nicht ſehr hohen Halle, und da mir auch dieſes eher unziemend als ziemend erſchien, ſo ſezte ich mich auf den andern Theil der Bank, und ſagte: „Liebt ihr wohl dieſen Plaz mehr als andere?“

„Ich liebe ihn,“ antwortete ſie, „weil er abgeſchloſſen iſt, und weil die Geſtalt ſchön iſt. Liebt ihr ihn nicht auch?“

„Ich habe die Geſtalt immer mehr lieben gelernt, je länger ich ſie kannte,“ antwortete ich.

„Ihr ginget früher öfter her?“ fragte ſie.

„Als ich durch die Güte eurer Mutter manche Geräthe in dem Sternenhofe zeichnete, und faſt allein in demſelben wohnte, habe ich oft dieſe Halle beſucht,“ erwiederte ich. „Und ſpäter auch, wenn ich durch freundliche Einladung hieher kam, habe ich nie verſäumt, an dieſe Stelle zu gehen.“

„Ich habe euch hier geſehen,“ ſagte ſie.

„Die Anlage iſt gemacht, daß ſie das Gemüth und den Verſtand erfüllet,“ antwortete ich, „die grüne Wand des Eppichs ſchließt ruhig ab, die zwei Eichen ſtehen wie Wächter, und das Weiß des Steins geht ſanft von dem Dunkel der Blätter und des Gartens weg.“

„Es iſt alles nach und nach entſtanden, wie die

Mutter erzählt," erwiederte ſie, „der Eppich iſt erzogen worden, die Wand vergrößert erweitert und bis an die Eichen geführt. Selbſt in der Halle war es einmal anders. Die Bank war nicht da. Aber da der Marmor ſo oft betrachtet wurde, da die Menſchen vor ihm ſtanden, oder ſelbſt in der Halle neben ihm, da die Mutter ebenfalls die Geſtalt gerne betrachtete, und lange betrachtete: ſo ließ ſie aus dem gleichen Stoffe, aus dem die Nimphe gearbeitet iſt, dieſe Bank machen, und ließ dieſelbe mit der kunſtreichen vorchriſtlich ausgeführten Lehne verſehen, damit ſie einerſeits zu dem vorhandenen Werke ſtimme, und damit andererſeits das Werk mit Ruhe und Erquickung angeſehen werden könne. Mit der Zeit iſt auch die Alabaſterſchale hieher gekommen."

„Die Menſchen werden von ſolchen Werken gezogen," antwortete ich, „und die Luſt des Schauens findet ſich."

„Ich habe dieſe Geſtalt von meiner Kindheit an geſehen, und habe mich an ſie gewöhnt," ſagte ſie, „haltet ihr nicht auch den bloßen Stein ſchon für ſehr ſchön?"

„Ich halte ihn für ganz beſonders ſchön," erwiederte ich.

„Mir iſt immer, wenn ich ihn lange betrachte,“ ſagte ſie, „als hätte er eine ſehr große Tiefe, als ſollte man in ihn eindringen können, und als wäre er durchſichtig, was er nicht iſt. Er hält eine reine Fläche den Augen entgegen, die ſo zart iſt, daß ſie kaum Widerſtand leiſtet, und in der man als Anhaltspunkte nur die vielen feinen Splitter funkeln ſieht.“

„Der Stein iſt auch durchſichtig,“ antwortete ich, „nur muß man eine dünne Schichte haben, durch die man ſehen will. Dann ſcheint die Welt faſt goldartig, wenn man ſie durch ihn anſieht. Wenn mehrere Schichten übereinander liegen, ſo werden ſie in ihrem Anblicke von Außen weiß, wie der Schnee, der auch aus lauter durchſichtigen kleinen Eisnadeln beſteht, weiß wird, wenn Millionen ſolcher Nadeln auf einander liegen.“

„So habe ich nicht unrecht empfunden,“ ſagte ſie.

„Nein,“ erwiederte ich, „ihr habt recht geahnt.“

„Wenn die Edelſteine nicht nach dem geachtet werden, was ſie koſten,“ ſagte ſie, „ſondern nach dem, wie ſie edel ſind, ſo gehört der Marmor gewiß unter die Edelſteine.“

„Er gehört unter dieſelben, er gehört gewißlich unter dieſelben,“ erwiederte ich. „Wenn er auch als

bloßer Stoff nicht ſo hoch im Preiſe ſteht, wie die geſuchten Steine, die nur in kleinen Stücken vorkommen, ſo iſt er doch ſo auserleſen und ſo wunderbar, daß er nicht bloß in der weißen ſondern auch in jeder andern Farbe begehrt wird, daß man die verſchiedenſten Dinge aus ihm macht, und daß das Höchſte, was menſchliche bildende Kunſt darzuſtellen vermag, in der Reinheit des weißen Marmors ausgeführt wird."

„Das iſt es, was mich auch immer ſehr ergriff, wenn ich hier ſaß, und betrachtete," ſagte ſie, „daß in dem harten Steine das Weiche und Runde der Geſtaltung ausgedrückt iſt, und daß man zu der Darſtellung des Schönſten in der Welt den Stoff nimmt, der keine Makel hat. Dies ſehe ich ſogar immer an der Geſtalt auf der Treppe unſers Freundes, welche noch ſchöner und ehrfurchterweckender als dieſes Bildwerk hier iſt, wenn gleich ihr Stoff in der Länge der vielen Jahre, die er gedauert hat, verunreinigt worden war."

„Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung," entgegnete ich, „daß die Menſchen in den edelſten und ſelbſt hie und da älteſten Völkern zu dieſem Stoffe griffen, wenn ſie hohes Göttliches oder Menſchliches bilden wollten,

während ſie Ausſchmückungen in Laubwerk Simſen Säulen Thiergeſtalten und ſelbſt untergeordnete Menſchen- und Götterbilder aus farbigem Marmor aus Sandſtein aus Holz Thon Gold oder Silber verfertigten. Es wäre zugänglicherer behandelbarerer Stoff geweſen: Holz Erde weicher Stein manche Metalle: ſie aber gruben weißen Marmor aus der Erde, und bildeten aus ihm. Aber auch die andern Edelſteine, aus denen man verſchiedene Dinge macht, geſchnittene Steine allerlei Geſtalten Blumen- und Zierwerk, ſo wie endlich diejenigen, die man beſonders Edelſteine nennt und zum Schmucke der menſchlichen Geſtalt und hoher Dinge anwendet, haben in ihrem Stoffe etwas, das anzieht, und den menſchlichen Geiſt zu ſich leitet, es iſt nicht blos die Seltenheit oder das Schimmern, das ſie werthvoll macht."

„Habt ihr auch die Edelſteine kennen zu lernen geſucht?" fragte ſie.

„Ein Freund hat mir vieles von ihnen gezeigt und erklärt," antwortete ich.

„Sie ſind freilich für die Menſchen ſehr merkwürdig," ſagte ſie.

„Es iſt etwas Tiefes und Ergreifendes in ihnen," antwortete ich, „gleichſam ein Geiſt in ihrem Weſen,

der zu uns ſpricht, wie zum Beiſpiele in der Ruhe des Smaragdes, deſſen Schimmerpunkten kein Grün der Natur gleicht, es müßte nur auf Vogelgefiedern wie das des Colibri oder auf den Flügeldecken von Käfern ſein — wie in der Fülle des Rubins, der mit dem roſenſamtnen Lichtblicke gleichſam als der vornehmſte unter den gefärbten Steinen zu uns aufſieht — wie in dem Räthſel des Opals, der unergründlich iſt — und wie in der Kraft des Diamantes, der wegen ſeines großen Lichtbrechungsvermögens in einer Schnelligkeit wie der Bliz den Wechſel des Feuers und der Farben gibt, den kaum die Schneeſterne noch der Sprühregen des Waſſerfalles haben. Alles, was den edlen Steinen nachgemacht wird, iſt der Körper ohne dieſen Geiſt, es iſt der inhaltleere ſpröde harte Glanz ſtatt der reichen Tiefe und Milde."

„Ihr habt von der Perle nicht geſprochen."

„Sie iſt kein Edelſtein, geſellt ſich aber im Gebrauche gerne zu ihm. In ihrem äußern Anſehen iſt ſie wohl das Beſcheidenſte; aber nichts ſchmückt mit dem ſo ſanft umflorten Seidenglanze die menſchliche Schönheit ſchöner als die Perle. Selbſt an dem Kleide eines Mannes, wo ſie etwas hält, wie die Schleife des Halstuches oder wie die Falte des

Brustlinnens, dünkt sie mich das Würdigste und Ernsteste."

„Und liebt ihr die Edelsteine als Schmuck?" fragte sie.

„Wenn die schönsten Steine ihrer Art ausgewählt werden," antwortete ich, „wenn sie in einer Fassung sind, welche richtigen Kunstgesezen entspricht, und wenn diese Fassung an der Stelle, wo sie ist, einen Zweck erfüllt, also nothwendig erscheint: dann ist wohl kein Schmuck des menschlichen Körpers feierlicher als der der Edelsteine."

Wir schwiegen nach diesen Worten, und ich konnte Natalien jezt erst ein wenig betrachten. Sie hatte ein mattes hellgraues Seidenkleid an, wie sie es überhaupt gerne trug. Das Kleid reichte, wie es bei ihr immer der Fall war, bis zum Halse und bis zu den Knöcheln der Hand. Von Schmuck hatte sie gar nichts an sich, nicht das Geringste, während ihr Körper doch so stimmend zu Edelsteinen gewesen wäre. Ohrgehänge, welche damals alle Frauen und Mädchen trugen, hatte weder Mathilde je, seit ich sie kannte, getragen, noch trug sie Natalie.

In unserem Schweigen sahen wir gleichsam wie durch Verabredung gegen das rieselnde Wasser.

Endlich ſagte ſie: „Wir haben von dem Angenehmen dieſes Ortes geſprochen, und ſind von dem edlen Steine des Marmors auf die Edelſteine gekommen; aber eines Dinges wäre noch Erwähnung zu thun, das dieſen Ort ganz beſonders auszeichnet.“

„Welches Dinges?“

„Des Waſſers. Nicht blos, daß dieſes Waſſer vor vielen, die ich kenne, gut zur Erquickung gegen den Durſt iſt, ſo hat ſein Spielen und ſein Fließen gerade an dieſer Stelle und durch dieſe Vorrichtungen etwas Beſänftigendes und etwas Beachtungswerthes.“

„Ich fühle, wie ihr,“ antwortete ich, „und wie oft habe ich dem ſchönen Glänzen und dem ſchattenden Dunkel dieſes lebendigen flüchtigen Körpers an dieſer Stelle zugeſehen, eines Körpers, der wie die Luft wohl viel bewunderungswürdiger wäre, als es die Menſchen zu erkennen ſcheinen.“

„Ich halte auch das Waſſer und die Luft für bewunderungswürdig,“ entgegnete ſie, „die Menſchen achten nur ſo wenig auf beides, weil ſie überall von ihnen umgeben ſind. Das Waſſer erſcheint mir als das bewegte Leben des Erdkörpers wie die Luft ſein ungeheurer Odem iſt.“

„Wie richtig ſprecht ihr,“ ſagte ich, „und es ſind

auch Menſchen geweſen, die das Waſſer ſehr geachtet haben; wie hoch haben die Griechen ihr Meer gehalten, und wie rieſenhafte Werke haben die Römer aufgeführt, um ſich das Labſal eines guten Waſſers zuzuleiten. Sie haben freilich nur auf den Körper Rückſicht genommen, und haben nicht, wie die Griechen die Schönheit ihres Meeres betrachteten, die Schönheit des Waſſers vor Augen gehabt; ſondern ſie haben ſich nur dieſes Kleinod der Geſundheit in beſter Art verſchaffen wollen. Und iſt wohl etwas außer der Luft, das mit größerem Adel in unſer Weſen eingeht als das Waſſer? Soll nicht nur das reinſte und edelſte ſich mit uns vereinigen? Sollte dies nicht gerade in den geſundheitverderbenden Städten ſein, wo ſie aber nur Vertiefungen machen, und das Waſſer trinken, das aus ihnen kömmt? Ich bin in den Bergen geweſen in Thälern in Ebenen in der großen Stadt, und habe in der Hize im Durſte in der Bewegung den koſtbaren Kriſtall des Waſſers und ſeine Unterſchiede kennen gelernt. Wie erquickt der Quell in den Bergen und ſelbſt in den Hügeln, vorzüglich wenn er am reinſten aus dem reinen Granit fließt, und Natalie, wie ſchön iſt außerdem der Quell!"

Hatte nun Natalie ſchon früher einen Durſt em-

pfunden, und hatte derſelbe ihr Geſpräch auf das Waſſer gelenkt, oder war durch das Geſpräch ein leichter Durſt in ihr hervorgerufen worden: ſie ſtand nun auf, nahm die Alabaſterſchale in die Hand, ließ ſie ſich in dem ſanften Strahle füllen, ſezte ſie an ihre ſchönen Lippen, trank einen Theil des Waſſers, ließ das übrige in das tiefere Becken fließen, ſtellte die leere Schale an ihren Plaz, und ſezte ſich wieder zu mir auf die Bank.

Mir war das Herz ein wenig gedrückt, und ich ſagte: „Wenn wir beide das Schöne dieſes Ortes betrachtet, und wenn wir von ihm und von andern Dingen, auf die er uns führte, gerne geſprochen haben, ſo iſt doch etwas in ihm, was mir Schmerz erregt.“

„Was kann euch denn an dieſem Orte Schmerz erregen?“ fragte ſie.

„Natalie,“ antwortete ich, „es iſt jezt ein Jahr, daß ihr mich an dieſer Halle abſichtlich gemieden habt. Ihr ſaßet auf derſelben Bank, auf welcher ihr jezt ſizet, ich ſtand im Garten, ihr tratet heraus, und ginget von mir mit beeiligten Schritten in das Gebüſch.“

Sie wendete ihr Angeſicht gegen mich, ſah mich mit den dunkeln Augen an, und ſagte: „Deſſen erinnert ihr euch, und das macht euch Schmerz?“

„Es macht mir jezt im Rückblicke Schmerz, und hat ihn mir damals gemacht," antwortete ich.

„Ihr habt mich ja aber auch gemieden," ſagte ſie.

„Ich hielt mich ferne, um nicht den Schein zu haben, als dränge ich mich zu euch," entgegnete ich.

„War ich euch denn von einer Bedeutung?" fragte ſie.

„Natalie," antwortete ich, „ich habe eine Schweſter, die ich im höchſten Maße liebe, ich habe viele Mädchen in unſerer Stadt und in dem Lande kennen gelernt; aber keines ſelbſt nicht meine Schweſter achte ich ſo hoch wie euch, keines iſt mir ſtets ſo gegenwärtig, und erfüllt mein ganzes Weſen wie ihr."

Bei dieſen Worten traten die Thränen aus ihren Augen, und floſſen über ihre Wangen herab.

Ich erſtaunte, ich blickte ſie an, und ſagte: „Wenn dieſe ſchönen Tropfen ſprechen, Natalie ſagen ſie, daß ihr mir auch ein wenig gut ſeid?"

„Wie meinem Leben," antwortete ſie.

Ich erſtaunte noch mehr, und ſprach: „Wie kann es denn ſein, ich habe es nicht geglaubt."

„Ich habe es auch von euch nicht geglaubt," erwiederte ſie.

„Ihr konntet es leicht wiſſen," ſagte ich. „Ihr ſeid

ſo gut, ſo rein, ſo einfach. So ſeid ihr vor mir gewandelt, ihr waret mir begreiflich wie das Blau des Himmels, und eure Seele erſchien mir ſo tief, wie das Blau des Himmels tief iſt. Ich habe euch mehrere Jahre gekannt, ihr waret ſtets bedeutend vor der herrlichen Geſtalt eurer Mutter und der eures ehrwürdigen Freundes, ihr waret heute, wie ihr geſtern geweſen waret, und morgen wie heute, und ſo habe ich euch in meine Seele genommen zu denen, die ich dort liebe, zu Vater Mutter Schweſter — nein, Natalie, noch tiefer, tiefer —"

Sie ſah mich bei dieſen Worten ſehr freundlich an, ihre Thränen floſſen noch häufiger, und ſie reichte mir ihre Hand herüber.

Ich faßte die Hand, ich konnte nichts ſagen, und blickte ſie nur an.

Nach mehreren Augenblicken ließ ich ihre Hand los, und ſagte: „Natalie, es iſt mir nicht begreiflich, wie iſt es denn möglich, daß ihr mir gut ſeid, mir, der gar nichts iſt, und nichts bedeutet?"

„Ihr wißt nicht, wer ihr ſeid," antwortete ſie. „Es iſt gekommen, wie es kommen mußte. Wir haben viele Zeit in der Stadt zugebracht, wir ſind oft den ganzen Winter in derſelben geweſen, wir haben Reiſen

gemacht, haben verſchiedene Länder und Städte geſehen, wir ſind in London Paris und Rom geweſen. Ich habe viele junge Männer kennen gelernt. Darunter ſind wichtige und bedeutende geweſen. Ich habe geſehen, daß mancher Antheil an mir nahm; aber es hat mich eingeſchüchtert, und wenn einer durch ſprechende Blicke oder durch andere Merkmale es mir näher legte, ſo entſtand eine Angſt in mir, und ich mußte mich nur noch ferner halten. Wir gingen wieder in die Heimath zurück. Da kamet ihr eines Sommers in den Asperhof, und ich ſah euch. Ihr kamet im nächſten Sommer wieder. Ihr waret ohne Anſpruch, ich ſah, wie ihr die Dinge dieſer Erde liebtet, wie ihr ihnen nach ginget, und wie ihr ſie in eurer Wiſſenſchaft hegtet — ich ſah, wie ihr meine Mutter verehrtet, unſern Freund hochachtetet, den Knaben Guſtav beinahe liebtet, von eurem Vater eurer Mutter und eurer Schweſter nur mit Ehrerbiethung ſprachet, und da — — da —"

„Da, Natalie?"

„Da liebte ich euch, weil ihr ſo einfach ſo gut und doch ſo ernſt ſeid."

„Und ich liebte euch mehr, als ich je irgend ein Ding dieſer Erde zu lieben vermochte."

„Ich habe manchen Schmerz um euch empfunden, wenn ich in den Feldern herumging.“

„Ich habe es ja nicht gewußt, Natalie, und weil ich es nicht wußte, ſo mußte ich mein Inneres verbergen, und gegen jedermann ſchweigen, gegen den Vater gegen die Mutter gegen die Schweſter, und ſogar gegen mich. Ich bin fortgefahren, das zu thun, was ich für meine Pflicht erachtete, ich bin in die Berge gegangen, habe mir ihre Zuſammenſezung aufgeſchrieben, habe Geſteine geſammelt und Seen gemeſſen, ich bin auf den Rath eures Freundes einen Sommer beſchäftigungslos in dem Asperhofe geweſen, bin dann wieder in die Wildniß gegangen und zu der Grenze des Eiſes emporgeſtiegen. Ich konnte nur eure Mutter euren Freund und euren Bruder immer wärmer lieben: aber, Natalie, wenn ich auf den Höhen der Berge war, habe ich euer Bild in dem heitern Himmel geſehen, der über mir ausgeſpannt war, wenn ich auf die feſten ſtarren Felſen blickte, ſo erblickte ich es auch in dem Dufte, der vor denſelben webte, wenn ich auf die Länder der Menſchen hinausſchaute, ſo war es in der Stille, die über der Welt gelagert war, und wenn ich zu Hauſe in die Züge der Meinigen blickte, ſo ſchwebte es auch in denen.“

„Und nun hat sich alles recht gelöset.“

„Es hat sich wohl gelöset, meine liebe liebe Natalie.“

„Mein theurer Freund!“

Wir reichten uns bei diesen Worten die Hände wieder, und saßen schweigend da.

Wie hatte seit einigen Augenblicken alles sich um mich verändert, und wie hatten die Dinge eine Gestalt gewonnen, die ihnen sonst nicht eigen war. Nataliens Augen, in welche ich schauen konnte, standen in einem Schimmer, wie ich sie nie, seit ich sie kenne, gesehen hatte. Das unermüdlich fließende Wasser die Alabasterschale der Marmor waren verjüngt; die weißen Flimmer auf der Gestalt und die wunderbar im Schatten blühenden Lichter waren anders; die Flüssigkeit rann plätscherte oder pippte oder tönte im einzelnen Falle anders; das sonnenglänzende Grün von draußen sah als ein neues freundlich herein, und selbst das Hämmern, mit welchem man die Tünche von den Mauern des Hauses herabschlug, tönte jezt als ein ganz verschiedenes in die Grotte von dem, das ich gehört hatte, als ich aus dem Hause gegangen war.

Nach einer geraumen Weile sagte Natalie: „Und

von dem Abende im Hoftheater habt ihr auch nie etwas geſprochen."

„Von welchem Abende Natalie?"

„Als König Lear aufgeführt wurde."

„Ihr ſeid doch nicht das Mädchen in der Loge geweſen?"

„Ich bin es geweſen."

„Nein, ihr ſeid ſo blühend wie eine Roſe, und jenes Mädchen war blaß wie eine weiße Lilie."

„Es mußte mich der Schmerz entfärbt haben. Ich war kindiſch, und es hat mir damals wohlgethan, in euren Augen allein unter allen denen, die die Loge umgaben, ein Mitgefühl mit meiner Empfindung zu leſen. Dieſe Empfindung wurde durch euer Mitgefühl zwar noch ſtärker, ſo daß ſie beinahe zu mächtig wurde; aber es war gut. Ich habe nie einer Vorſtellung beigewohnt, die ſo ergreifend geweſen wäre. Ich ſah es als einen günſtigen Zufall an, daß mir eure Augen, die bei dem Leiden des alten Königs übergefloſſen waren, bei dem Fortgehen aus dem Schauſpielhauſe ſo nahe kamen. Ich glaubte ihnen mit meinen Blicken dafür danken zu müſſen, daß ſie mir beigeſtimmt hatten, wo ich ſonſt vereinſamt geweſen wäre. Habt ihr das nicht erkannt?"

„Ich habe es erkannt, und habe gedacht, daß der Blick des Mädchens wohlwollend ſei, und daß er ein Einverſtändniß über unſere gemeinſchaftliche Empfindung bei der Vorſtellung bedeuten könne.“

„Und ihr habt mich alſo nicht wieder erkannt?“

„Nein, Natalie.“

„Ich habe euch gleich erkannt, als ich euch in dem Asperhofe ſah.“

„Es iſt mir lieb, daß es eure Augen geweſen ſind, die mir den Dank geſagt haben; der Dank iſt tief in mein Gemüth gedrungen. Aber wie konnte es auch anders ſein, da eure Augen das Liebſte und Holdeſte ſind, was für mich die Erde hat.“

„Ich habe euch ſchon damals in meinem Herzen höher geſtellt als die andern, obwohl ihr ein Fremder waret, und obwohl ich denken konnte, daß ihr mir in meinem ganzen Leben fremd bleiben werdet.“

„Natalie, was mir heute begegnet iſt, bildet eine Wendung in meinem Leben, und ein ſo tiefes Ereigniß, daß ich es kaum denken kann. Ich muß ſuchen, alles zurecht zu legen, und mich an den Gedanken der Zukunft zu gewöhnen.“

„Es iſt ein Glück, das uns ohne Verdienſt vom

Himmel gefallen, weil es größer iſt als jedes Verdienſt.“

„Drum laſſet uns es dankbar aufnehmen.“

„Und ewig bewahren.“

„Wie war es gut, Natalie, daß ich die Worte Homers, die ich heute nachmittag las, nicht in mein Herz aufnehmen konnte, daß ich das Buch weglegte, in den Garten ging, und daß das Schickſal meine Schritte zu dem Marmor des Brunnens lenkte.“

„Wenn unſere Weſen zu einander neigten, obgleich wir es nicht gegenſeitig wußten, ſo würden ſie ſich doch zugeführt worden ſein, wann und wo es immer geſchehen wäre, das weiß ich nun mit Sicherheit.“

„Aber ſagt, warum habt ihr mich denn gemieden, Natalie?“

„Ich habe euch nicht gemieden, ich konnte mit euch nicht ſprechen, wie es mir in meinem Innern war, und ich konnte auch nicht ſo ſein, als ob ihr ein Fremder wäret. Doch war mir eure Gegenwart ſehr lieb. Aber warum habt denn auch ihr euch ferne von mir gehalten?“

„Mir war wie euch. Da ihr ſo weit von mir waret, konnte ich mich nicht nahen. Eure Gegenwart

verherrlichte mir alles, was uns umgab, aber das dunkle künftige Glück schien mir unerreichbar."

„Nun ist doch erfüllet, was sich vorbereitete."

„Ja es ist erfüllt."

Nach einem kleinen Schweigen fuhr ich fort: „Ihr habt gesagt, Natalie, daß wir das Glück, das uns vom Himmel gefallen ist, ewig aufbewahren sollen. Wir sollen es auch ewig aufbewahren. Schließen wir den Bund, daß wir uns lieben wollen, so lange das Leben währt, und daß wir treu sein wollen, was auch immer komme, und was die Zukunft bringe, ob es uns aufbewahrt ist, daß wir in Vereinigung die Sonne und den Himmel genießen, oder ob jedes allein zu beiden emporblickt, und nur des andern mit Schmerzen gedenken kann."

„Ja, mein Freund, Liebe unveränderliche Liebe, so lange das Leben währt, und Treue, was auch die Zukunft von Gunst oder Ungunst bringen mag."

„O Natalie, wie wallt mein Herz in Freude! Ich habe es nicht geahnt, daß es so entzückend ist, euch zu besitzen, die mir unerreichbar schien."

„Ich habe auch nicht gedacht, daß ihr euer Herz von den großen Dingen, denen ihr ergeben waret, wegkehren und mir zuwenden werdet."

„O meine geliebte meine theure ewig mir gehörende Natalie!“

„Mein einziger mein unvergeßlicher Freund!“

Ich war von Empfindung überwältigt, ich zog ſie näher an mich, und neigte mein Angeſicht zu ihrem. Sie wendete ihr Haupt herüber, und gab mit Güte ihre ſchönen Lippen meinem Munde, um den Kuß zu empfangen, den ich both.

„Ewig für dich allein,“ ſagte ich.

„Ewig für dich allein,“ ſagte ſie leiſe.

Schon als ich die ſüßen Lippen an meinen fühlte, war mir, als ſei ein Zittern in ihr, und als fließen ihre Thränen wieder.

Da ich mein Haupt wegwendete, und in ihr Angeſicht ſchaute, ſah ich die Thränen in ihren Augen.

Ich fühlte die Tropfen auch in den meinen hervorquellen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte. Ich zog Natalien wieder näher an mich, legte ihr Angeſicht an meine Bruſt, neigte meine Wange auf ihre ſchönen Haare, legte die eine Hand auf ihr Haupt, und hielt ſie ſo ſanft umfaßt, und an mein Herz gedrückt. Sie regte ſich nicht, und ich fühlte ihr Weinen. Da dieſe Stellung ſich wieder löste, da ſie mir in das Angeſicht ſchaute, drückte ich noch einmal einen heißen Kuß auf

ihre Lippen, zum Zeichen der ewigen Vereinigung und der unbegrenzten Liebe. Sie ſchlang auch ihre Arme um meinen Hals, und erwiederte den Kuß zu gleichem Zeichen der Einheit und der Liebe. Mir war in dieſem Augenblicke, daß Natalie nun meiner Treue und Güte hingegeben, daß ſie ein Leben eins mit meinem Leben ſei. Ich ſchwor mir, mit allem, was groß gut ſchön und ſtark in mir iſt, zu ſtreben, ihre Zukunft zu ſchmücken, und ſie ſo glücklich zu machen, als es nur in meiner Macht iſt, und erreicht werden kann.

Wir ſaßen nun ſchweigend neben einander, wir konnten nicht ſprechen, und drückten uns nur die Hände als Beſtättigung des geſchloßnen Bundes und des innigſten Verſtändniſſes.

Da eine Zeit vergangen war, ſagte endlich Natalie: „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unſerer Neigung verſichert, und dieſe Neigung wird auch dauern; aber was nun geſchehen, und wie ſich alles Andere geſtalten wird, das hängt von unſern Angehörigen ab, von meiner Mutter, und von euren Eltern.“

„Sie werden unſer Glück mit Wohlwollen anſehen.“

„Ich hoffe es auch; aber wenn ich das vollſte

Recht hätte, meine Handlungen ſelber zu beſtimmen, ſo würde ich nie auch nicht ein Theilchen meines Lebens ſo einrichten, daß es meiner Mutter nicht gefiele; es wäre kein Glück für mich. Ich werde ſo handeln, ſo lange wir beiſammen auf der Erde ſind. Ihr thut wohl auch ſo?"

„Ich thue es; weil ich meine Eltern liebe, und weil mir eine Freude nur als ſolche gilt, wenn ſie auch die ihre iſt."

„Und noch jemand muß gefragt werden."

„Wer?"

„Unſer edler Freund. Er iſt ſo gut, ſo weiſe, ſo uneigennüzig. Er hat unſerm Leben einen Halt gegeben, als wir rathlos waren, er iſt uns beigeſtanden, als wir es bedurften, und jezt iſt er der zweite Vater Guſtavs geworden."

„Ja, Natalie, er ſoll und muß gefragt werden; aber ſprecht, wenn eins von dieſen nein ſagt?"

„Wenn eines nein ſagt, und wir es nicht überzeugen können, ſo wird es Recht haben, und wir werden uns dann lieben, ſo lange wir leben, wir werden einander treu ſein in dieſer und jener Welt; aber wir dürften uns dann nicht mehr ſehen."

„Wenn wir ihnen die Entſcheidung über uns an-

heim gegeben haben, so müßte es wohl so sein; aber es wird gewiß nicht gewiß nicht geschehen."

„Ich glaube mit Zuversicht, daß es nicht geschehen wird."

„Mein Vater wird sich freuen, wenn ich ihm sage, wie ihr seid, er wird euch lieben, wenn er euch sieht, die Mutter wird euch eine zweite Mutter sein, und Klotilde wird sich euch mit ganzer Seele zuwenden."

„Ich verehre eure Eltern und liebe Klotilde schon so lange, als ich euch von ihnen reden und erzählen hörte. Mit meiner Mutter werde ich noch heute sprechen, ich könnte die Nacht nicht über das Geheimniß heraufgehen lassen. Wenn ihr zu euren Eltern reiset, sagt ihnen, was geschehen ist, und sendet bald Nachricht hieher."

„Ja Natalie."

„Geht ihr von hier wieder in die Berge?"

„Ich wollte es; nun aber hat sich Wichtigeres ereignet, und ich muß gleich zu meinen Eltern. Nur auf Kurzes will ich, so schnell es geht, in meinen jetzigen Standort reisen, um die Arbeiten abzubestellen, die Leute zu entlassen, und Alles in Ordnung zu bringen."

„Das muß wohl so sein."

„Die Antwort meiner Eltern bringt dann nicht eine Nachricht, ſondern ich ſelber.“

„Das iſt noch erfreulicher. Mit unſerm Freunde wird wohl hier geredet werden.“

„Natalie, dann habt ihr eine Schweſter an Klotilden, und ich einen Bruder an Guſtav.“

„Ihr habt ihn ja immer ſehr geliebt. Alles iſt ſo ſchön, daß es faſt zu ſchön iſt.“

Dann ſprachen wir von der Zurückkunft der Männer, was ſie ſagen würden, und wie unſer Gaſtfreund die ſchnelle Wendung der Dinge aufnehmen werde.

Zulezt, als die Gemüther zu einer ſanfteren Ruhe zurückgekehrt waren, erhoben wir uns, um in das Haus zu gehen. Ich both Natalien meinen Arm, den ſie annahm. Ich führte ſie der Eppichwand entlang, ich führte ſie durch einen ſchönen Gang des Gartens, und wir gelangten dann in offnere freie Stellen, in denen wir eine Umſicht hatten.

Als wir da eine Strecke vorwärts gekommen waren, ſahen wir Mathilden außerhalb des Gartens gegen den Maierhof gehen. Das Pförtchen, welches von dem Garten gegen den Maierhof führt, war in der Nähe, und ſtand offen. –

„Ich werde meiner Mutter folgen, und werde gleich jezt mit ihr sprechen," sagte Natalie.

„Wenn ihr es für gut haltet, so thut es," erwiederte ich.

„Ja, ich thue es, mein Freund. Lebt wohl."

„Lebt wohl."

Sie zog ihren Arm aus dem meinigen, wir reichten uns die Hände, drückten sie uns, und Natalie schlug den Weg zu dem Pförtchen ein.

Ich sah ihr nach, sie blickte noch einmal gegen mich um, ging dann durch das Pförtchen, und das graue Seidenkleid verschwand unter den grünen Hecken des Grundes.

Ich ging in das Haus, und begab mich in meine Wohnung.

Da lag das Buch, in welchem die Worte Homers waren, die heute die Gewalt über mein Herz verloren hatten — es lag, wie ich es auf den Tisch gelegt hatte. Was war indessen geschehen. Die schönste Jungfrau dieser Erde hatte ich an mein Herz gedrückt. Aber was will das sagen? Das edelste wärmste herrlichste Gemüth ist mein, es ist mir in Liebe und Neigung zugethan. Wie habe ich das verdient, wie kann ich es verdienen?!

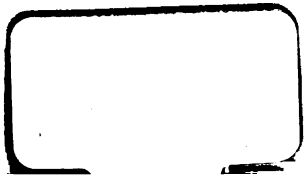
Ich ſezte mich nieder, und ſah gegen die Ruhe der heitern Luft hinaus.

Ich verließ an dieſem Tage gar nicht mehr das Haus. Gegen Abend ging ich in den Gang, der im Norden des Hauſes hinläuft, und ſah auf den Garten hinaus. Auf einer freien Stelle, in welcher ein weißer Pfad durch Wieſengrün hingeht, ſah ich Mathilden mit Natalien wandeln.

Ich ging wieder in mein Zimmer zurück.

Als es dunkelte, wurde ich zu dem Abendeſſen gerufen.

Da Mathilde und Natalie in den Speiſeſaal getreten waren, lud mich Mathilde mit einem ſanften Lächeln und mit der Freundlichkeit, die ihr immer eigen war, ein, an ihrer Seite Plaz zu nehmen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.